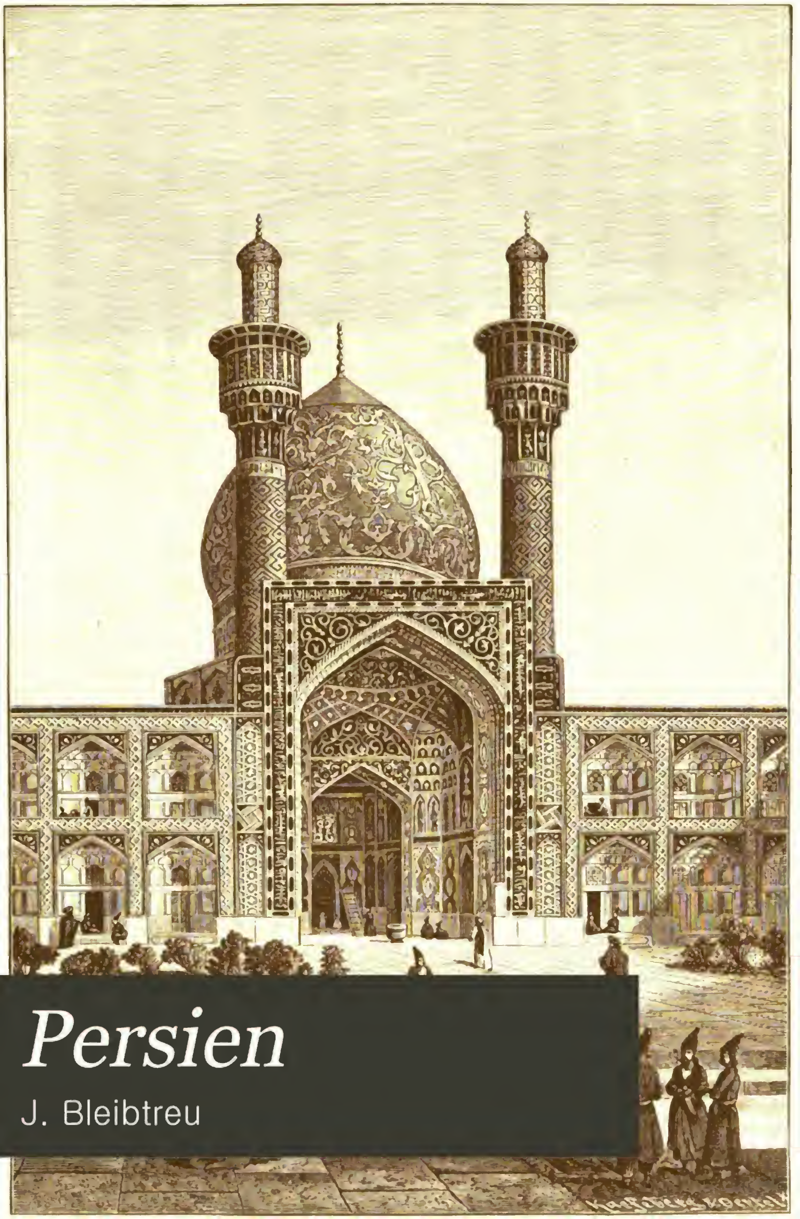
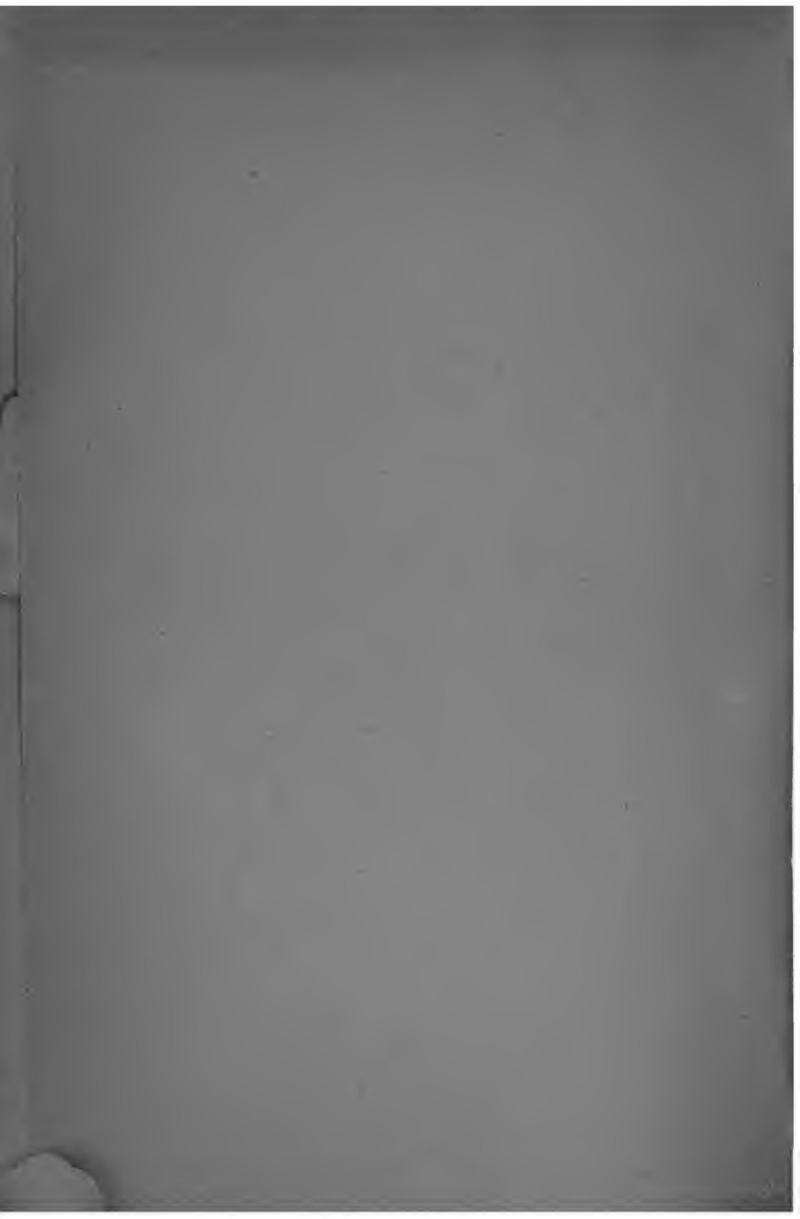


Persien

J. Bleibtreu





Illustrierte Bibliothek
der
Länder- und Völkerkunde.

Unter diesem Titel erscheint in unserem Verlage **eine Sammlung illustrierter Schriften zur Länder- und Völkerkunde, die sich durch zeitgemäßen, interessanten und gediegenen Inhalt, gemeinverständliche Darstellung, künstlerische Schönheit und sittliche Reinheit der Illustration sowie durch elegante Ausstattung auszeichnen sollen.**

Die Entdeckungsgeschichte der Erde — die physische Geographie — sowie die specielle Länder- und Völkerkunde werden in geeigneten Bearbeitungen vertreten sein.

So hoffen wir eine Reihe geographischer Werke zu schaffen, die für jeden Gebildeten höchst interessant und lehrreich sein werden, die den Lehrern der Erdkunde zur Belebung und Vertiefung des Unterrichtes dienen können, die endlich bei der studierenden Jugend Freude und Lust an der geographischen Wissenschaft wecken sollen.

Neueste Bände:

Persien. Das Land der Sonne und des Löwen. Aus den Papieren eines Reisenden. Herausgegeben von **J. Bleibtreu.** Mit 50 Abbildungen, großenteils nach photographischen Aufnahmen, und einer Karte. gr. 8°. (XII u. 212 S.)

Das Wetter. Eine populäre Darstellung der Wetterfolge. Von **Ralph Abercromby.** Aus dem Englischen übersetzt von Dr. **J. M. Pernter.** Mit zwei Titelbildern und 96 Figuren im Text. gr. 8°. (XVIII u. 326 S.) *M.* 5; in Original-Einband: Leinwand mit reicher Deckenpressung *M.* 7.

Die früher erschienenen Bände enthalten:

Der Weltverkehr. **Telegraphie und Post, Eisenbahnen und Schiffahrt** in ihrer Entwickelung dargestellt von Dr. **M. Geistbeck.** Mit 123 Abbildungen und 33 Karten. gr. 8°. (XII u. 496 S.) *M.* 8; in Original-Einband: Leinwand mit reicher Deckenpressung *M.* 10.

Kanada und Neu-Fundland. Nach eigenen Reisen und Beobachtungen von **E. v. Hesse-Wartegg.** Mit 54 Abbildungen und einer Übersichtskarte. gr. 8°. (XII u. 224 S.) *M.* 5; in Original-Einband: Leinwand mit reicher Deckenpressung *M.* 7.

Unsere Erde. Astronomische und physische Geographie. Eine Vorhalle zur Länder- und Völkerkunde. Von **A. Jakob.** Mit 100 in den Text gedruckten Abbildungen, 26 Vollbildern und einer Spektraltafel in Farbendruck. gr. 8°. (XII u. 486 S.) *M.* 8; in Original-Einband: Leinwand mit reicher Deckenpressung *M.* 10. (Die zweite Auflage ist in Vorbereitung.)

Daraus erschien apart in neuer Auflage:

Der Mensch, **die Krone der irdischen Schöpfung.** Zeitgemäße Betrachtungen über Verbreitung, Einteilung, Abstammung und Alter des Menschengeschlechtes — mit einer kritischen Beleuchtung der Affentheorie. Mit 53 Text-Illustrationen und einer Karte in Farbendruck. gr. 8°. (VIII u. 160 S.) *M.* 2.40; in Original-Einband: Leinwand mit reicher Deckenpressung *M.* 3.

Persien.

Von

J. Bleibtreu.


Illustrierte Bibliothek der
Länder- u. Völkerkunde.
HERDER'SCHE
VERLAGSHANDLUNG
FREIBURG



Medrese des Schah Hussein zu Isfahan. (Zu S. 113.)

(Nach *Coste*, Monuments modernes de la Perse.)

Persien.

Das Land der Sonne und des Löwen.

Aus den Papieren eines Reisenden

herausgegeben

von J. Bleibtreu.

Mit 50 Abbildungen, großenteils nach photographischen Aufnahmen, und einer Karte.



Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1894.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.



Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Vorwort.

Länger als ein Jahrtausend hindurch haben die Perser die Sache des Orients gegen das Abendland verfochten. Mit jugendlicher Kraft faßte das Achämenidenreich die uralten Kulturen Asiens von Elam bis nach Ägypten zusammen und führte sie zum Sturme gegen Hellas. Der Erfolg ist bekannt: der persische Koloß verblutete auf den Schlachtfeldern von Marathon und Salamis, und unter Alexander dem Großen ergoß sich das Griechentum in breiten Wogen über den Orient. Dann kam der Gegendruck. Gegen die Macedonier erhoben sich die Parther, ihnen folgten die Sasaniden, auf der andern Seite wurden die Römer und die Byzantiner die Erben der Seleuciden — der Kampf dauerte weiter. Erst der Islam nahm den Persern die Sorgen für die Politik ab.

Kein heidnisches Volk ist dem Monotheismus so nahe gekommen wie die Perser. In der arabischen Zeit können wir hier den religionsgeschichtlich äußerst merkwürdigen Entwicklungsgang verfolgen, wie der Islam persische Religiosität zersetzt und hinwiederum von ihr zersetzt wird.

Die persische Litteraturgeschichte weist ein nationales Epos auf, das an dichterischem Wert sich kühn neben die Edda und das Nibelungenlied stellen darf.

Die politische und geistige Entwicklung in ihren Zusammenhängen gedrängt darzustellen, aus der überreichen Fülle der Einzelheiten nur das Bezeichnende herauszugreifen, war mein Bestreben in den historischen Abschnitten.

Die geographischen und ethnographischen Kapitel beruhen auf den Beobachtungen und Erfahrungen eines mehrjährigen Aufenthaltes im Lande selbst.

Freiburg im Breisgau, Oktober 1894.

Der Herausgeber.

Inhaltsübersicht.

Erster Teil.

Die Natur des Landes.

Zweiter Teil.

Aus der persischen Geschichte.

Dritter Teil.

Das heutige Persien.

Vierter Teil.

Beschreibung der bemerkenswertesten Orte und Ruinen Persiens.

Anhang.

Verzeichnis der Abbildungen.

Titelbild: Medrese des Schah Hussein zu Isfahan. (Zu S. 113.)

Karte von Iran und Turan.

Erster Teil.

Die Natur des Landes.

1. Bodenbeschaffenheit.

Iran[1], welches zwischen 25° 55′ bis 39° 8′ nördlicher Breite und 62° 10′ bis 80° 2′ östlicher Länge liegt, grenzt im Norden an das Kaspische Meer, im Nordosten an Turkestan, im Osten an Afghanistan, im Süden an den Indischen Ocean, im Westen und Nordwesten an die asiatische Türkei und das asiatische Rußland. Seit dem Frieden von Turkmantschai (24. Februar 1828) beträgt der Flächeninhalt 1 645 000 qkm.

Die Beschaffenheit des Bodens ist bei der großen Ausdehnung des Landes in den einzelnen Teilen desselben sehr verschieden; aber dennoch läßt sich, mit Ausnahme der Nordprovinzen Mazänderan und Gilan sowie einiger Distrikte in andern Provinzen Unfruchtbarkeit als der allgemeine Charakter des Landes aufstellen. Was die übrigen Verhältnisse der Oberfläche betrifft, so muß Iran als eine große Hochebene betrachtet werden, welche sich auf einer niedrigern Gegend erhebt. Die letztere erstreckt sich unter dem Namen Duschtistan über einen großen Teil der Küste des Persischen Meerbusens, südlich vom Tigrisstrome hin, dann unter mehreren andern Benennungen dem Kaspischen Meere entlang bis an den Fuß der Älburz-Gebirge, und stößt im Norden an die Ebenen von Turkestan. Die Hochebene selbst umfaßt den Raum zwischen diesen beiden Linien und erstreckt sich nach Osten und Westen bis an die Grenzen des Reiches. Ihre Höhe über dem Meeresspiegel ist nicht geringer als 1100 m, steigt auch oft, besonders nach Norden hin, bis 1500 m, ja sogar über 1800 m.

An und auf dieser Hochebene ziehen sich mehrere Gebirge und Hügelreihen hin. Die vornehmsten derselben sind: 1. Das Zagros-Gebirge auf der Grenze von Iran und der asiatischen Türkei. Es führt nur ein einziger Paß über dasselbe. Man findet überall Spuren früherer Bauwerke zu beiden Seiten der tief in den Felsen eingeschnittenen Straße, und auch diese selbst

[1] Ursprünglich Arijana, d. i. „Arierland". Daraus wurde später Eran und endlich Iran. Unter Persien verstehen die Orientalen die Provinz in der Südwestecke Irans, die alte Persis.

stellt sich als ein verfallenes Werk alter Kunst dar. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Alexander auf seinem Marsche von Ekbatana nach Babylon durch diesen Paß gezogen ist und die Straße entweder neu hat errichten oder wenigstens beträchtlich verbessern lassen. Von einem alten Bogengewölbe, das noch jetzt die Aufmerksamkeit der Reisenden fesselt, hat der Paß seinen gegenwärtigen Namen, Paß von Tauk, d. h. Bogen- oder Dachpaß, erhalten. — 2. Die Gebirge von Luristan, welche sich, als eine Fortsetzung des Zagros, in das Innere des Landes, namentlich durch die Provinzen Luristan und Chusistan, ausbreiten. — 3. Das Gebirge Älvend (Alvend), östlich vom Zagros; es zieht sich durch einen Teil der Provinz Irak und hieß im Altertum Orontes. Ein Teil desselben ist der Beschbarmak oder der Fünffingerberg. — 4. Das Buktir- (oder baktiarische) Gebirge in der Provinz Fars, eine Fortsetzung des Zagros, welche sich bis in die Nähe von Schiraz erstreckt, dann aber sich in zwei Ketten teilt, von welchen die nördliche nach Kerman, die südliche bis an den Meerbusen fortgeht und, längs diesem an Luristan hinziehend, das flache Küstenland (Gärmsir) vom Hochlande trennt. Es gehen aus dem Innern nur zwei Pässe über das Buktir-Gebirge; der eine heißt der von Kerman, der andere der von Schiraz. Beide führen nach Bandär Abbas und Buschähr (Abuschähr) am Indischen Ocean. Alles zu beiden Seiten dieser Pässe liegende Gebirgsland ist der Aufenthalt von Hirten und Plünderhorden; alle Reisenden folgen immer ganz denselben gebahnten Wegen, seit den Heeren der Großkönige Irans und Alexanders bis auf den heutigen Tag. Noch zu Marco Polos Zeiten (im 13. Jahrhundert) war der Paß von Kerman nach Bandär Abbas eine berühmte Handelsstraße; jetzt ist die ganze Gegend eine unwirtbare Einöde mit wenigen, elenden Dörfern. Der Paß von Schiraz (nach Bandär Abbas) ist so beschwerlich, daß Chardin (1660) mit seiner Karawane einen Monat brauchte, ehe er von einem Orte zum andern kam. In neuern Zeitläufen, seit dem Verfall von Bandär Abbas, ist er ganz außer Gebrauch gekommen. Dagegen wird der Weg von Schiraz nach Buschähr eingeschlagen, der aber nicht minder steil und beschwerlich ist. Nur persische Pferde und Maultiere können hier gebraucht werden. — 5. Das Adschuduk-Gebirge in der Provinz Fars. Seine Verzweigungen erstrecken sich östlich bis nach Beludschistan und hängen mit dem Brahu-Gebirge daselbst zusammen. — 6. Das Älburz- (oder Alburz-) Gebirge, zugleich das vornehmste im nördlichen Teile von Iran. Es bildet die Scheidewand der Hochebene von dem Tieflande am Kaspischen Meere und Turkestans und steht mit den Gebirgen von Armenien und folglich mit dem Kaukasus in Zusammenhang. In der Richtung von Westen nach Osten läuft der Älburz durch den nördlichen Teil Chorasans, wo er mehrere Seitenäste nach Süden sendet, bis er, nördlich von Mäschhäd vorbeiziehend, an den Paropamisus sich anschließt.



Fig. 1. Berg und Stadt Dämavänd.

Der höchste Berg des Älburz-Gebirges ist der das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckte Dämavänd (Darmavend; Fig. 1), dessen Höhe nach den Angaben Houtum-Schindlers 5600 m beträgt und den Ararat um nahezu 450 m überragt. Auf den höchsten zugänglichen Punkten sammelt man Schwefel, woraus sich der vulkanische Ursprung dieses Berges erkennen läßt. Auch soll nach den Erzählungen der Einwohner des umliegenden Landes noch jetzt zuweilen Rauch von demselben aufsteigen; daraus ist wohl eine Stelle des „Avesta“ zu erklären, daß unter dem Dämavänd der Dämon Zohak gefesselt liege, und abergläubische Einwohner dieser Gegend glauben noch jetzt, daß in ihm die Seelen der Tyrannen nach ihrem Tode gefoltert werden. Der Abfall des Älburz zum Kaspischen Meere ist sehr tief und steil. Es giebt nur vier Pässe (Kotuls), durch welche man über dieses Gebirge gelangen kann: die von Keramli, Kovar, Kurzan oder Khärzan und Pil Rubar. Die beiden erstern hießen bei den altrömischen Geographen Pylae oder Portae Caspiae; durch sie führte die Hauptstraße von Ekbatana nach Baktria. Sie waren für die damalige Zeit als Handelswege sehr wichtig; in neuerer Zeit, wo der unmittelbare Verkehr zwischen Iran und Balkh aufgehört hat, sind sie sehr unbedeutend. Am nördlichen Ausgange der genannten vier Pässe hatte Schah Abbas der Große zu Anfang des 17. Jahrhunderts längs dem Kaspischen Meere hin eine an 450 km lange und 20 m breite gepflasterte Straße angelegt, die aber jetzt so verfallen ist, daß sie von Kamelen nicht passiert werden kann.

Im allgemeinen ist das Ansehen der Gebirge Irans fast überall kahl, verbrannt und abschreckend. An den meisten Punkten erblickt das Auge nichts als hohe, graue Felsenmassen, die in Schichten übereinander getürmt sind oder in rauhen Klippenreihen schroff von der Ebene emporsteigen; die letztere bildet allmähliche Erhöhungen nur an solchen Stellen, wo das Wasser Teile des Gebirges herabgeschwemmt hat. Kaum zwei Monate lang, im Frühling, erhalten diese braunen Gebirgsrücken durch ihre kärgliche Vegetation eine smaragdgrüne Farbe, aber bald verbrennt die Hitze des Sommers alles; die frühere Farbe findet sich allmählich wieder ein, und von den Pflanzen, die so schnell erschienen und ebenso schnell verwelkt sind, bleibt auch nicht ein Strauch übrig. Die Ebenen gewähren größtenteils einen wenig einladenden Anblick; sie bestehen meistens aus Kies, der von den Gebirgen herabgespült worden ist, oder aus den Anschwemmungen, die sich bei irgend einer frühern Umgestaltung der Erde in große, tiefe Schichten gelagert haben, oder aus hartem Lehm, der, wenn er nicht künstlich oder natürlich bewässert werden kann, ganz unfruchtbar ist: die Farbe des ganzen Landes ist das ganze Jahr hindurch, bloß mit Ausnahme der Monate April und Mai, einförmig braun oder grau.

Einen äußerst traurigen Anblick gewährt die Gegend zwischen Tehran und Kum. Nach einem Ritte von zwei Stunden verloren wir hier plötzlich alles Grün aus dem Gesichtskreise; der kurze Übergang von der Höhe zur Tiefe brachte uns in ein dunkelbraunes und dürres Thal ohne einen Grashalm. Dieses wiederum führte uns nach einem andern, und so stiegen wir durch eine Reihe ähnlicher, verbrannter, mit Sand bedeckter Wüsten hinab, welche einander wie eine Kette ausgetrockneter Seen folgten. Nirgends war eine Pflanze zu sehen, obschon die Frühlingsregen diesmal ungewöhnlich stark gewesen waren. Jedoch hatten diese für uns den Vorteil, daß der Sand dadurch einstweilen eine gewisse Festigkeit erlangt hatte, sonst würden uns die leichten Teilchen recht lästig gewesen sein, da der Wind bei unserer Durchreise sehr heftig war und sie uns in das Gesicht geweht hätte. So war auch die Gegend vor uns beschaffen, bis wir an einen beträchtlichen Fluß gelangten, der so groß war, daß wir nur mit Mühe hindurchkommen konnten. Bei unserem Durst litten wir die Qualen des Tantalus, als wir eine so große Menge Wassers scharf gesalzen fanden. Von da aus begannen wir über eine Kette steiniger Hügel hinaufzusteigen, die sich in rauhen Haufen von der unebenen Oberfläche des unfruchtbaren Thales erhoben, durch das wir eben gereist waren, und sich mehrere Kilometer weit nach Osten und Westen hin erstreckten. Nachdem wir über diesen Felsenwall hinweg waren, gelangten wir auf einmal in eine große Sandwüste. Die weiten Salzstrecken, womit die glühende Ebene besprenkelt war, erschienen in der Ferne als ebensoviele glänzende Seen. Der Anblick hatte für jeden, der noch niemals eine morgenländische Wüste gesehen hatte, etwas Schauerlich-Erhabenes.

Was die persischen Landschaften vorzüglich so öde macht, ist der fast durchgängige Mangel an Wasser, der auf der ganzen Hochebene herrscht. Nur die Provinzen am Kaspischen Meere und einige Distrikte der benachbarten Landschaften bilden in dieser Hinsicht eine Ausnahme und haben eben deshalb ein freundliches Aussehen. Im übrigen Teile des Reiches sind die kleinen Stücke bewässerten und fruchtbaren Landes mit Oasen zu vergleichen, die durch den Abstand von der Umgebung diese nur noch trauriger machen. Gehölze findet man — die obengenannten Provinzen abgerechnet — in den Ebenen so wenig als auf den Gebirgen. Nirgends sieht man Bäume als in den Gärten der Dörfer oder an den Ufern der Ströme, wo man sie anpflanzt, um das wenige Bauholz zu ziehen, das man zu den Wohnungen braucht; es sind meistens Obstbäume, die edle Tschenar oder orientalische Platanus, die schlanke Pappel und die Cypresse. Der Eindruck, den ein Garten voll solcher Bäume mit ihrem dunklen, von der grauen, staubigen Ebene stark abstechenden Grün auf den Beschauer macht, ist mehr melancholisch als erfreulich. Wer sich eine Landschaft Persiens deutlich vorstellen will, der

muß sich vorher bemühen, alle die Bilder, welche die europäischen Gegenden schön und freundlich gestalten, aus seiner Einbildungskraft zu verbannen. Hier giebt es keine schattigen, majestätischen Wälder, keine lachenden, grünen Ebenen oder grasreichen Gebirge, keine durch Wiesen sich hinschlängelnden Flüsse oder rauschenden Bäche, keine Parke oder Gehege, keine Schlösser oder Herrensitze, keine zierlichen Landhäuser, deren weiße Mauern blinkend durch das grüne Laub schimmern. Wenn der Reisende die Felsengebirge, welche diese Ebenen durchschneiden, erklommen hat und von dem Gipfel, den er mit saurem Schweiße erstiegen, auf die Gegend umherblickt, so wandern seine Augen, ohne durch irgend etwas angezogen zu werden, über eine gleichförmige braune Fläche, die sich in weiter Ferne verliert oder von blauen Gebirgen begrenzt wird, welche denen vollkommen gleichen, die er soeben mit Mühe erstiegen hat. Befindet sich innerhalb seines Gesichtskreises angebautes Feld, so kann man dasselbe kaum von der Ebene unterscheiden, ausgenommen in den Frühlingsmonaten. Liegt eine Stadt oder ein Dorf in der Ebene, so bemerkt man weiter nichts als einen Streifen oder einen Punkt auf der Oberfläche, der vorzüglich durch die Gärten gebildet wird, welche die Wohnungen gewöhnlich umgeben; bloß dadurch unterscheiden diese sich von den Ruinen, die in der Regel weit reichlicher vorhanden sind als die bewohnten Häuser. Das sind die Scenen, die sich dem Reisenden in Iran, einen Tag wie den andern, auf dem ganzen Wege darbieten.

2. Bewässerung.

Fast überall in Iran fließen die Ströme von Nordwesten nach Südosten oder in entgegengesetzter Richtung. Nur die bedeutendsten haben die mächtigen Gebirgsmassen durchbrochen und eilen dem Meere zu, wie der Sefid Rud im Norden, der Karun im Westen, der Mund im Süden; die Mehrzahl aller Gewässer ergießt sich in salzige Binnenseen, oder versumpft, nachdem die größere Menge des Wassers zur Überrieselung aufgebraucht worden ist. Wo dann das belebende Naß fehlt, wo künstliche Bewässerung nicht vorhanden ist und nur die Regenzeit zeitweilige Rinnsale erzeugt, dehnt sich die Wüste aus.

Der Persische Meerbusen, welcher ein Teil des Indischen Oceans ist und mit diesem im Osten durch die Straße von Ormuz zusammenhängt, erstreckt sich in der Richtung von Südosten nach Nordwesten tief ins asiatische Hochland zwischen Iran und Arabien hinein. Die persische Küste desselben fällt größtenteils steil ab und hat vor den Buchten eine Menge felsiger Inseln. Der Schatt, welcher sich in diesen Meerbusen ergießt, ist eigentlich ein türkisch-asiatischer Strom, empfängt indes auf seiner linken Seite mehrere Zuflüsse aus Iran. Der bemerkenswerteste darunter ist der Kerah, welcher nordwestlich von der Stadt Hamadan auf dem Älvend-Gebirge entspringt und

südöstlich von Korna, auf türkischem Gebiete, den Hauptfluß erreicht. Der obenerwähnte Karun [1], dessen Quellen westlich von Isfahan zu suchen sind, giebt am Ende seines Laufes nur durch einen Kanal etwas von seinem Wasser an den Schatt ab; das übrige ergießt sich durch fünf Mündungen unmittelbar in den Persischen Meerbusen. Was der letztere außerdem noch aus Iran empfängt, sind der Tsab [2], der Kisch oder Schapur, der Sitagoran und einige andere, unbedeutendere Küstenflüsse.

Zu letzterer Gattung gehören auch diejenigen Flüsse, welche außerhalb des Golfes in das Indische Meer fallen. Übrigens bespült dieses unter dem Namen Bahr Oman nur einen kleinen Teil Irans an den Küsten von Kerman, zwischen der Insel Kischm (Kischmisch) und dem Vorgebirge Jask. Der ansehnlichste unter den sich in dieses Meer ergießenden Flüssen ist der Ibrahim Rud.

In das Kaspische Meer fallen außer dem Arasch (Araxes), der aber jetzt nach der Abtretung des persischen Armeniens nur noch Grenzfluß ist, und dem Tedsen (dem Ochus der Alten), der aus Afghanistan kommt und durch Chorasan strömt, wo er den Mäschhäd aufnimmt, nur Küstenflüsse von geringer Größe. Die ansehnlichsten derselben sind der auf dem Gipfel des Bisch-Barmak [3] (im Kaukasus-Gebirge) entspringende Kisil Osen (in Iran Sefid Rud genannt) und der vom Älburz kommende reißende Kurkan.

Unter den Binnenseen haben nur zwei beträchtliche Größe: der Urumia oder Urmia (auch „Königssee" genannt) und der Baktegan oder Hamkan. Der Urumia liegt westlich vom Täbriz und hat etwa 560 km im Umfange. Browne hat gefunden, daß das Wasser dieses Sees noch um ein Drittel mehr Salz enthält als das Meerwasser. Es leben keine Fische darin; aber die Gegend um ihn her wird für die gesundeste in ganz Iran gehalten. Am östlichen Ufer des Urumia, bei dem Dorfe Schiramin, sieht man einige Teiche, deren Wasser sich von Zeit zu Zeit versteinert und eine dicke Rinde von Kalksinter (ähnlich dem Karlsbader Sprudelstein) absetzt; dieselbe ist in Iran unter dem Namen Täbrizer Marmor bekannt und als Baumaterial ungemein gesucht. Einen solchen Versteinerungsprozeß kann man vom Anfange bis

[1] Der Karun ist der einzige auf eine längere Strecke schiffbare Strom; derselbe ist nämlich, wie dessen Beschiffung durch den Lieutenant Selby mit dem Dampfer „Assyria" 1842 gezeigt hat, das ganze Jahr hindurch für Dampfer von 1 m Tiefgang von Muhammärah bis Schustär schiffbar, abgesehen von einer etwa 2 km langen Strecke bei Ahvaz, wo Felsenriffe das Strombett durchsetzen und Stromschnellen erzeugen.

[2] Der Tsab, der Fars von Chusistan trennt, ist für Boote bis nach Endien, etwa 30 km vom Meere ab, schiffbar.

[3] Bisch-Barmak ist eine Höhe in dem Vorgebirge des Kaukasus, 97 km nördlich von Baku, unweit des Kaspischen Meeres. Sein Name wurde ihm wegen seiner fingerartigen Gipfel gegeben.

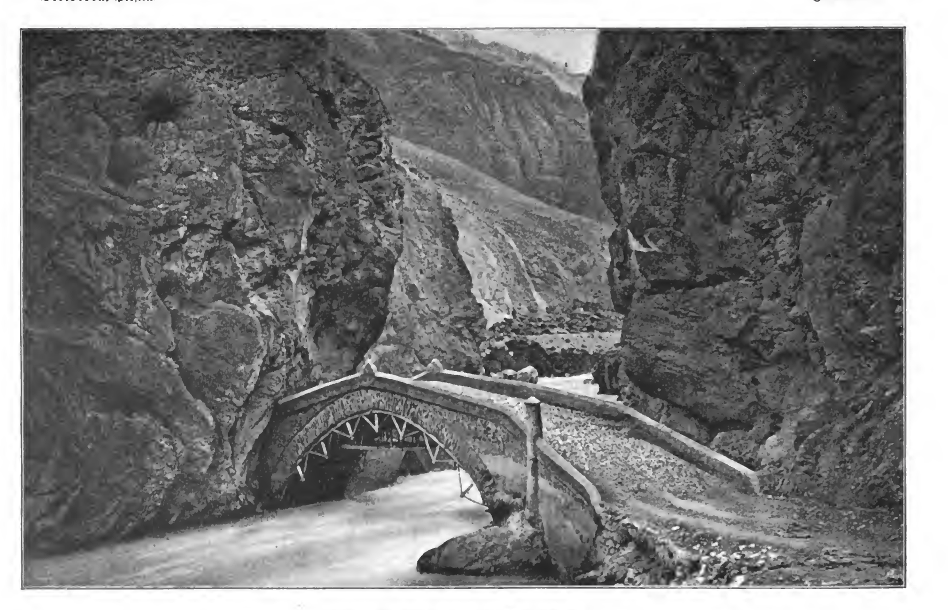


Fig. 2. Brücke über den Haras-Fluß.

zum Ende verfolgen. An einer Stelle ist das Wasser klar; an einer zweiten sieht es dicker und stockend aus, an einer dritten ganz schwarz und an der letzten weiß wie Rauhfrost. In der That erscheint ein solcher Teich wie von Eis überzogen; solange aber der Prozeß nicht vollendet ist, durchbricht ein leicht darauf geworfener Stein die äußere Decke, und das unter ihr befindliche schwarze Wasser dampft aus. Ist der Prozeß vollendet, so verursacht ein Stein keinen Eindruck mehr, und man kann über die Decke gehen, ohne sich einen Schuh naß zu machen; der hervorgebrachte Stoff ist bröckelig, durchsichtig und zuweilen grün, rot und kupferfarbig geadert. Er läßt sich in mächtige Platten schneiden und nimmt einen schönen Glanz an. Dieser Marmor wird in solch hohem Grade als Luxusartikel geschätzt, daß nur der Schah, seine Söhne und durch besondern Ferman dazu berechtigte Personen ihn ausbrechen dürfen. Die in den Urumia fallenden Flüsse sind: der Safi, der Endor und der Serav-Rud.

Der Baktegan, welcher etwa ein Sechstel so groß ist als der Urumia, liegt östlich von der Stadt Schiraz, in der Provinz Fars, und ist ebenfalls sehr reich an Salz. Man nimmt an, daß man mit dem an seinen Ufern und an der Oberfläche sich ansetzenden Salze die ganze Provinz versorgen könnte.

Die Zahl der Steppenflüsse ist sehr beträchtlich. Es seien hier nur die vornehmsten erwähnt: der Zendeh-Rud, der Kam-Rud, der Gärm-Rud u. a. m. in der Provinz Irak; der Kamasseh-Rud, der Harsan und der Beyat in Kurdistan; der Sehra-Rud, Semini, Derschai ꝛc. in Kerman; der in den Baktegan-See fallende Band-Emir oder Kur in Fars; der Sahor, Schur-e-Rud, Adschin u. a. in Chorasan; der Haras in Mazänderan (Fig. 2).

Von den vielen Kanälen, die in älterer Zeit zur Bewässerung der Felder und Gärten das Land durchzogen, sind eine große Menge nur noch in ihren Trümmern vorhanden, und man sieht höchstens die Richtung, in welcher sie angelegt waren. Indessen ist die Zahl der jetzt vorhandenen immer noch beträchtlich genug.

Mineralquellen, worunter mehrere heiße, findet man in Kurdistan am Gebirge Älvend, in Taberistan am Berge Kuh Mirem, in Irak bei dem Dorfe Abdullahabad sowie zwischen Kazvin und Karkan, in Fars bei Schiraz, zwischen dieser Stadt und Isfahan ꝛc.

3. Klima und Gesundheitszustand.

Das Klima muß in einem Lande von so weiter Ausdehnung in der Richtung der Mittagslinie und von so beträchtlicher Verschiedenheit der Meereshöhe in den einzelnen Provinzen merklich abweichen. Im ganzen ist es kälter, als man nach der geographischen Breite vermuten sollte. Nur an den Meeresküsten und in den großen Sandwüsten wird die Hitze im

Sommer ungemein lästig[1]. Hierzu kommt die außerordentliche Trockenheit der Atmosphäre, eine Folge des großen Wassermangels. Die Reinheit und Stille der Luft ist so groß, daß man des Nachts bei Sternlicht lesen und Gegenstände in einer Entfernung von zehn Schritten erkennen kann. Ich habe nirgends auf meinen Reisen so viele glänzende Lufterscheinungen, namentlich so schöne Zodiakallichter gesehen als in Iran. Stürme sind, mit Ausnahme des Samum, welcher in den Sommermonaten zuweilen an der Küste auftritt, seltene Erscheinungen. Dieser Samum, der in einem großen Teil des südlichen Iran vorwaltet, weht zu Zeiten dermaßen heftig, daß er Wolken von leichtem Triebsande von der entgegengesetzten Küste Arabiens auf eine Entfernung von mehr als zwei Graden herübertreibt. Im Herbste ist die Hitze drückender als im Sommer, im Frühling aber und im Winter ist das Klima köstlich. Sehr kalt ist's nie, und selten fällt

---

[1] In dem südlichen Teile Irans, dem Gärmsir, d. h. dem heißen Lande, das die Distrikte von Kerman, Laristan, Fars und Chusistan einschließt, steigert sich die Sommertemperatur zu einem Grade, daß es den heißesten Gegenden des Erdballes sich ebenbürtig anreiht. Es war am 17. Juni 1886 in Kazerun, an der Grenze des Gärmsir gelegen, 900 m über dem Meere, die Temperatur:

um 8 Uhr vormittags . .	24,0° C.	um 2 Uhr nachmittags . .	40,2° C.
„ 9 „ „ . .	29,5° C.	„ 4 „ „ . .	39,4° C.
„ 10 „ „ . .	32,7° C.	Minimaltemperatur . . .	17,8° C.
„ 12 „ „ . .	39,7° C.		

Besonderer Erwähnung bedarf die Temperatur auf der Halbinsel von Buschähr, die als Typus der Temperaturen am Persischen Meerbusen dienen kann. Da hier über 1½ Jahre sich erstreckende, genaue meteorologische Beobachtungen angestellt wurden, so können Durchschnittszahlen gegeben werden:

1886.	Durchschnittliche Temperatur. Maximum.	Minimum.	Bemerkungen.
Januar . .	14,4° C.	8,3° C.	Nordwinde vorherrschend. Heftiges Gewitter am 19., wenig Regen im ganzen Monat.
Februar . .	17,1° C.	10,4° C.	Ungewöhnlich viel Regen; stürmisches Wetter mit Südwinden.
März . . .	23,9° C.	14,3° C.	Angenehme Witterung. Viel Regen.
April . . .	27,3° C.	19,2° C.	Angenehmes Wetter. Nordwind vorherrschend.
Mai . . .	34,3° C.	26,6° C.	Einiger Regen mit Gewitter.
Juni . . .	34,3° C.	27,2° C.	Kein Regen. Wind aus WNW. vorherrichend; leichte Lüftchen fangen während der Nacht an vom Lande her zu wehen.
Juli . . .	34,4° C.	28,9° C.	Kein Regen. Zum Teil regelmäßige Landwinde nach 9 Uhr abends bis morgens. Nordwind vorherrschend.
August . .	34,3° C.	29,8° C.	Kein Regen. Nordwestwinde vorherrschend. Tau bei Nacht. Luft sehr drückend.
September .	35,2° C.	26,2° C.	Kein Regen. Tau bei Nacht. Nordwestwinde vorherrschend. Sehr drückend.
Oktober . .	31,9° C.	24,4° C.	Sehr wenig Regen am 12. Morgens und abends am Ende des Monats sehr angenehm. Winde wechselnd, im ganzen nördlich.
November .	23,5° C.	17,0° C.	Stürmisch, mit Gewitter und Regen. Gegen Ende des Monats angenehme Witterung.
Dezember . .	19,8° C.	12,1° C.	Südöstliche Winde, und zuweilen heftig; das Wetter unterdessen gewöhnlich sehr angenehm.

Schnee auf der Seite der Bergkette, welche den südlichen von den andern Teilen Irans scheidet. Regen fällt im Winter und im Frühlinge. Die vorherrschenden Winde sind Nordwest und Südost, und Regen kommt immer in Begleitung des letztern, hält aber, wiewohl oft sehr heftig, höchstens drei oder vier Tage an. Einige Teile des Innern von Kerman und Laristan sind der äußersten Hitze ausgesetzt, besonders die Distrikte des letztern, die an die Wüste von Sistan grenzen.

Die Distrikte der Provinz Fars jenseits der Bergkette erfreuen sich eines angenehmen Klimas und sind weder der drückenden Hitze der niedrigern und südlichern Provinzen, noch der strengern Kälte der höhern und nördlichern unterworfen. Die Temperatur im Distrikte von Schiraz[1] und in den andern Gegenden der Provinz wechselt nach der Höhe der verschiedenen Thäler; aber nie sind Kälte oder Hitze übermäßig.

Kommt man nordwärts nach Irak, so wird das Klima besser, und Isfahan genießt die glücklichste Temperatur[2]. Der Hitzegrad, den man während einiger Sommermonate in Schiraz empfindet, ist den Einwohnern Isfahans fremd; aber auch ihr Winter ist kaum strenger. Mit Ausnahme weniger Wochen im Jahre ist das Firmament unbewölkt und heiter. Der Regen ist niemals heftig, und selten bleibt der Schnee lange auf dem Boden liegen. Die Regelmäßigkeit der Jahreszeiten erscheint hier dem Europäer, der an ein ungewisseres Klima gewöhnt ist, außerordentlich; denn sie wechseln beinahe auf die Stunde bemerkbar. Wenn der Frühling beginnt, giebt es kaum einen Ort auf der Welt, wo die Natur ein lieblicheres Gewand annimmt; die Klarheit der Flüsse, der Schatten hoher Alleen, die duftende Üppigkeit der Gärten und das saftige Grün der weithin ausgedehnten Felder vereinigen sich mit dem mildesten Klima, und der Europäer ist dann leicht geneigt, in die Lobeshymnen einzustimmen, die uns sagen, das Klima habe eine berauschende Wirkung auf die Sinne[3].

---

[1] Der Sommer in Schiraz ist warm, aber die Hitze ist nie übermäßig, und die Nächte sind, während des heißesten Wetters, kühl und angenehm. Im Jahre 1885 stand an einem der heißesten Junitage das Thermometer zu Mittag auf 34° C. im Hause und 38° im Zelte. Im Mai 1887 stieg es zu Mittag nie über 31°, noch unter 23°. Morgens um 8 Uhr zeigte es gewöhnlich ungefähr 16°. Im Herbste währte die Hitze fort; aber im Winter wurde es kalt und das Thermometer fiel beträchtlich unter den Gefrierpunkt. Bis in den März hinein bedeckte oft ein Reif den Boden. Der April ist ein köstlicher Monat, in dem das Thermometer bei Sonnenaufgang gewöhnlich 10—13°, um 2 Uhr nachmittags 27—29°, und um 9 Uhr abends ungefähr 18° zeigt.

[2] Gasteiger Khan sagt, daß in einem Durchschnitte von 27 Tagen, mit Einschluß von Ende Mai und Anfang Juni, das Thermometer bei Sonnenaufgang auf 15°, um 2 Uhr nachmittags auf 30° und um 9 Uhr abends auf 20° C. stand.

[3] Um Irrungen vorzubeugen, muß daran erinnert werden, daß diese lebhafte Schilderung der Naturreize Isfahans ausschließlich für die Monate April und Mai

Die nördlichen Städte von Irak genießen kein so günstiges Klima. Die Gegend um Hamadan ist sehr bergig und der Winter strenge, indessen die Städte Kaschan[1] und Kum, an der Grenze der Wüste, im Sommer einer ebenso drückenden Hitze ausgesetzt sind als die Gebiete an der Küste des Meerbusens. Tehran liegt unmittelbar unter der Bergkette, die Irak von Mazänderan scheidet, und ist bedeutendem Wechsel des Klimas ausgesetzt; man erachtet es daher der Gesundheit nicht zuträglich. In Dhaug, etwa 600 km von Tehran entfernt, fiel am 13. Juni 1886 das Thermometer, nachdem es zu Mittag 33° C. gezeigt hatte, um 3 Uhr nachmittags auf 16° herab; um 8 Uhr abends wehte der Nordwestwind, und plötzlich ward es so kalt wie im Winter. Der Unterschied im Thermometerstand zwischen Mittag und 12 Uhr nachts betrug ungefähr 25°. Der Nordwestwind, der diesen großen Witterungswechsel veranlaßt hatte, heißt Bad-e-Kaukasan oder der Wind vom Kaukasus; er weht gewöhnlich im Winter, seltener im Sommer. Was speciell Tehran anbelangt, so muß hier bemerkt werden, daß im Juni und Juli die Nächte ebenso warm sind wie in den Küstengegenden. Erst Mitte August beginnen leichte Windbrisen, die eine nächtliche Erfrischung bringen. Im September fängt es an nachts ordentlich abzukühlen, und im Oktober friert man oft schon in den allzu luftigen Sommerwohnungen des Schimran. Von Juni bis Oktober ist ein Regen eine ungewöhnliche Naturerscheinung. Die unerträglichsten Sommertage sind diejenigen, an denen das Firmament umflort ist und die Sonne nicht durchzudringen vermag. Gegen Ende Oktober oder Anfang November kommt meist eine kurze Regenzeit bei noch milder Temperatur, dann aber folgt ein wunderbarer Spätherbst, jedenfalls die Perle unter den Jahreszeiten Irans. Der Winter tritt spät ein, ist jedoch recht strenge und dauert glücklicherweise selten mehr als acht, höchstens neun bis zehn Wochen. Der Beginn des Frühlings ist die Zeit der langen Regen und großen Stürme, darauf folgt ganz unvermittelt eine große Tageshitze mit starken Gewittern; im ganzen könnte man nicht sagen, daß der Frühling zu den lieblichsten Zeiten Tehrans gehöre, abgesehen etwa davon, daß das rasche Ergrünen Herz und Auge erfreut. Die niedrigste Temperatur im April war 19° C. zu Mittag. Im Mai war sie des Morgens 20°, um

als zutreffend bezeichnet werden darf. Das Aussehen der Landschaften im Sommer und Herbst entspricht, mit Ausnahme der Provinzen Gilan und Mazänderan, fast durchgehends den bereits ausführlich wiedergegebenen Eindrücken.

[1] Die Temperatur von Kaschan war nach meinen Beobachtungen um 7° wärmer als die von Khorud, einem Dorfe 46 km davon in einem kleinen Thale, auf der Höhe einer Hügelreihe, die gewiß nicht so hoch ist, daß ihrer Erhöhung allein diese große Abweichung zugeschrieben werden könnte. Solche Verschiedenheit hängt hauptsächlich von dem Einflusse der großen Wüsten auf die benachbarten Landstriche ab.

2 Uhr nachmittags 25° und um 10 Uhr abends 22°. Im Winter hatte ich bis zu 16° und wochenlang jeden Abend und Morgen eine Kälte von —5°. Das Mauerwerk der Häuser ist dünn, Thüren und Fenster schließen schlecht, der Lehmboden der Zimmer ist durchkältet, und die Kamine sind danach, jeden von vorne zu braten und von rückwärts erfrieren zu lassen. Der Europäer kauft sich doch wenigstens Steinkohlen, von denen der Khärvar (= 294,4 kg) 5—6 Keran (1 Keran = 1 Franken) kostet. Im Durchschnitt hat der Eingeborne nicht die Mittel zu solchem Luxus und steckt tagelang unter einer Decke, die mit einer Art Kohlenpfanne durchwärmt wird.

In der Provinz Azärbaidschan ist der Sommer warm und der Winter sehr strenge. Täbriz, die Hauptstadt dieser Provinz, liegt 38° 11′ nördlicher Breite. Der folgende Bericht über das Klima daselbst ist aus den Aufzeichnungen des Generals Wagner entlehnt, die er sich während seines Aufenthaltes im Jahre 1887 machte: „In der Nähe der Stadt fand ich im Juni das Thermometer bisweilen auf 20° bei Sonnenaufgang, 34° um 2 Uhr nachmittags und 15° C. um 10 Uhr abends. Der Wind wehte scharf aus Osten. Am 20. Oktober fiel gewaltig viel Schnee, der das Land umher bedeckte; aber er blieb nicht lange liegen, denn die Witterung wurde wieder milde, und wir hatten keine übermäßige Kälte bis Mitte Dezember, von welcher Zeit bis Ende Januar das Thermometer in meinem Zimmer zu Mittag selten über —8° stand. Der Januar war bei weitem der kälteste Monat. Das Wasser gefror augenblicklich in den Behältern. Die Tinte war beständig in unseren Dävats oder Tintenfässern gefroren, wiewohl die Tische dem Feuer nahe standen. Wenigstens 14 Tage lang war kein Ei zu bekommen, denn alle waren durch die Kälte geborsten. Viele Flaschen mit Wein, obschon mit Stroh zugedeckt, waren eingefroren und mehrere kupferne Gefäße durch die Ausdehnung des bei Nacht in ihnen gefrorenen Wassers geborsten. Gegen Ende Februar ward die Witterung verhältnismäßig milde; aber am 1. Mai fiel Schnee, und es war so kalt, daß die Pflanzen umkamen. Nachher wurde die Witterung sehr warm, und man fing am 15. Juli an Korn zu schneiden."

In einigen Thälern von Kurdistan ist, obschon es südlicher liegt, die Wirkung seiner hohen Lage so groß, daß man sagen kann: der Winter beginne mit dem Herbste der umliegenden Gegend[1].

Die nördlichen Provinzen Gilan und Mazänderan haben, gleichwie die südlichen, eine kalte und eine warme Region. Die erstere bilden die höhern

[1] Als Gasteiger Khan im Jahre 1878 auf der Ebene von Habatu in Kurdistan sich gelagert hatte, fror in der Nacht des 17. August in seinem Zelte das Wasser beinahe $1^1/_2$ cm dick; die Breite war 36° nördlich, und das Thermometer stand bei Sonnenaufgang auf 3° C.

und gebirgigen Gegenden von Irak und Azärbaidschan, die letztere die Flächen dem Kaspischen Meere entlang. In diesen beiden Provinzen regnet es oft und heftig, und ein großer Teil des Landes muß als ungesund bezeichnet werden.

Die Provinz Chorasan hat das mannigfaltigste Klima. Alle diejenigen Bezirke, welche an die Wüste grenzen, die sich von Irak bis Sistan erstreckt, sind dürr und außerordentlicher Hitze ausgesetzt, und in einigen Gegenden müssen die Einwohner während mehrerer Wochen im Sommer es vermeiden, sich der freien Luft auszusetzen, damit sie nicht von den miasmenhaltigen Winden getötet oder in Wolken von Sand, von denen jene oft begleitet sind, begraben werden. Die Bemerkungen Gasteiger Khans, der im April 1886 die Wüste durchzog, lassen sich im ganzen dahin zusammenfassen: Der Boden, wenn er so genannt werden kann, ist ein sehr leichter roter Sand. Die Teilchen desselben, wenn man sie auf die Hand nimmt, sind kaum mehr als anfühlbar. Das Ganze wird — höchst wahrscheinlich durch Winde — in einer verworrenen Masse von Wellen verschiedener Dimensionen umhergeworfen und läuft mehrernteils von Osten nach Westen (Fig. 3). Viele derselben sind in ihrer Bildung sehr merkwürdig. Auf der dem wehenden Winde entgegengesetzten Seite, wo sie oft ganz senkrecht zu einer beträchtlichen Höhe sich erheben, haben sie in der Entfernung das Aussehen einer neuen Ziegelwand. Die Seite, die nach dem Punkte hinsieht, aus dem der Wind gewöhnlich bläst (Nordwest), senkt sich stufenweise bis zur Grundfläche der folgenden oder vorhergehenden Welle mehr oder weniger hinab, welche wieder auf die nämliche außerordentliche Weise sich erhebt, so daß sie eine Höhle oder einen Stieg zwischen sich lassen, indem die Wellen in einer Höhe von 3—6 m auf jeder Seite wechseln. Ich hatte viele Mühe, meine Kamele über diese Wellen hinwegzubringen, besonders wenn sie die senkrechte oder die Windseite derselben ersteigen sollten. In manchen Fällen waren wir genötigt, von dem Versuche abzustehen und um sie herumzugehen, bis ein mehr zugänglicher Platz oder eine Windung in der Welle sich darbot. Die abschüssige oder dem Winde entgegengesetzte Seite stiegen die Kamele mit Leichtigkeit hinauf, und sobald sie die Spitze derselben erreicht hatten, die ihrer eigenen Schwere nachgab, warfen sie sich auf die Kniee und fuhren so allmählich mit dem Sande hinab, der — zu unserem Glücke — so leicht und locker war, daß das erste Kamel eine hinreichende Bahn bildete, auf der die übrigen ohne Beschwerde ihm folgen konnten. Dieses, obwohl langweilige, Hindernis war nichts gegen das Leiden, das wir, und zwar nicht bloß ich und meine Leute, sondern auch die Kamele, von der Bewegung und dem Umherfliegen der Sandteilchen erfuhren, ein Umstand, dessen Grund ich nicht anzugeben weiß. Auf den ersten Anblick schien die Wüste in der Entfernung von $3^1/_2$ km oder weniger eine glatte, 15—25 cm über die Spitzen der

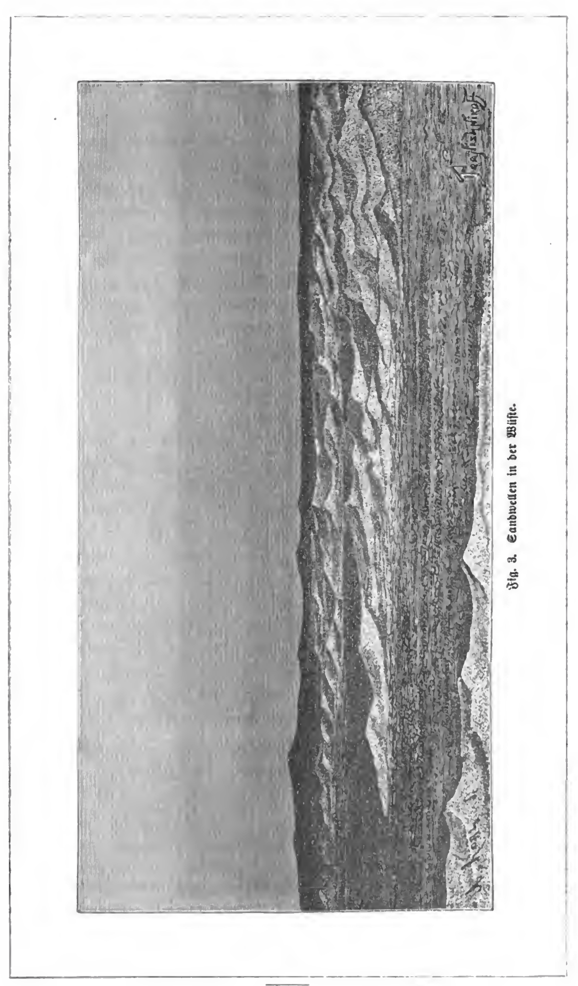


Fig. 3. Sandwellen in der Wüste.

Wellen erhobene Fläche zu sein. Dieser Dunst oder diese Wolke schien zurückzuweichen, je näher wir kamen, und zuweilen rings um uns her sich zu bilden, was uns allen eine sehr unangenehme Empfindung mitteilte. Zu gleicher Zeit waren wir unmerklich mit feinem Sande bedeckt, der uns in Augen, Mund und Nase flog, hier einen heftigen Reiz erregte und von einem unausstehlichen Durst begleitet war, den die drückende Hitze der scheitelrechten Sonne steigerte; dabei erhitzte der Sand sich derart, daß, obgleich wir Schuhe trugen, unsere Füße Blasen bekamen. Mein Führer sagte: Manche, die diesen flüchtigen Sand gesehen hätten, meinten, die heftige Hitze sei der Grund davon, daß die Teilchen sich erhöben und durch den Luftkreis bewegten. Da aber vollkommene Stille war, so bezweifle ich, soviel ich hierüber urteilen darf, daß jene Vorstellung richtig ist, obgleich ich bestimmt bemerkte, daß diese Erscheinung während der Hitze bei Tage gewöhnlicher war als am Morgen oder Abend. Ich kann in der That nicht sagen, daß ich sie zu einer der letztern Tageszeiten gesehen hätte.

* * *

Aus den angeführten Witterungsverhältnissen läßt sich schließen, daß das Klima von Iran im allgemeinen gesund sein müsse[1]. Bloß die Niederungen am Kaspischen Meere sind, wie die sumpfigen Gegenden anderer Länder, der Sitz mancher endemischen Krankheiten. Hervorzuheben ist ein sehr bösartiges und eingewurzeltes Hautübel, welches nicht bloß unter den niedern, sondern auch unter den höhern Ständen vorherrscht, sowie eine Art von Gelenkkrankheit, bei welcher Zehen und Finger verloren gehen. Auch andere Hautkrankheiten: Flechten, Aussatz ꝛc., sind dort sehr häufig. Die orientalische Pest erscheint zwar sehr selten in Persien, ist aber bei ihrem Auftreten außerordentlich verheerend. Im Jahre 1830 sollen ihr von der Mitte des Monats Juni bis in den September bloß in einem Umkreise von 30 km um Tehran gegen 30 000 Menschen erlegen sein. Bei dem ersten Ausbruche dieser Krankheit verließen die Einwohner ihre Dörfer, zerstreuten sich in einzelnen kleinen Abteilungen und nahmen ihren Aufenthalt unter Hütten

[1] Die Eingebornen der dürren Regionen, besonders der am Persischen Busen gelegenen Provinzen, klagen insgesamt über Augenübel, die durch den fortwährenden Glanz des Sonnenlichtes und den Mangel an Vegetation hervorgebracht werden sollen; man darf sie aber vielmehr dem Mangel an Reinlichkeit zuschreiben, die in solchen Klimaten vor allen andern Dingen der Gesundheit zusagt. Auch sind Fieber in diesen Gegenden häufig, aber nicht so sehr als in einigen nordwestlichen Distrikten Irans. Irak, Chorasan und das Innere von Fars sind die gesundesten Teile des Landes; die kräftigen Gestalten und das gesunde Aussehen der Eingebornen sprechen insgesamt für die Heilsamkeit des Klimas, nur selten begegnet man schwachen und ungestalten Leuten.

und Zelten. An einigen Orten stand das reife Korn verlassen da, weil niemand es einerntete; das Vieh streifte ohne Hüter umher, und nicht ein Fußbreit Landes wurde gepflügt. Am größten waren die Verwüstungen der Pest unter den Kurden. Desgleichen hat die Cholera seit der Zeit, wo sie die Grenzen ihrer Heimat zu überschreiten begonnen, Persien nicht unverschont gelassen. Schon im Herbste 1822 richtete sie zu Buschähr, am Persischen Busen und weiter landeinwärts, selbst bis Schiraz, große Verheerungen an. Im Jahre 1823 breitete sie sich über das ganze Land selbst bis in die höhern Gegenden von Azärbaidschan aus. Im Jahre 1830 erschien sie neuerdings, und zwar in so furchtbarer Gestalt, daß in vielen Provinzen mehr als zwei Drittel der Bevölkerung aufgerieben worden sein sollen. Am heftigsten wütete die Cholera in der Provinz Gilan, wo sie von einer Bevölkerung, die sich zu jener Zeit nicht über 300000 Köpfe belief, 240000, also vier Fünftel, und zwar größtenteils Männer und Erwachsene, wegraffte, so daß nur 60000, darunter 44000 Frauen und Kinder, übrigblieben. Seit dem Jahre 1830 wurde Iran noch einigemal von dieser Krankheit heimgesucht, doch nahm sie keine so große Ausbreitung und Heftigkeit mehr an. Auch das neuerliche Auftreten dieser Krankheit im Jahre 1889 beschränkte sich auf einige Bezirke West- und Südwestpersiens. In den Orten Kerind und Kermanschah ist die Cholera am heftigsten aufgetreten. Nach den Berichten, die mir Houtum-Schindler über den Verlauf der Krankheit zukommen ließ, war im Monat Januar 1890 die Cholera in Kermanschah im Abnehmen, und es starben daran bis gegen Ende des genannten Monats im ganzen nur 460 Personen. Dies sind indessen nur Verheerungen vorübergehender Epidemien, die nicht in dem allgemeinen klimatischen Zustande des Landes wurzeln, sondern, wie überall, wo die Cholera bis jetzt aufgetreten, als Folgen allgemein schädlicher tellurischer und atmosphärischer Einflüsse betrachtet werden müssen.

Jene Europäer, welche sich bei der Akklimatisierung oder bei Reisen Fieber holen, werden dasselbe schwer wieder los. In der gesamten Lebensweise muß man sich, wie überall in fremdem Lande, auch in Persien dem Herkömmlichen fügen; von hartnäckigem Verfolgen mitgebrachter Gewohnheiten würde man nur Nachteil haben. Die Provinzen Gilan und Mazänderan soll jeder Europäer meiden oder möglichst rasch zu durchreisen trachten; dort leiden selbst die Eingebornen an fortwährendem Fieber, und man sieht nur schwächliche, fahle und hohläugige Gestalten. Das Fieber vergiftet den Organismus in wenigen Tagen, und manche Individuen sind, zwar ohne schnell abzumagern, ganz blutleer, schwankend, im höchsten Grade kachektisch. Während meines fast dreijährigen Aufenthaltes im Innern des Landes war ich stets gesund, eine nur zwei Monate währende Reise in den beiden genannten Provinzen brachte mich körperlich vollständig herunter.

4. Die Tierwelt.

Die allgemeine Gesundheit des Klimas von Iran ist die Ursache, daß nicht nur der Mensch, sondern auch die Tiere des Landes wohlgebildet und kräftig auftreten, und viele der letztern hier eine ungewöhnliche Größe, Stärke und Schönheit erreichen. Dies gilt besonders von den Haustieren, von welchen man alle Arten findet. Eine Pferderasse übertrifft an Schönheit selbst die arabische. In den Wäldern, noch mehr aber in den Wüsten werden einige Tiergattungen, die man anderwärts nur als Haustiere kennt, wild angetroffen. Erwähnenswert sind in dieser Hinsicht der Widder und der Esel. Der wilde Widder ist ein kräftiges, mutiges und stattliches Tier; der Hals und die Schultern sind breit wie bei dem Löwen, die Lenden schmal; er ist mit kurzer, rötlicher Wolle bedeckt, die am Halse und am Vorderleibe Locken bildet. Der wilde Esel ist von leichterem und lebendigerem Gange als der zahme, höchst schwer einzufangen und zu bändigen. Man jagt ihn wie das Wildpret um seines Fleisches willen, welches bei den Einwohnern aller Stände einen der beliebtesten Leckerbissen ausmacht. Auch eine Gattung großer Fledermäuse wird gegessen.

Andere Gegenstände des Schikar oder der Jagd sind: Gemsen, Steinböcke, Hirsche, Rehe, wilde Ziegen (Fig. 4), Hasen, Kaninchen, Springhasen, Stachelschweine, Wildschweine ꝛc. Besondere Erwähnung verdient auch die persische Gazelle, die derbere Schwester der arabischen. Die Farbe ist ein Gelbgrau mit hellerer Unterseite und einer schwärzlichen Zeichnung an den Seiten des Leibes, an Kopf und Beinen. Auffallend ist die schafähnliche Form des Kopfes und die außerordentliche Größe der Ohren. Zugleich fehlt es nicht an reißenden Tieren[1], wie Leoparden, Geparden, Tigerkatzen, Füchsen, Hyänen, Schakalen, Bären, Wölfen. Affen werden nur am Persischen Busen angetroffen. Eine prächtige Gattung von Katzen findet man in einigen Distrikten Chorasans. Sie sind zwar nicht bedeutend größer als die europäischen, aber die Wolle ihres Felles ist ungewöhnlich lang und seidenhaarig. Besonders schön ist die Rute, welche diese Tiere, gleichwie die Eichhörnchen, über den Rücken legen oder auch federbuschartig in die Höhe strecken können. Solche Katzen werden mit großer Vorliebe von den Reichen und Vornehmen gehalten und teuer bezahlt.

Die Küsten des Kaspischen Meeres bieten Gelegenheit zum Robbenschlage sowie zum Fange von Biber und Fischotter.

Aus der Klasse der Vögel kommen als Haustiere vor: Hühner, Perlhühner, Pfauen, Fasanen, Gänse, Enten, Tauben, Turteltauben und Truthühner. Letztere wurden während der Regierungszeit des Schah Abbas durch

---

[1] Der Löwe ist in Iran nicht heimisch, verirrt sich aber öfters nach diesem Lande

einen georgischen Kaufmann von Venetien nach Ispahan verpflanzt. Wo Getreidefelder und Ebenen sind, halten sich Trappen, Steppenhühner (Pterocles arenarius), Wachteln und Rebhühner auf. Desgleichen kann man hie und da auf den Plateaux von Iran das riesenhafte Rebhuhn vom Himalaya sehen. Außer den nie fehlenden Sperlingen, dem Wiedehopf, der Elster,

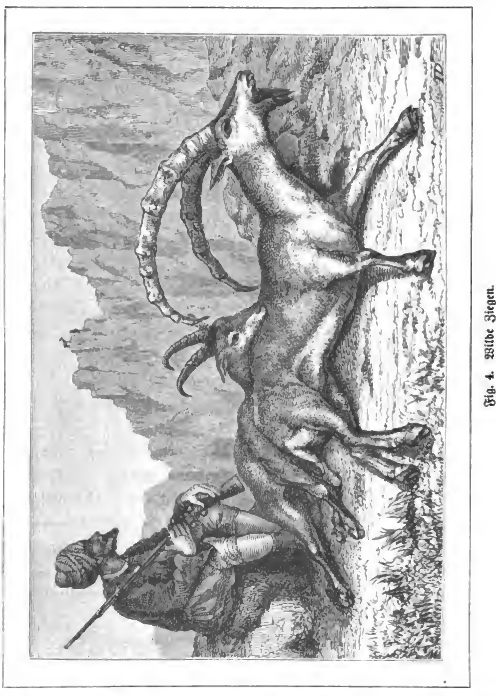


Fig. 4. Wilde Ziegen.

dem Kuckuck, der Krähe ꝛc. sind auch unsere europäischen Singvögel, obwohl zum Teil in andern Gattungen und Varietäten, hier vorhanden. Die Nachtigall singt fast das ganze Jahr. Die schöne Lerchenart Alauda bimaculata und Rosenstaare (Pastor roseus) beobachtete ich auf den Gebirgen von Kurdistan. Ferner sind fast alle europäischen Zug- und Raubvögel vertreten. Außer den dazu zählenden Schwalben und dem großen Bergadler

wären die vielen Falkenarten hervorzuheben, z. B.: Falco imperialis, F. fulvus, F. albicilla, F. hypoleucus, F. cenchris, F. tinnunculus, F. tinnunculoides, F. aesalon, F. subbuteo, F. rufipes, F. rufus, F. cyaneus, F. palumbarius, F. nisus, F. laniarius ꝛc. Weiter mögen angeführt werden: Strix indica, Sylvia icterops. Der persische Bienenfresser (Merops persica) ist namentlich in den nördlichen Provinzen zu Hause, hat ähnliche Lebensweise, aber weit geringere geographische Verbreitung als Merops apiaster. Die Ufer des Kaspischen Meeres sind reich an Schwimmvögeln, besonders Entenarten; unter andern sind folgende Species anzuführen: Anas rutila, A. clypeata, A. rufina, A. clangula, A. filigula, A. hiemalis, A. tadorna, A. moschata, A. querquedula. Das Wassergeflügel zieht im Winter aus dem Norden nach den Küsten von Asterabad bis Talisch und nach dem Persischen Golfe, wo es reichliche Nahrung findet: wilde Schwäne, Schnee- und andere wilde Gänse, eine Menge Gattungen Pelikane und Taucher, wie z. B. Pelecanus onocrotalus, P. crispus; Podiceps cristatus, P. caspicus, P. rubricollis, P. auritus. Der hochbeinige Strandreiter (Himantopus melanopterus) hat eine auffallend weite Verbreitung. Ich fand ihn an der Bucht von Änzeli und am Urumiasee noch häufiger als an den Ufern der untern Donau.

Im Kaspischen sowohl als im Indischen Meere fängt man allerlei eßbare und wohlschmeckende Fische, namentlich Störe, Lachse, Hausen, Schergen, Welse und Barben; in den Flüssen, deren so viele im Sommer austrocknen, ist der Fischfang ziemlich unbedeutend, nur der Sefid-Rud ist berühmt wegen seines Reichtums an Lachsforellen.

Aus der Klasse der Amphibien müssen mehrere Schlangen, worunter viele giftige, und ellenlange Eidechsen angeführt werden. Den erstern sind folgende Arten beizuzählen: Coluber bicolor, C. natrix, C. persa, C. collaris, C. alpestris, C. scutatus, C. hydrus, C. Ravergieri, C. fascicularis, C. reticulatus, C. vermiculatus, C. nebulosus, C. Aesculapii, C. sauromates, C. leopardinus und Vipera aspis. Von Eidechsenarten sind anzuführen: Lacerta agilis, L. viridis, L. quinquevittata, L. stirpium, L. Laurentii.

Eine von Emys europaea verschiedene Sumpfschildkröte fand ich in Persien außerhalb des Dorfes Däzaschub, des Sommersitzes der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft.

Nützliche Insekten sind die Bienen und Seidenraupen sowie eine Kermes-Gattung, welche eine Art Manna ausschwitzt und an den Blättern des Tamariskenbaumes, worauf sie lebt, absetzt; schädlich und lästig sind dagegen die Heuschrecken, Moskiten, Termiten oder weißen Ameisen, Taranteln, Skorpione (Fig. 5); besonders eine große und schwarze Gattung, auf persisch Äkrab genannt, zum zwölfäugigen Genus Androctonus gehörend, wird von

den Persern außerordentlich gefürchtet, da deren Biß nach wenigen Stunden den Tod bringt. Ebenso muß eine giftige Wanze in der Stadt Mianä und deren Umgebung wie auch in der Poststation Mezre (Route Kazvin-Räscht) als ein äußerst gefährliches Insekt bezeichnet werden. Man findet derartige Wanzen in alten Häusern, wo sie überall an den Wänden in der Größe und Gestalt der europäischen Wanzen herumkriechen; sie haben eine hellrote Farbe. Es sollen bloß Fremde oder solche Leute, die selten in diese Ortschaften kommen, von ihrem Stiche sterben, die Eingebornen aber am Leben bleiben, eine Behauptung, die ziemlich fabelhaft klingen mag, bei starken Alkoholtrinkern jedoch nicht als unzutreffend bezeichnet werden kann. Nachstehende Beispiele sind mir bekannt. Die Engländer in Täbriz erzählten mir, daß sie einen Diener in Mianä verloren hätten, der unglücklicherweise gebissen worden war. Er habe sofort Hitze im ganzen Körper gefühlt; darauf sei er wahnsinnig geworden und habe unter fürchterlichen Konvulsionen sein Leben aufgeben müssen. Einen noch auffallendern Beweis erlebte ich vor fünf Jahren auf meiner damaligen Rückreise nach Europa. Da es um Mitte Dezember und die Nachtluft empfindlich kalt war, entschloß ich mich infolge meiner großen Müdigkeit, in dem berüchtigten Mezre zu übernachten, aus Vorsicht jedoch die ganze Nacht hindurch ein Licht brennen zu lassen. Mein Reisegefährte und ich kamen glücklich davon, während unser Diener am andern Morgen am Fuße einen schwarzen Fleck hatte, verwirrt durcheinander sprach und endlich tobsüchtig wurde. Die Eingebornen des Dorfes rieten ein Mittel an, nämlich einen Ochsen zu schlachten und die warme Haut um den Fuß zu wickeln. Dies geschah, half aber nichts, und der Bedauernswerte starb elendiglich. Die Einwohner behaupten, daß einige Gebissene gerettet worden seien, und zwar dadurch, daß sie 40 Tage nichts als Wasser mit Zucker und Honig genossen hätten.


Fig. 5. Skorpion.

5. Die Pflanzenwelt.

Wie ärmlich die Pflanzenwelt in Iran sei, haben wir schon bei der Schilderung der großen Unfruchtbarkeit des Landes im allgemeinen angedeutet. Eigentliche Waldungen findet man nur auf den Gebirgen von Kurdistan und am Älburz. Auf diesen Gebirgen breiten sich dichte, stellenweise nahezu undurchdringliche Wälder von Akazien, Hagebuchen, Ahorn, Buchsbaum, Ulmen, Eichen, Rotbuchen, Walnuß- und Kornelbäumen aus, umgeben von

Epheu, Lianen, Holunder und andern Gesträuchen. In den schattigen Waldpartien tritt allenthalben die hübsche Stechpalme mit ihren glänzenden Blättern und scharlachroten Beeren auf. Cedern und Fichten trifft man auf einzelnen Bergen an, den Sumach- oder Färberbaum (Fig. 6) und Galläpfel auf den niedern Hügeln und in Felsklüften. An feuchten Stellen wachsen die Edelkastanie, der Wacholder, eine prächtig gemaserte Esche, ferner die Kornelkirsche, die ein sehr schweres, weißes, oft von schwarzen Streifen durchzogenes Holz liefert.

Auf den Hochebenen der südlicher liegenden Landschaften werden Platanen, Weiden, Pappeln, Cypressen und Obstbäume — beispielsweise der Nußbaum und der Maulbeerbaum — angetroffen, welche aber von Menschen angepflanzt worden sind. In mehreren Gebirgsgegenden zeigen sich Spuren einer bedeutenden Vegetation früherer Jahrhunderte. Unstreitig ist dem Verschwinden der Waldungen auf den Gipfeln und Rücken der Gebirge die Abnahme der atmosphärischen Niederschläge und das dadurch herbeigeführte Austrocknen so vieler Quellen — in Azärbaidschan allein 400 seit 1½ Jahrhunderten — und Flüsse beizumessen, was rückwirkend wieder die Abnahme des Pflanzenwuchses zur Folge gehabt hat; daher der große Abstand des jetzigen Aussehens von Iran gegen jenes, wie es in frühern Zeiträumen der Geschichte beschrieben wird und aus den zahlreichen Spuren früherer Volksmenge, Kultur und Wohlhabenheit sich ergiebt. Iran ist wahrscheinlich das Vaterland unserer europäischen Getreidearten, welche an mehreren Punkten des Landes noch jetzt wildwachsend angetroffen werden. Was man heutzutage auf Feldern und in Gärten anbaut und pflegt, besteht in Weizen, Gerste, Reis, Mais, Hirse, Mohn, allerlei Hülsenfrüchten und Gartengewächsen, einer Menge Handelspflanzen, als Sesam, Tabak, Flachs, Safran[1], Krapp, einigen Gewürzen und Baumwolle; ferner Wein, den vortrefflichsten Obstsorten, so daß man bei festlichen Mahlzeiten deren wohl fünfzigerlei auf die Tafel bringt; vorzüglich sind Granatäpfel, Kirschen, Feigen, Aprikosen (eine eigene Sorte mit hochrotem Fleische), Äpfel, Pfirsiche, Pflaumen, gelbe Pflaumen, Kastanien, wilde Mandeln, Hasel- und Walnüsse. Außerdem findet man die wilde Granate, die jedoch ungemein sauer schmeckt. Die Kerne gebraucht man, um gewisse Speisen säuerlich und schwarz zuzubereiten. Zu diesem Zwecke dient auch die Frucht des bereits oben erwähnten Sumachbaumes; überhaupt lieben die Perser bei vielerlei Arten von Speisen säuerliche Säfte. Weiter kommt in Gebirgsklüften 1000 bis 2000 m über dem Meeresspiegel die Kirschpflaume (Prunus divaricata *Ledeb.*) vor. Es ist eine wohlschmeckende rote, gelbe oder schwarze Frucht von der Größe und Form unserer Mirabellen. Dies Obstholz wird 3,5 bis

[1] Der Safran wächst auch häufig wild.

4,5 m hoch und findet sich außerdem in bestimmten Gebirgsgegenden Kleinasiens und Centralasiens.

Ein Schmuck nicht nur der Gärten, sondern auch vieler Wildnisse sind die köstlich duftenden und in allen Farben glänzenden Blumen, deren kaum ein Land in der Welt so viele und mannigfaltige aufzuweisen hat wie Iran. Unter allen ragt die Rose hervor, der zu Ehren alljährlich im Frühling ein eigenes Fest[1] gefeiert wird. Auf den saftigen Matten, wie z. B. bei dem

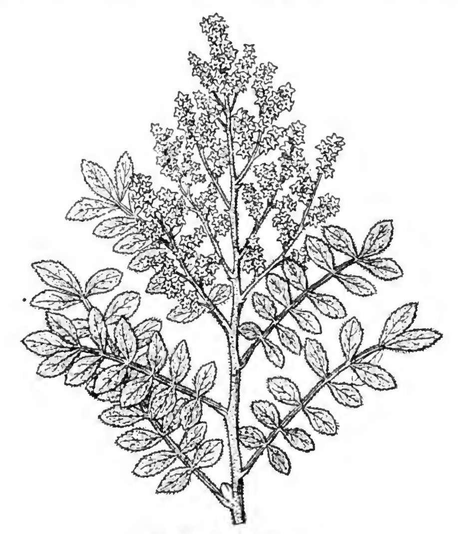


Fig. 6. Sumach- oder Färberbaum.

[1] Das Rosenfest am 13. Tage des Jd-i-Nou Roze. Die Feier besteht hauptsächlich in Gesang und Tanz mit Musikbegleitung, welche Vergnügungen den ganzen Tag hindurch bis Sonnenuntergang andauern; bei solchen Gelegenheiten wird den Speisen und Erfrischungen in reichlichem Maße zugesprochen. Bis spät nach Mitternacht werden die Personen männlichen Geschlechts, welche in den Straßen spazieren gehen, durch jugendliche Tänzer mit Tanz und Pantomimen „ergötzt“ und gegen ein entsprechendes Bakschisch mit Rosen beworfen; die Tänzer werden von Leuten begleitet, welche Laternen, Windlichter und Becken, mit bengalischen Lichtern besteckt, tragen. Ähnliches spielt sich auch in den Gärten vor den Thoren der Städte ab. Auch hier kommen bei Tage Männer und Frauen zusammen, die bei den Klängen einer Guitarre, einer Zither und eines Tamburins Lieder singen, Tänze aufführen, sich gegenseitig Rosen zuwerfen und sonstige Kurzweil treiben.

Gebirgsdorfe Paskaleh und dessen Wasserfalle[1] bis weit über La'ar hinaus, entzückt das Auge des Wanderers zur Frühlingszeit eine prachtvolle Flora. Über zwei Fuß hohe Anemonen mit weißen Sternen (Anemone narcissifolia), Gänseblumen, rosafarbene und gelbe Primeln mit lieblichem Duft, blaue mit der Farbe des Firmaments wetteifernde Gentianen und dunkelrote Fritillarien mit ihren eiförmigen, großen Glocken, die Rosasterne des Pyrethrum roseum, weißgelbe Azaleen in voller Blüte, eine weißblühende Daphne und eine eigene Tulpenart bilden mit dem frischen Grün der Alpenkräuter einen malerisch bunten Teppich. Ein buntes Gemisch von allerlei Sträuchern: Pinus, Celtis, Flieder, Jasmin, wildem Schneeball (Viburnum opulus), Rhododendron, Pimpernuß (Staphylaea pinnata) ꝛc., hebt sich über den Farnkräutern und dem frischen Grase, in dem sich eine Menge von flinken Laufkäfern und Coccinella microcephala, C. quattuordecimguttata, C. tredecimpunctata, C. desertorum herumtummeln. Von Schmetterlingen fliegen besonders die von den Geschlechtern Argynnis und Hipparchia sowie eine wunderschöne Art von Satyrus und der nie fehlende Papilio cardui.



Fig. 7. Schwarze Brechnuß.

Iran ist zudem das Vaterland einer Menge der trefflichsten Arzneimittel aus dem Pflanzenreiche. Hierher gehören der Mohn, der wohl nirgends reichlichern und kräftigern Saft liefert als in Iran, mehrere Oleanderarten, der Rhabarber, die Brechnuß (Fig. 7), die Pistazie, die Ferula asa foetida, die Myrrhe, das Süßholz u. a. m. In der Umgebung von Isfahan wächst die unter dem persischen Namen Bidmuschk bekannte Moschusweide (Salix zygostemon *Boiss.*),

---

[1] Dieser Wasserfall stürzt in einer Höhe von etwa 30 m in sechs großen Absätzen hernieder.

deren Blüten einen bisamähnlichen Geruch besitzen. Aus den Fruchtkapseln wird ein ungemein kühlendes Wasser bereitet, welches von den persischen Ärzten mit Vorliebe bei hitzigen Fiebern verordnet wird. In der Wüste von Kerman wächst unter verschiedenen andern heilkräftigen Kräutern das Arzneimittel Daru Kerman, welches als ein Specificum gegen den Spulwurm gerühmt wird. Das Daru Kerman kann auf zweierlei Weise verstanden werden: Wurm-Arznei und Arznei aus Kerman; denn Kerman bedeutet nicht allein die Provinz gleichen Namens, sondern auch das Wort Wurm. In den Wüsten und an den Ufern der Seen und Teiche herrscht großer Überfluß an mancherlei Salzpflanzen.

6. Das Mineralreich.

Das Mineralreich hat Gebirgsarten aller Formationen, viele brennbare Fossilien, vorzüglich Steinkohlen[1] im Älburzgebirge, Braunkohlen in dem Hügellande Gisakim (in der Nähe von Buschähr), Schwefel am Persischen Busen, und allerlei, auch edle Metalle aufzuweisen. Von der obenerwähnten Steinkohle ziehen sich unermeßliche Lager hauptsächlich an den südlichen Abhängen des Gebirges hin (in der Nähe von Tehran) neben einem hellgrauen Porphyr mit verwittertem Feldspat, gut konserviertem Glimmer und gelben, mergeligen Sandsteinen und Thonschiefern. Gleichfalls in der Nähe von Tehran sind reiche Eisenlager, welche 70 % Erz liefern; auch westlich von Tehran, längs des Weges nach Kazvin, findet sich Eisen[2]. Reichhaltige Bleiminen enthält besonders der nördliche Abhang des Älburzgebirges[3]. Der Reichtum an Kupferminen ist so groß, daß der größte Teil des Hausgeräts aus Kupfer verfertigt wird, ebenso die im Lande selbst hergestellten Geschütze. Im südlichen Iran birgt die Gegend von Kerman sehr gutes Magnesium; in neuester Zeit wurde in derselben Gegend auch Asbest gefunden. Zinnober und Quecksilber kommt in der Gegend von Zändschan vor (halbwegs zwischen Tehran und Täbriz); ganz reines Naphtha an verschiedenen Stellen im Becken des Karun sowie überhaupt im südwestlichen Iran. Am ansehnlichsten aber ist Irans Reichtum an Salz, das in allen Gestalten und Verbindungen angetroffen wird. Ganze weite Flächen von vielen Quadratkilometern sind mit den reinsten und schönsten Krystallen dieses Minerals bedeckt, und auch fast aller übrige Boden ist mit Salz geschwängert. Außerdem giebt es sowohl ganze Berge von Steinsalz als auch Flüsse, Bäche,

[1] Diese Kohle ist von Sachverständigen untersucht und der besten englischen Kohle gleichwertig erklärt worden.

[2] Zu bemerken ist, daß der größte Teil des persischen Eisens vollkommen frei ist von Schwefel und Phosphor.

[3] Rußland bezieht aus Persien jährlich mehr als 90000 t Blei.

Quellen und Seen mit Salzwasser. An den Küsten wird auch Meersalz bereitet. Von den Steinwasserteichen, die den sogenannten Täbrizer Marmor liefern, ist bereits gesprochen worden. Unter den Edelsteingattungen, welche die Gebirge von Iran beherbergen, ist vor allen der Türkis zu bemerken, dessen einziger Fundort dieses Land ist. Die reichsten Gruben, 15 an der Zahl, befinden sich in der Nähe der zur Provinz Chorasan gehörigen Stadt Nischapur, bei den Dörfern Alt- und Neu-Madan. Die sogenannte persische Mumie ist ein schwarzes und flüssiges Steinöl von angenehmem Geruche, das nur in sehr geringer Menge in den Klüften eines hohen Berges bei Bandär Abbas in der Provinz Kerman gefunden wird; es ist Eigentum des Schah, der die wohlbewachten Quellen jährlich nur einmal ausschöpfen läßt und das Produkt zum Teil als Geschenk verteilt. Man schreibt dieser Masse das Vermögen zu, jede Wunde binnen 24 Stunden zu heilen. In derselben Provinz findet man einen schwarzen und glänzenden Stein, Surmah genannt, der ein Aussehen besitzt, als wäre er mit schwarzem Streusand bestreut; auch in Chorasan kommt er nicht selten vor. Eine ähnliche Steingattung wird von Mekka nach Iran versendet und heißt Mokki. Bei gewissen Augenkrankheiten pflegen die persischen Ärzte ihn in aufgelöster Form, mit mehreren andern Substanzen vermengt, zu verordnen. Außerdem bedienen sich die Perser einer solchen Tinktur als Schönheitsmittel, in persischer Sprache Zermich genannt, indem sie die Augenbrauen damit färben. In der Provinz Fars wird der Lapis iudaicus gefunden, bei den Persern und Arabern háger alyud, d. i. eben Judenstein, genannt. Desgleichen kommt daselbst der in Europa unter dem Namen Lapis lazuli (háger armeni) bekannte Stein vor.

Zweiter Teil.

Aus der persischen Geschichte.

1. Die Achämeniden.

Um das Jahr 607 v. Chr. fiel Ninive nach langer Belagerung in die Gewalt der Babylonier und der Meder, und die Sieger teilten sich in das Reich. Mesopotamien und die Reste der syrischen Herrschaft nahm Nabopolassar, der König von Babylon (gest. 605), der ganze Norden und Osten kamen an das medische Reich. Während jedoch Babylon unter der langen Regierung Nebukadnezars zu hoher Blüte gelangte, sollte sich der Meder seiner Errungenschaften nicht allzulange erfreuen. In Iran war damals eine Zeit großer Völkerverschiebungen; in beständigen Kämpfen mußte er seine Ostmark gegen die nachdrängenden arischen Stammesbrüder verteidigen. Woge nach Woge prallte ab; aber endlich durchbrachen die Wasser die Schutzwehr, überfluteten das ganze Reich und schwemmten den Thron des Kyaxares hinweg. Es waren die „weithinreichenden Manda" unter ihrem Könige Astyages (keilschriftlich genannt Ischtuvigu) [1].

Seine angemaßte Herrschaft war indes nur von kurzer Dauer. Einer seiner Vasallen, der Beherrscher des kleinen Bergstaates Anzan in Persien, empörte sich, überall standen die Meder gegen ihre Bedrücker auf, und bald hatte Cyrus die Zügel in der Hand. Das geschah um das Jahr 550 v. Chr. Nachdem der neue König zunächst seine Herrschaft befestigt, unternahm er (546) einen Vorstoß gegen seinen mächtigen Nachbar im Süden und Westen, das babylonische Reich. Nach dem Tode des großen Nebukadnezar (562) und der Entthronung seines Geschlechtes herrschte hier seit 556 der friedliebende Nabunaid. Während dieser, meist fern von der Hauptstadt, sich hauptsächlich mit der Wiederherstellung verfallener Tempel und der Ausgrabung alter Urkunden beschäftigte, drang Cyrus unaufhaltsam vor und

[1] Nach der allgemein verbreiteten, aus Herodot geschöpften Ansicht war auch Astyages ein rechtmäßiger medischer König, Sohn des Kyaxares. Unsere Darstellung stützt sich auf zeitgenössische babylonische Chroniken. Der Name der Manda scheint sich übrigens auch bei Herodot in dem Namen der durch ihren Traum berühmten Tochter des Astyages und Mutter des Cyrus, Mandane, erhalten zu haben.

nahm eine Stadt nach der andern. Schließlich ergab sich auch die Hauptstadt, in welche Nabunaid in der äußersten Not sich geflüchtet hatte, dem Eroberer ohne Schwertstreich (537).

Durch kluge Verwendung der in Babylonien aufgehäuften materiellen und geistigen Schätze wurde es den Persern verhältnismäßig leicht, das „Weltreich" Nebukadnezars in seinem vollen Umfange wieder zu gewinnen und viel straffer als je zuvor zusammenzufassen. Das größte Verdienst daran hatte König Darius I. Er regelte die Provinzialverwaltung und das Steuerwesen, suchte nach Kräften Recht und Gerechtigkeit im Lande zu fördern und für die Manneszucht des Heeres zu sorgen. Einen besondern Namen machte er sich durch die Einrichtung der Post. Vor allem jedoch hat Darius den Großkönigen die Richtung gewiesen, die fortan die persische Politik beherrschte: es war der Kampf gegen Hellas. Aber der Lohn aller kriegerischen Unternehmungen und staatsmännischen Anstrengungen waren nur Mißerfolg und Verluste. Im Innern untergruben den Thron Empörungen, Hofränke und Bruderzwist. Noch einmal stemmte Ochus, als König Artaxerxes III. (358—338), mit Erfolg sich dem Verfalle entgegen, indem er in blutigem Kampfe die auseinander strebenden Provinzen wieder zusammenschweißte. Allein schon sieben Jahre nach seinem Tode stand ein macedonisch-griechisches Heer unter Führung seines jungen königlichen Feldherrn jenseits des Tigris, ihm gegenüber der letzte Achämenide Darius III. Kodomannus, zur vernichtenden Entscheidungsschlacht.

2. Alexander der Große. — Die Seleuciden und Arsaciden.

Niemals hat das ganze Morgenland einen zweckbewußtern, nicht nur militärisch, sondern auch staatsmännisch begabtern König gesehen als Alexander den Großen. Das griechische Humanitätsideal hinderte ihn nicht, alle Aufstände mit blutiger Strenge zu unterdrücken und treulose Provinzen ohne Schonung zu verheeren. Bei aller Vorliebe für persisches Wesen verfehlte er nicht, den Satrapen, die er sich klugerweise meistens aus dem eingebornen Adel nahm, macedonische Heerführer als Episkopoi (Aufseher) beizugeben. Nicht minder klug gebrauchte er für seine Finanzverwaltung nur griechische Beamte. Trotz aller Herrscher- und Feldherrnkunst fehlte ihm jedoch die Selbstbeherrschung; er wollte alles erreichen, für ihn gab es weder Hindernis noch Widerspruch: was ihm im Wege stand, wurde zerschmettert; jeden Widerspruch, selbst der erfahrensten Räte, strafte er mit Ungnade und Entlassung. So kam es, daß gleich nach seinem Tode sein Werk zusammenbrach. Aber an den Früchten der griechischen Kultur, welche durch ihn dem Morgenland zu teil wurden, zehrt dieses heute noch.

Der Kampf um die Krone wurde in Kleinasien und Syrien ausgefochten. Mesopotamien wurde nur vorübergehend, Iran fast gar nicht

von ihm berührt. Mit dem größten Teile Asiens fiel es an das Haus des Seleucus. Die Geschichte Irans löst sich nun auf in eine Reihe von Einzelkämpfen. Die griechischen Heerführer stritten gegeneinander und gegen den persischen Adel; hier empörte sich ein Satrap, dort bemächtigte eine kühne Räuberschar sich einer ganzen Provinz. Die Interessen des Hofes in Seleucia wurzelten im Westen; mit der rühmlichen Ausnahme Antiochus des Großen kümmerte man sich um die Ostlande nur, um von dorten die rasch und rascher geleerten königlichen Kassen zu füllen. So konnte fast ungehemmt eine Bewegung wachsen und erstarken, welche Persien von den Griechen befreite und ihm wieder morgenländische Könige gab. Die Niederlage des Königs Seleucus II. Callinicus bei Ancyra (241) benutzte der scythische Nomadenhäuptling Arsaces Tiridates, um Parthien (Teile des heutigen Chorasan, Tabaristan und Kuhistan) einzunehmen. Seine Nachkommen verstanden es, ihre Herrschaft stetig zu vergrößern; unter Mithridates I. (171—138) dehnte sich dieselbe fast über ganz Iran aus. Zwar machten unter seinem Sohne und Nachfolger Phraates die Seleuciden eine letzte verzweifelte Anstrengung, die Ostprovinzen ihrem Hause zu erhalten. Mit 300 000 Mann brach Antiochus VII. gegen die Parther auf. Aber trotz der beispiellosen Tapferkeit des Königs ergriffen die Syrer in der entscheidenden Schlacht die Flucht (129). Antiochus stürzte sich, um seinen Feinden nicht in die Hände zu fallen, von einem Felsen herab.

Den Nachlaß der Seleuciden traten die Römer an, und damit entbrannte der uralte Kampf des Abendlandes gegen Iran mit neuer Kraft. Freilich war der erste Anfang unglücklich genug für die Römer. Mit 20 000 Mann wurde der Prokonsul Crassus bei Carrhä (53 v. Chr.) niedergemetzelt, 10 000 wurden gefangen genommen und die Adler von sieben Legionen erbeutet. Auch der zweite Einfall in das parthische Land, den Antonius im Jahre 36 mit einem Heere von 100 000 Mann unternahm, mißlang; ein Drittel der Mannschaft ging zu Grunde. Im Gegensatze zu dem Kriegsglücke gegen äußere Feinde herrschten jedoch im Innern Parthiens die schlimmsten Zustände. Fast jeder König hatte mit Empörern zu kämpfen, Vater- und Brudermord war nichts Seltenes, und mehr als einmal ließ sich ein Thronbewerber durch einen römischen Legaten in sein Reich einführen. Im allgemeinen achteten während der ersten Kaiserzeit sowohl Römer als Parther die Euphratgrenze. Erst unter Trajan wurde dies anders. Im Jahre 114 n. Chr. rückte dieser in Armenien ein; im Frühjahr 116 nahm er, ohne daß die Parther ihn hinderten, die persische Hauptstadt. Da aber brach ein furchtbarer Aufstand los, dessen die Römer sich mit Not erwehrten. Trajan starb auf dem Rückwege; sein Nachfolger Hadrian zog sofort alle römischen Truppen wieder hinter den Euphrat zurück. Noch zweimal (165 und 199) konnten im Laufe des zweiten Jahrhunderts römische Heere die

Hauptstadt besetzen. Dagegen mußte im Jahre 217, wo parthische Reiterscharen noch einmal in Syrien streiften, der römische Kaiser sich herbeilassen, eine Kriegsentschädigung von 50 Millionen Denaren nach Ktesiphon zu zahlen. Es war nur das letzte Aufflackern der Lebensflamme vor dem Erlöschen — der Erbe stand bereits auf dem Plane.

3. Die Sasaniden.

In der Wiege der Achämeniden, dem eigentlichen Persien, waren offenbar die ruhmreichen Überlieferungen des großköniglichen Reiches lebendig geblieben. Hier erhob sich zu Anfang des dritten Jahrhunderts Ardaschir (jüngere Namensform für Artaxerxes) gegen die parthische Herrschaft. In drei Schlachten besiegte er den König und nahm dann selbst den Titel Schahan-Schah, d. i. König der Könige, an. Er stellte sich die beiden Aufgaben: Pflege der väterlichen Religion und Kampf gegen das Abendland, d. h. gegen Rom. Sobald er sich der parthischen Vasallen versichert hatte, verfolgte er diese Aufgabe mit aller Thatkraft, und bald errang er die glänzendsten Erfolge. Seinem Sohne und Nachfolger Schapur I. gelang es sogar, den römischen Kaiser Valerian gefangen zu nehmen (260). Valerian starb in der Gefangenschaft, und noch heute steht in Persien das Denkmal seiner Schmach.

Vom Kampfe gegen Rom ist auch die ganze lange Regierung des großen Königs Schapur II. erfüllt (310—379). Er war noch nicht geboren, als sein Vater starb, und zeigte eine staunenswerte Frühreife. Noch sehr jung, wurde er eines Nachts durch einen großen Lärm aufgeweckt. Er erkundigte sich nach der Ursache, und als er hörte, es sei das Schreien der sich auf der Tigrisbrücke stauenden Menschen und Tiere, ließ er sofort eine zweite Brücke schlagen: auf der einen solle man nur hin-, auf der andern nur hergehen, und dem Gedränge war abgeholfen. Mit derselben Klugheit wußte er als reifer Mann die Notlage des römischen Heeres zu benutzen; er erzwang von Kaiser Jovian (363) einen Frieden, der ihm sogar die wichtigste Ostfestung Roms, Nisibis, in die Hände spielte.

In den Annalen des morgenländischen Christentums steht Schapur mit blutiger Schrift verzeichnet. Da die Religion des Kreuzes auch der Glaube des Kaisers in Byzanz war, so bezichtigte der persische König seine christlichen Landsleute der Hinneigung zu dem Erbfeinde. Und die Festigkeit, mit welcher der christliche Klerus seine Rechte der Krone gegenüber verfocht, war der Gewaltherrschernatur des Königs unerträglich. Die Quellen behaupten, daß auch die Juden, die sich im persischen Reiche zahlreich angesiedelt hatten und eine einflußreiche Stellung einnahmen, eifrig gegen die ihnen vor allen andern verhaßte Religion hetzten. So begann denn eine planmäßige Christenverfolgung im ganzen persischen Reiche. Durch syrische Martyreratten sind wir genau über ihren Verlauf unterrichtet; aber es liegt nicht in

unserem Plane, ausführlicher darüber zu handeln. Die Perser waren von jeher durch ihre Grausamkeit bekannt, daher starren die Berichte von den scheußlichsten Greueln, wie sie selbst das kaiserliche Rom nicht kannte. Aber sie reichten doch entfernt nicht an die Höhe der heldenmütigen Tapferkeit, mit welcher die Opfer ihren Glauben bezeugten. Auch hier triumphierte die Kirche. Schon unter Schapurs Enkel Jezdegerd durfte der Katholikos Jabhallaha (= Theodoros) die große Kirche in der Residenz Ktesiphon wiederherstellen.

Von da ab herrschten, wenige Störungen abgerechnet, zwischen den beiden Großmächten leidliche Beziehungen bis in das sechste Jahrhundert, wo Kavadh I. (489—531) im Jahre 502 den Kampf von neuem eröffnete. Kavadh war einer der thatkräftigsten und beweglichsten iranischen Fürsten. Außer seinen Kriegsthaten hat jedoch die Geschichte wenig mehr als seine Landesvermessung und sein Verhältnis zu dem Propheten Mazdak überliefert, die beide wohl miteinander zusammenhingen. Mazdak predigte den ausgedehntesten Kommunismus, Grund und Boden und alle Güter, zu denen nach orientalischer Anschauung auch das Weib gehört, erklärte er als Gotteseigentum [1].

Das niedere Volk schloß sich dem neuen Propheten begeistert an, auch dem König Kavadh kam er sehr gelegen, um ihn gegen Adel und Priesterschaft, welche übermächtig zu werden drohten, auszuspielen. Der König sah stillschweigend zu, als die Mazdakiten die Häuser der Reichen erbrachen und ihnen alles abnahmen und nach Herzenslust „teilten". Aber schließlich brachte die Bewegung ihm selbst Absetzung und Gefangenschaft. Als er nach einigen Jahren wieder frei war, wurde dieselbe durch den Kronprinzen Chosrau blutig unterdrückt.

So hart auch Kavadh als Feldherr den Byzantinern zusetzte, wurde er doch von seinem Nachfolger Chosrau I. (531—579), unbestritten dem größten unter den Sasaniden, an Kriegsruhm weit überstrahlt. Mehrmals durchzogen dessen Heere Syrien und Armenien. Antiochia, eine der größten und vielleicht die üppigste der römischen Städte, wurde erstürmt, ausgeraubt und verbrannt, die reichsten der Bewohner nach Persien geschleppt. Über Chosraus innere Regierung berichten die Chroniken nur Rühmliches: er gilt bis in die spätesten Zeiten für das unübertroffene Muster eines weisen und gerechten Königs. Unter ihm hatte das persische Reich den Höhepunkt seiner Macht und seines Glanzes erreicht. Auch seinen Nachfolgern fehlte es nicht an kriegerischem Ruhm: Damaskus und Jerusalem wurden erobert und das heilige Kreuz erbeutet (614). Die persischen Heere drangen bis

[1] Nicht Eigentum der Gesellschaft. Denn das religiöse Moment ist ein tiefgreifender Unterschied zwischen den einschlägigen Bewegungen im Morgenlande und dem modernen Socialismus und Kommunismus. Vgl. Nöldeke in der „Deutschen Rundschau" (1879) S. 284 ff.

nach Ägypten, mehr als einmal standen sie bei Chalcedon den Byzantinern gegenüber. Aber im Innern mehrten sich die Zeichen des Verfalls; die äußern Erfolge wären überhaupt ohne die ständigen Zwistigkeiten im byzantinischen Reiche kaum möglich gewesen. Schon schien das gesamte oströmische Reich in die Gewalt der Perser gegeben, als Kaiser Heraklius sich zur Rückeroberung des verlornen Gebietes ermannte. Das Kriegsglück wandte sich bald vollends. Chosrau II. mußte sich in seine Residenz Ktesiphon flüchten und wurde nebst 17 Söhnen von seinem Sohne Kavadh II. ermordet (628). Kavadh schloß mit Heraklius Frieden und gab ihm alle oströmischen Provinzen zurück. Heraklius aber richtete unter dem Jubel der Christenheit das heilige Kreuz des Welterlösers auf dem Berge Sion wieder auf (um 630)[1].

Kavadh sollte des blutbefleckten Thrones sich nicht freuen. „Er war", wie die Chronik von ihm meldet, „der Unglücksmann des Hauses Sasan; sein ganzes Leben lang war er traurig und krank." Auch er fiel durch Mörderhand, und während es aller Kräfte bedurft hätte, um sich des Ansturmes der Araber zu erwehren, entbrannte der wildeste Bürgerkrieg. Unter dem letzten König aus dem Hause der Sasaniden, dem jungen Jezdegerd III., der 632 den Thron seiner Väter bestieg, gelang es noch einmal, die eindringenden Araber bei dem alten Babylon zurückzuschlagen (Ende 634). Die mörderischen Schlachten bei Kadesia (636) und Nihawend (642) jedoch entschieden zu Gunsten Omars. Persien war damit zur Beute des welterobernden Islam geworden. Der unglückliche Jezdegerd ward in einem der östlichsten Winkel des Reichs elend ermordet (651 oder 652).

4. Die Religion.

Über die Religion der alten Perser ist seit den ältesten Zeiten viel geschrieben worden. Griechen und Römern, vor allen Herodot und den Gewährsmännern Plutarchs, verdanken wir darüber manche schätzenswerte Kunde; aber bis herunter zu dem zusammenfassenden Werke des gelehrten Engländers Thomas Hyde über die altpersische Religionsgeschichte (Historia religionis veterum Persarum. London 1700)[2] dienten alle derartigen Versuche entweder zur Befriedigung der kindlichen Neugier, mit welcher das ganze Altertum dem Orient gegenüberstand, oder als Stützen religionsphilosophischer Gefüge. Von einem wirklichen Verständnis und wissenschaft-

[1] Vielfach wird davon irrtümlich das Fest Kreuzerhöhung abgeleitet; dieses führt jedoch seinen Ursprung auf die Weihe der Heiliggrabkirche im Jahre 335 zurück.

[2] In der Geschichte der philosophischen Begriffe nimmt das Buch eine wichtige Stellung ein. Hier (z. B. Kap. IX, S. 164) wurde zum erstenmal der Ausdruck „Dualismus" in die Religionsphilosophie eingeführt. Vgl. Eucken, Die Grundbegriffe der Gegenwart (1878) S. 132.

licher Wertung der Religion konnte dabei keine Rede sein, solange man lediglich auf Nachrichten aus dritter oder vierter Hand angewiesen war. Da brachte im Jahre 1761 einer der aufopferndsten Goldgräber der Wissenschaft, der Franzose Anquetil-Duperron, aus dem Orient religiöse Texte in altpersischer Sprache. Mit wahrer Begeisterung vertiefte die gelehrte Welt sich in das Studium seiner Handschriften. Freilich ist auch heute noch vieles darin dunkel geblieben; aber durch das ausdauernde Bemühen einer Reihe von Gelehrten, zumal Deutschlands und Frankreichs, hat die altpersische Philologie doch eine stattliche Zahl unanfechtbarer Ergebnisse aufgestellt, welche der Geschichtsforscher dankbar benutzen kann.

a. Das Avesta.

Der Titel des alten persischen Religionsbuches ist Avesta. Der Name bedeutet wahrscheinlich Text, Satzung. Die Sprache des Avesta heißt Zend; die von Oppert 1854 vorgeschlagene Bezeichnung als „altbaktrische" ist nicht durchgedrungen. Es ist eine nord- oder ostiranische Mundart, die sich ziemlich stark von jener der Achämenideninschriften unterscheidet. So wie das Avesta uns heute vorliegt, zerfällt es in zwei Teile, das große und das kleine.

Das große Avesta bildet für die Religionslehre und den Kultus bei weitem das wichtigere Buch; es ist sehr sorgfältig in Kapitel und Verse abgeteilt und umfaßt in drei Teilen die große Liturgie der Priester. Der erste (Vendidad) enthält meistenteils Reinigungsvorschriften, der zweite (Vispered) Gebete und Formeln, der dritte (Yasna) Stücke verschiedenster Art, von denen die Liedersammlung der Gathas weitaus das bemerkenswerteste ist. — Das kleine Avesta ist ein Religionsbuch für das Volk. Auch hier sind wiederum Stücke verschiedenster Art zusammengetragen; die wichtigsten sind wohl die beiläufig 20 Jaschts oder Götterhymnen.

Durch die spätere persische Litteratur geht die Ansicht, das jetzige Avesta sei nur der spärliche Rest eines viel größern. Dieses sei von Alexander dem Großen vernichtet oder wenigstens zu dessen Zeiten verloren worden. Das jetzige Buch hätten dann die Gelehrten aus dem Gedächtnis niedergeschrieben. Wie viel an dieser Ansicht wahr ist, müssen wir auf sich beruhen lassen. So ganz undenkbar, wie sie jetzt immer dargestellt wird, ist sie von vornherein nicht. Gewiß wird manches Stück altiranischer Litteratur in der griechischen Eroberung zu Grunde gegangen sein, und sehr vieles hat auch wohl die mohammedanische Zeit vernichtet; aber aus der Thatsache, daß die übriggebliebenen Avesten gerade zwei Liturgien sind, darf wohl gefolgert werden, daß diese Erhaltung ein Ergebnis innerer Entwicklung ist.

Das Avesta ist augenfällig das Erzeugnis verschiedener Stufen religiöser Entwicklung. Die chronologische Feststellung der einzelnen Bestandteile aber

ist noch immer die schwierigste Aufgabe der Zendphilologie, an welcher sie zur Zeit mit großem Eifer arbeitet. Immerhin sind bereits bedingte Ergebnisse erreicht. So wissen wir sicher, daß die „Gathas“ der älteste Teil des Avesta sind. Sie reden die älteste Mundart und werden vor allem in den übrigen avestischen Büchern mit einer Verehrung genannt, wie sie nur altersgrau gewordenen Schriften gezollt wird. Ferner steht es fest, daß wir in den „Jaschts“ die jüngsten Stücke des Buches haben. Zu unbedingten Ansätzen fehlt leider das historische wie das sprachliche Vergleichungsmaterial. Die Zeitbestimmungen der Gelehrten schwanken noch immer zwischen ungefähr 1500 v. Chr. und 300 n. Chr. Die innern Gründe jedoch, wie sie namentlich Eduard Meyer[1] dargelegt hat, scheinen dringend darauf hinzuweisen, daß das Avesta „ans Ende, nicht an den Anfang der Religionsentwicklung gehört. Es wird in der spätern Arsacidenzeit entstanden, unter den Sasaniden zum Abschluß gebracht sein — wie die Tradition selbst andeutet“. Diese kennt nämlich nach jener ersten mythischen, nach der Zeit Alexanders bewerkstelligten Recension drei andere unter der arsacidischen und sasanidischen Herrschaft. Die letzte, bestbezeugte war die endgültige Redaktion, unter Schapur II. (309—380 n. Chr.) ausgeführt durch den gelehrten Aderbad Madrespand.

b. Zarathustra.

Die Avesta-Religion leitet sich ab von einem Propheten Namens Zarathustra (Zoroaster), der von Gott das neue Gesetz erhalten habe. Um diesen Zarathustra haben Sage und Mythus allmählich ein so dichtes Gewebe herumgesponnen, daß schließlich die letzte Spur geschichtlicher Überlieferung verdeckt wurde. Die Berichte werden um so redseliger, je jünger sie sind. Das einzige zusammenhängende Lebensbild ist das im 13. Jahrhundert n. Chr. verfaßte Zerduschtnameh, welches die ungereimtesten Wundergeschichten verzeichnet. Zarathustra stammte, wie es berichtet, aus königlichem Geschlechte; sein Vater hieß Poruschaspa, seine Mutter Dugda. Wie einst Herodots Mandane, so träumte auch Dugda noch vor der Geburt des Kindes von dessen einstigem Glanze. Sie sah eine schwarze Wolke von Tigern, Löwen, Drachen u. s. w., hörte sie mit furchtbarem Gebrüll in ihr Haus brechen, eines der Ungeheuer stürzt sich auf sie, um ihr das Kindlein zu entreißen. Sie ist zu Tode erschrocken, aber das Kind tröstet sie mit lieblicher Stimme, es sei mächtiger als alle diese Feinde. Und plötzlich thut sich der Himmel auf, ein Lichtberg schwebt herab, daraus tritt ein schöner Jüngling hervor, der in der Rechten ein Buch, in der Linken einen Stab trägt. Die Ungeheuer fliehen. Dugda befragt einen weisen Mann; der kann ihr zuerst den Traum nicht deuten;

[1] Geschichte des Altertums S. 506.

nach drei Tagen jedoch weissagt er, ihr Sohn werde ein großer Mann werden, der zwar viel gegen allerlei Bösewichter kämpfen müsse, schließlich aber alle zu Boden schlagen werde; der Stab des Jünglings bedeute die Macht Gottes, die über ihn kommen, das Buch die Offenbarung, die er erhalten werde.

Als Zarathustra geboren wurde, lachte er[1]. Bis zu seinem 15. Lebensjahre verrichtete er sieben große Wunderthaten; dann hielt er seine erste Predigt. Mit 30 Jahren begann er die eigentliche Prophetenlaufbahn, und durch ein ganz absonderliches Wunder bekehrte er den König Guschtap von Balch, die Königin, den Hof und das ganze Land. Die Erzählung hingegen, mit der man sich über den Tod Zarathustras zu beruhigen suchte, ist wirklich tief; sie erinnert an die schönsten Gedanken indischer Philosophie. Zarathustra, so lautet sie, wollte von Gott Unsterblichkeit haben; da wurde ihm erwidert, wenn er nicht sterbe, werde auch der böse Feind nicht sterben; ewiges Leben wäre dann unmöglich, und die Menschen hätten keine Hoffnung mehr. Er aber wollte sich immer noch nicht tröſten, da schenkte ihm Gott für eine Sekunde Allwissenheit. Mit einem Blitzschlag wurden ihm die Höhen und Tiefen des Lebens, die Leiden der Hölle und die Freuden des Paradieses offenbar, er erkannte den geheimen Ratschluß Gottes und starb selig und zufrieden mit allem, was Gott mit ihm vorhabe.

So weit die Legendendichtung in ihrer jüngsten Gestalt. Das Avesta und das Bundehesch (eine der wichtigsten heiligen Parsenschriften in der Pehlewisprache) geben keine zusammenhängende Lebensbeschreibung Zarathustras, sondern nur zersplitterte Berichte. Der längste und bedeutendste findet sich Vendidad 19:

> Aus dem Norden, den nördlichen Gegenden stürzte hervor Angra-Mainyu, der Tötliche, der Erzfeind. Und so sprach der Argliſtige, der sündhafte Angra-Mainyu, der Tötliche: „Drug! stürze auf ihn los, töte den heiligen Zarathustra!" Die Drug lief herbei, der Daeva Buiti, der heimliche Tod, die Höllengeburt. Zarathustra aber betete das Ahuna-Vairya[2] und fügte hinzu: „Bete die guten Wasser des guten Daitya-Flusses an und bekenne dich zum Glauben der Mazda-Verehrer!" Da lief die Drug ärgerlich hinweg, der Dämon Buiti, der heimliche Tod, die Höllengeburt. Und die Drug, die argliſtige, sprach zu Angra-Mainyu: „O Verderber Angra-Mainyu! Ich habe nicht Macht, ihn zu töten; zu groß ist der Glanz des heiligen Zarathustra.
>
> Zarathustra aber sah das im Geiste und gedachte: „Die bösen Dämonen und Teufel halten Rat, um mich zu töten!" Da sprang auf Zarathustra, einher

[1] Dafür war er schon im Altertum berühmt. „Soviel wir wissen," schreibt der ältere Plinius, „hat nur ein Mensch am Tage seiner Geburt gelacht: Zoroaster" (Hist. nat. VII, 16).

[2] Dieses Gebet lautet: „Das Gesetz der Heiligen ist der Wille des Herrn. Die Schätze des Paradieses gehören dem, welcher in dieser Welt für Mazda arbeitet und nach dem Willen Ahuras die Kraft, die er ihm gab, gebraucht, um den Armen zu helfen."

schritt Zarathustra, . . . Steine in der Hand schwingend von Hausesgröße, die er erhalten hatte von dem Schöpfer Ahura-Mazda, er, der heilige Zarathustra. . . .

So sprach Zarathustra zu Angra-Mainyu: „Böser Angra-Mainyu! Ich will zerschmettern die Schöpfung der Dämonen, ich will zerschmettern die Nasu, ich will zerschmettern die Pairika Knathaiti, bis der Feindzerschmetterer Saoschyant ersteht aus dem See Kasava, aus dem Osten, aus den östlichen Gegenden!"

Zu ihm sprach der Arglistige, der Schöpfer der bösen Welt, Angra-Mainyu: „Vernichte meine Geschöpfe nicht, heiliger Zarathustra! Du bist der Sohn des Poruschaspa . . . Schwöre den guten Glauben der Mazda-Verehrer ab, und du sollst ein Glück erlangen, wie es der Mörder[1] erlangte, der König der Völker!"

Doch ihm antwortete der heilige Zarathustra: „Nein, niemals will ich abschwören den guten Glauben der Mazda-Verehrer, wenn mir auch Leib, Leben und Seele vergehen sollten!"

— — — — — — — — — — — — — —

Da rannten sie hinweg, da stürzten sie hinweg, die verfluchten, bösen Dämonen, in die Tiefen der Finsternis, in die scheußliche Welt der Hölle.

In ähnlicher Weise wie diese Versuchungsgeschichte sind sämtliche Meldungen des Avesta über unsern Propheten mythologisch gesteigert. Das Ergebnis der Geschichtsforschung ist also ein rein negatives: Wir wissen nicht, wann und wo Zarathustra gelebt hat. Wir wissen nicht einmal, ob er überhaupt der Geschichte oder nur der Mythologie angehört. Allerdings scheinen einige Andeutungen der Gathas, der ältesten Avesta-Lieder, für die erste Möglichkeit zu sprechen; die Stellen sind jedoch noch zu unklar, um als positives Material zu dienen.

c. Die Lehre.

Man hat schon die mannigfaltigsten Standpunkte gewählt, um die persische Religion einheitlich schildern zu können. Dieser Aufgabe stellen sich aber zwei fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Erstens fehlt uns jeder Anhaltspunkt zu einem geschichtlichen Verständnis, und zweitens sind wir fast ausschließlich auf Liturgien angewiesen.

Nach der Anschauung des Avesta steht einem guten Princip (Ahura-Mazda, auch bloß Ahura oder Mazda, anderwärts Ormuzd genannt) ein böses Princip gegenüber (Angra-Mainyu oder Ahriman); zwischen beiden steht der Mensch. Solange er sich zu dem Guten hält, bleibt er „rein", durch jede Befleckung mit dem Bösen wird er „unrein". Wir hätten also hier den ausgesprochenen Dualismus, als welcher ja thatsächlich jahrhundertelang die persische Religion gegolten hat. Aber einem Volke kann nicht ein Gott genügen, dessen Macht jederzeit von einem ebenbürtigen Feinde lahm-

[1] Gemeint ist Zohak, der Drache. Er durfte 1000 Jahre über die Welt herrschen, wurde aber dann zur ewigen Peinigung im Berge Dämavänd angekettet (s. S. 6).

gelegt werden kann. Deshalb erscheint Ahura-Mazda an vielen Stellen in der ganzen Allmacht und Herrscherfülle wie der Gott einer monotheistischen Religion. Hingegen haben es die Perser auch nie zu reinem Monotheismus gebracht. Schon die Bezeichnung des Reiches Ahura-Mazdas als des „Lichtreiches" und desjenigen seiner Feinde als „des Reiches der Finsternis" trägt eine stark mythologische Färbung, und neben Ormuzd und Ahriman herrscht ein Pantheon von Naturgöttern. Da ist der strahlende Lichtgott Mithra, die große Göttin der Fruchtbarkeit Anahita; dahin gehört der eifrige Dienst des Feuers, der fremden Beobachtern stets zuerst auffiel und der Anlaß wurde, daß die persische Religion noch heute überall als Feuerdienst bekannt ist; dahin der Dienst des Wassers; dahin die Anbetung von Sonne, Mond und Sternen.

Auch der Toten- und Ahnenkult spielt in Persien eine große Rolle: Ahura-Mazda regiert mit seinen Fravaschi, den Seitengängern der römischen Manen, die Welt. So heißt es . . .:

„Durch ihre (der Fravaschi) Macht und Herrlichkeit — Hielt ich fest, o Zarathustra, — Einen Himmel, — Welcher droben, — Strahlend und weitglänzend, — Diese Erde rings umgiebt.

Durch ihre Macht und ihre Herrlichkeit — Strömen die Wasser, vorwärts eilend, — Aus unversieglichen Quellen.

Durch ihre Macht und ihre Herrlichkeit — Wachsen empor aus der Erde die Pflanzen — Aus unversieglichen Quellen.

Durch ihre Macht und ihre Herrlichkeit — Wehen die Übel verjagenden Winde — Aus unversieglichen Quellen." [1]

Wie sich diese verschiedenen Elemente — auch mehr als ein Rest des Fetischdienstes ist noch zu beobachten — in dem religiösen Bewußtsein des alten Persers gegenseitig angezogen oder bekämpft haben, entzieht sich einstweilen noch völlig unserer Kenntnis.

Die Sittenlehre des Avesta ist eine durch und durch lebens- und weltfreudige. Von Ascese und Weltüberwindung finden wir keine Spur. Man vergleiche Vendidad 3:

„O Schöpfer der Welt, du Heiliger! Wo ist es der Erde zum ersten am wohlsten?" Ahura-Mazda antwortete: „Wo ein gläubiger Mann wandelt, Opferholz in der Hand, das heilige Bündel in der Hand, das heilige Fleisch in der Hand, den heiligen Mörser in der Hand, liebevoll das Gesetz erfüllend, anrufend Mithra, den Herrn der weiten Gefilde, und Rama-Hvastra."

„O Schöpfer der Welt, du Heiliger! Wo ist es der Erde zum zweiten am wohlsten?" Ahura-Mazda antwortete: „Wo ein gläubiger Mann ein Haus gründet mit Feuer, mit Vieh, mit Weib, mit Kindern und guten Herden. . . ."

„O Schöpfer der Welt, du Heiliger! Wo ist es der Erde zum dritten am wohlsten?" Ahura-Mazda antwortete: „Wo ein gläubiger Mann am meisten

[1] Geiger, Ostiran. Kultur S. 292.

Korn, Futter und Früchte baut; wo er das Trockene bewässert, oder austrocknet, was zu naß ist."

„O Schöpfer der Welt, du Heiliger! Wo ist es der Erde zum vierten am wohlsten?" Ahura-Mazda antwortete: „Wo am meisten Vieh und Zugtiere gezüchtet werden."

„O Schöpfer der Welt, du Heiliger! Wo ist es der Erde zum fünften am wohlsten?" Ahura-Mazda antwortete: „Wo Vieh und Zugtiere am besten düngen."

In ihrer entschiedenen Richtung auf das Diesseits galt der altpersischen Religion der Tod als etwas Grauenhaftes: jede Leiche ist dämonisch, schon ihre Nähe verunreinigt. Zu einem Hinblick auf ein Jenseits finden wir nur schüchterne Ansätze; erst im Laufe der Zeit und infolge schwerer Schicksalsschläge kommt mehr und mehr auch das Jenseits zur Geltung.

d. Die Parsi.

Obwohl den Persern der Islam seinem innersten Wesen nach widerstrebte, wurde nach der Eroberung durch Omar die große Masse des Volkes zu demselben „bekehrt". Nur in den Bergen wohnen heute noch die Anhänger des alten Glaubens. Der Kern der zarathustrischen Gemeinde wanderte nach Indien aus, wo ihre Nachkommen heute, ungefähr 10 000 Seelen stark, als „Parsi" zu den geschätztesten Unterthanen der britischen Krone zählen.

Es wäre verkehrt, wollte man aus ihren Gebräuchen wichtige Schlüsse auf die altpersische Religion ziehen. Was ihnen geblieben, sind fast ausschließlich Reinigungsgesetze, einige sonderbare Regeln, wie man mit Feuer und Licht umzugehen habe, und namentlich der Totenkult. Eine parsische Leiche wird noch heute nicht verbrannt und nicht begraben, denn Feuer und Erde würden dadurch verunreinigt. Der Tote wird nackt auf den Rost eines Totenturmes gelegt (Fig. 8); scheu, mit verhaltenem Atem ziehen sich Träger und Leidtragende zurück. Dann rauscht es in der Luft, mit schwerem Flügelschlag läßt sich eine Schar fetter Aasgeier auf die Leiche nieder und beginnt ihr grauses Werk. Angstvoll schauen die Hinterbliebenen zu, ob zuerst das rechte oder das linke Auge ausgehackt wird. In jenem Falle gehört der Verstorbene zum Reiche Ahura, in diesem ist er Ormuzd verfallen. In innigem Zusammenhange mit dem Totenkult steht die Pietät der Parsi gegen Eltern und Lehrer. Trotz aller Demütigungen und Gefahren, die sie von den fanatischen Moslemin zu gewärtigen haben, lassen sie es sich nicht nehmen, tageweit zu den Gräbern ihrer Lieben und Heiligen zu pilgern (Fig. 9).

e. Der Babismus.

Die arabische Eroberung schwemmte nicht nur die alte Dynastie, sondern auch die alte Religion weg. An die Stelle der letztern trat der Islam. Als sich in diesem schon bald nach dem Tode des „Propheten" die große

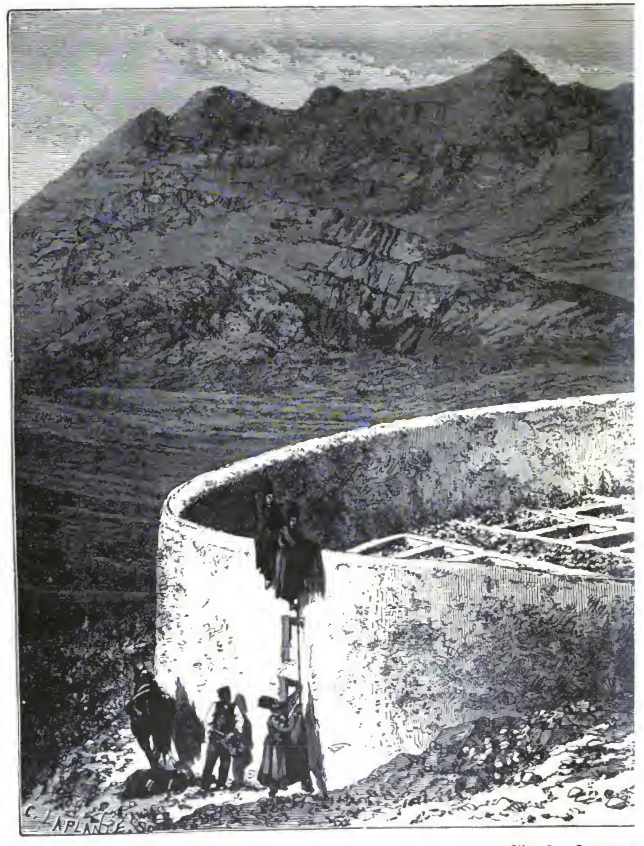
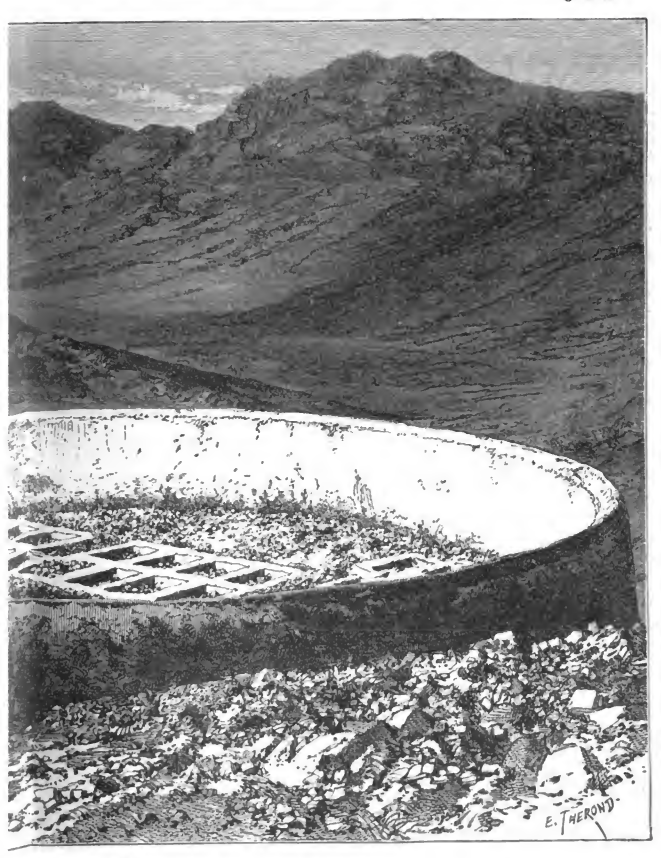


Fig. 8. Totenturm

Zu S. 36.



…turm der Parsi bei Tehran.

Spaltung vollzog, fand die Sekte der Schiiten ihren Anhang hauptsächlich in Persien. Zu allen Zeiten erhielt sich bei den Schiiten der Glaube an die Wiederkunft des Mahdi, des letzten der zwölf Imame, welche sie als die unmittelbaren Nachfolger Mohammeds verehren, und an die Aufrichtung eines irdischen Gottesreiches. Als im Anfange unseres Jahrhunderts der Scheich Achmed Achsai zu Kerbela, dem berühmtesten Wallfahrtsorte der Schiiten, die nahe Wiederkunft des Mahdi predigte, scharten sich daher bald



Fig. 9. Grabstätte eines persischen Heiligen.

zahlreiche Anhänger um ihn. Ihre Zahl steigerte sich unter Achmeds Schüler Seid Kasim aus Räscht, der nach des Meisters Tode (1826) dessen Erbschaft antrat. Unter Seids Schülern that sich der junge Mirza Ali Mohammed, der frühverwaiste Sohn eines Tuchhändlers aus Schiras, hervor. In dem „Pilgerbuche", das er verfaßte, gab er als seinen sehnlichsten Wunsch zu erkennen, daß er die Wiederkunft des Mahdi erlebe. Als kurz darauf sein Meister starb, verkündete Ali im Mai 1844 sich selbst als den ersehnten Wiederhersteller des Gottesreiches, als den Bab oder die Thüre zu den

Geheimnissen Gottes. Seine Mitschüler erkannten seinen Vorrang willig an und zogen als Sendboten seiner Lehre in die Lande. Rasch rankte sich um die Geburt und den Lebenslauf des neuen Propheten ein bunter Sagenkranz. Vor allem begünstigte die Bewegung ein Umstand: seit dem angeblichen Verschwinden des letzten Imams (um 880), von dessen Abgesandten man durch die Jahrhunderte das neue Weltalter erwartet hatte, waren gerade 1000 (Mond-) Jahre verflossen. Der Bab legte die Offenbarungen, die ihm geworden sein sollten, unter dem Namen Bajan, d. i. deutliche Erklärung, in mannigfachen Schriften nieder und predigte insbesondere an den Centralstätten des Islam, zu Mekka und Medina.

Über Gott und die Welt lehrte er wie die schiitischen Mystiker: Das Endliche vermag das Unendliche nicht zu fassen. Deshalb kamen der Reihe nach die Propheten und Lehrer als Offenbarungen des einen göttlichen Willens, der die Welt geschaffen, um einen Gegenstand zu haben, und die Menschen, damit sie ihn erkennen. Aus dem Islam übernahm er die Reihe der Propheten: Adam, Noe, Moses, David, Jesus und Mohammed, denen er noch Zarathustra beifügte; sie alle sind aber durch den Bajan überholt. Über das Jenseits und das Leben nach dem Tode spricht er sich nicht weiter aus, als daß er Paradies und Hölle in geistigem Sinne umdeutet. Nach dem Bajan dient man Gott nicht mit öffentlichen Gebeten, Wallfahrten, Waschungen, ängstlicher Beobachtung der Reinigkeitsgesetze u. s. w. wie die Schiiten, nicht durch Abtötung und Selbstvernichtung wie die Sufiten, sondern durch brüderliche Liebe, Würde, Freundlichkeit und Mildthätigkeit. Die Kiblah oder die Gebetsrichtung nach Mekka ist abgeschafft; ebenso der gemeinsame Gottesdienst, wenngleich noch Bethäuser fortbestehen. Nur bei einem Begräbnis tritt die Gemeinde als solche zu einer Kultushandlung zusammen. Alles, was von dem Heiligen abzieht, ist verboten; so Opium, Wein, Tabak und weltliche Wissenschaft. Jeder muß einen Beruf haben, Betteln ist streng verpönt — ein Gesetz, das im Orient und namentlich in Persien tief einschneiden mußte. Die Wohlthätigkeit wird organisiert und durch das „Haus der Gerechtigkeit" ausgeübt. Die Sklaverei ist aufgehoben, die Monogamie eingeführt — in außerordentlichen Fällen wird freilich Doppelehe gestattet —, die Ehescheidung, der Krebsschaden der orientalischen Gesellschaft, sehr erschwert. Auch dem Weibe soll das öffentliche Leben erschlossen sein; jedoch müssen die Frauen der Babi, wie die Christinnen und Jüdinnen, den Schleier tragen. Zugleich führte Ali wieder das altpersische Sonnenjahr von 366 Tagen ein mit seinen 19 Monaten zu 19 Tagen und den am Anfang des letzten Monats eingeschalteten 5 Tagen, den Gata des Zendkalenders.

Anfänglich begegnete die babistische Bewegung keinem Widerstande. Als sie jedoch immer weitere Kreise ergriff, erstanden ihr sowohl in der Priester-

schaft als in der Regierung mächtige Gegner. Der Bab wurde im Spätsommer 1845 gefangen genommen und in seiner Vaterstadt Schiras interniert. Zwar gelang es ihm im Frühjahre 1846, nach Isfahan zu entfliehen, wo ihm der Gouverneur gastliche Aufnahme gewährte; aber sein Schützer starb des Jahrs darauf, und nun war es mit seiner Freiheit für immer zu Ende. Drei Jahre saß er auf persischen Festungen gefangen, während draußen im Reiche seine Anhänger sich in blutige Aufstände verwickelten. Als sie nach verzweifelter Gegenwehr den königlichen Truppen erlagen, ließ der junge Schah Nasreddin zum abschreckenden Beispiel den Bab mit Aka Mohammed Ali, einem der beiden Schüler, die seine Gefangenschaft geteilt hatten, am 9. Juli 1850 zu Täbris erschießen. Der andere Schüler, Aka Seid Husein, schwor, wie die Babi behaupten, auf Befehl des Meisters den Babismus ab, um der Gemeinde dessen letzte Schriften und Anordnungen überliefern zu können.

Die Bewegung war mit Ali nicht ertötet, und gegen ihre Anhänger wurde streng vorgegangen. Ein mißlungener Anschlag, den drei fanatische Babis am 15. August 1852 auf das Leben des Schah wagten, gab dann das Zeichen zu einer allgemeinen Verfolgung, auf der einen Seite bezeichnet durch unmenschliche Grausamkeit, auf der andern durch heldenmütigste Blutzeugenschaft. In Tehran entstand ein förmliches Blutbad, zu dessen Opfern auch Aka Seid Husein zählte. Der angeblich von Ali bestellte Bab, der neunzehnjährige Mirza Jachja (Johannes), mit dem Beinamen Subchi Esel, d. i. „Morgen der Ewigkeit“, floh mit den Häuptern der Sekte nach Bagdad. Als jedoch sein älterer Stiefbruder Mirza Husein Ali, genannt Beha Ullah, die „Schönheit Gottes“, in Adrianopel plötzlich sich für den wahren Bab erklärte und die meisten Babi auf seine Seite brachte, kam es zu Zerwürfnissen; die türkische Regierung aber internierte daraufhin kurzerhand den Subchi Esel nach Cypern, den Beha Ullah nach Akko. Subchi lebt noch dort. Beha Ullah starb am 29. Mai 1892, von etwa einer halben Million Anhänger betrauert; er hatte seinen jüngern Sohn Mirza Mohammed Ali, genannt Ghusni Asam, der „mächtigste Zweig“, zum Haupte der Sekte bestimmt. Zur Zeit scheint ein Stillstand in der Bewegung eingetreten zu sein; immerhin ist es schwer zu sagen, ob dieselbe ihren Höhepunkt bereits überschritten hat. Manche Forscher weisen ihr noch eine entscheidende Rolle in der Umschaffung des ganzen Orients zu. Darum haben wir uns auch etwas einläßlicher mit ihr beschäftigt [1].

---

[1] Unsere Darstellung beruht hauptsächlich auf den grundlegenden Arbeiten des englischen Orientalisten E. G. Browne in Cambridge, der bei seinem einjährigen Aufenthalte in Persien seine Mitteilungen über den Babismus aus erster Quelle schöpfte.

5. Die Sprache.

a. Die Achämeniden-Inschriften.

Die persischen Großkönige meißelten ihre Namen und Thaten zum ewigen Gedächtnis in die Felsen ein. Durch die großen Reisenden des 17. Jahrhunderts Pietro della Valle und den Chevalier Chardin kamen die ersten Zeichnungen solcher Inschriften nach Europa. Die Geschichte ihrer Entzifferung hat in dieser „Bibliothek" Kaulen in dem sechsten Abschnitt von „Assyrien und Babylonien" so ausführlich und anschaulich geschrieben, daß wir den Leser am besten auf jene Schilderung verweisen. Die Sprache, welche wir jetzt auf den Inschriften der Achämeniden lesen können, beweist deutlich, daß die alten Perser ein Glied der großen indogermanischen Völkerfamilie waren. Man vergleiche:

Altpersisch.	Sanskrit.	Lateinisch.	Deutsch.
pitar	pitar	pater	Vater.
brâtar	bhrâtri	frater	Bruder.
stâ	sthâ	stare	stehen.
had	sad	sedere	sitzen.
napâ	napât	nepos	(Enkel) Neffe.
nâma	nâma	nomen	Name.
navci	naues	navis	Nachen.
pathi	path	pons	Pfad.
bar	bhri	ferre	erhalten in Bahre, gebären; vgl. engl.: to bear.

b. Über die Avestasprache siehe S. 31.

c. Pehlevi.

Aus der sasanidischen und der ersten arabischen Zeit haben wir Münzen, Gemmen, kleine Inschriften und religiöse Bücher mit einer eigentümlichen Schrift, für welche der Name Pehlevi, d. h. parthische Schrift, überliefert ist. Man hat lange gestritten, ob das Pehlevi semitisch oder persisch sei. Denn zwischen den persischen Worten trifft man hier auf eine Menge rein aramäischer. Mittels der Andeutungen arabischer Autoren hat man nun gefunden, daß die semitischen Worte niemals ausgesprochen wurden, sondern gewissermaßen als Hieroglyphen für die entsprechenden persischen Ausdrücke dienten. Das Pehlevi schrieb für „Brot" lahmâ (aramäisch), las aber nân (persisch), schrieb für „Fleisch" besrâ (aramäisch) und las gôscht (persisch). „Wie man also im Englischen £ d. i. libra schreibt und pound spricht, im Deutschen und Englischen & (Ligatur aus et) schreibt und und resp. and spricht, so machte man es einst im Persischen, nur in weit ausgedehnterem Maße."[1] Jedenfalls stehen wir hier vor einer der eigentümlichsten Erscheinungen der Schriftgeschichte.

[1] Nöldeke, Aufsätze zur persischen Geschichte S. 152.

d. Neupersisch.

Das Neupersische ist eine neuere Weiterbildung innerhalb der durch die Achämeniden-Inschriften vertretenen mundartlichen Gruppe. Vom Arabischen hat es viele Worte und die Schrift herübergenommen. Am schönsten und reinsten findet sich das Neupersische in dem Epos des Firdusi. Auch diese Sprache spaltet sich wieder in zahlreiche Mundarten; als die schönste gilt das Deri. Einst soll der Prophet gesagt haben: „Will Gott etwas Zartes verlangen, so offenbart er es den Engeln in derischem Persisch; wünscht er etwas, was Strenge erfordert, dann redet er arabisch.“

6. Persien unter dem Islam.

Nach dem Gesetz des Propheten sollten die Gläubigen alle Brüder sein, jeder Unterschied des Stammes und der Nationalität sollte verschwinden. Davon war aber der Beduinenstolz der Araber weit entfernt. Sowenig sie ihre eigenen Händel lassen konnten, so wenig wollten sie den persischen Glaubensbruder für gleichberechtigt ansehen. Der Demütigungen und des Spottes gegen die Unterdrückten war kein Ende. Die Perser waren daher gegen ihre Unterdrücker von tiefem Groll erfüllt; für jede Bewegung, welche den Bestand der arabischen Herrschaft schwächte, zogen sie bereitwillig das Schwert. So fochten sie für die aufständische Sekte der Charidschiten, so faßten die Schiiten hauptsächlich Boden in Persien. Es waren zum größten Teile persische Truppen, welche das Kalifengeschlecht der Umajjaden stürzten und den Begründer des Abbasidenkalifats, Abul Abbas, den „Blutvergießer“ (Saffach), auf den Thron setzten (750). Unter den ersten Abbasidenkalifen behauptete das persische Element den größten Einfluß. An wissenschaftlicher Begabung waren die Perser den Arabern weitaus überlegen, und bald gelang es ihrer Geschmeidigkeit und Zähigkeit, das ganze mosleminische Leben mit ihren Maschen zu umspinnen. Im Jahre 813 gelangte sogar in dem Kalifen Mamun ein Sohn einer Perserin auf den Thron, und 822 konnte der Perser Tahir in Chorasan das erste nationale Fürstentum gründen. Die Herrlichkeit der Tahiriden schlug allerdings bald ein persischer Kupferschmied (arabisch saffâr) in Trümmer, die Saffariden wurden von den Samaniden abgelöst, aber jeder Dynastiewechsel riß wieder ein Stück alten persischen Landes von dem Kalifat zu Bagdad los. Um das Jahr 1000 vereinigte der türkische Sultan von Gasna, Mahmud, das ganze iranische Hochland unter seinem starken Scepter.

7. Die nationale Wiedergeburt.

Die erste Aufgabe der Perser im Islam war, sich in die arabische Kultur einzuarbeiten und die stolzen Sieger auf ihrem ureigensten Gebiete zu schlagen. Persische Rhetoren saßen zu Gerichte über die Feinheiten der

arabischen Grammatik; persische Dichter verfaßten die fließendsten Verse in der Sprache des Korans. Das waren aber nur die Schöngeister der Nation in Bagdad und Masr. Zu Hause, in Fars und Chorasan, erzählte man sich immer noch die alten Mären von den mächtigen Königen Irans mit den Tausenden von Elefanten, mit ihren blitzenden Diamanten und goldenen Rüstungen, von den starken Recken und ihren Abenteuern, den lieblichen „mondgesichtigen, cypressenschlanken" Frauengestalten der alten Sage und ihrer treuen Liebe. Blitzenden Auges hörte der Sohn des herabgekommenen Großen seinen Vater erzählen von dem einstigen Glanze seines Geschlechts, von seinem „Vorfahren" Rustem, dem „elefantenleibigen" Sieger über Menschen und Dämonen, dem „Ruhm der Welt", dem „hehren Sipehdar", und gerne vergaß der persische Bauer abends über dem Schimmer der guten alten Zeit den Druck des arabischen Vogtes, der tagsüber auf ihm lastete. Zudem hatte sich ein gutes Teil von den religiösen Überlieferungen der Väter in diesen alten Sagen erhalten. Je mehr Iran sich von der arabischen Herrschaft löste, desto näher rückte der Tag, wo das, was das Volk sich nur verstohlen zuflüsterte, in unvergänglich schöner Form vor aller Welt stolz und frei gesungen werden sollte: das Lied von der alten Macht wurde ein mächtiger Hebel des neuen politischen Aufschwungs.

In der letzten Zeit der Samaniden (um 950 n. Chr.) wurde das alte Sagenbuch Chodainama (d. i. Herrenbuch) ins Neupersische übersetzt, und der letzte große Samanidenherrscher Nuh II. beauftragte seinen Hofsänger Dakiki, diese Chronik in Verse zu bringen. Dakiki, der sich mit der ganzen Begeisterung eines treuen Zoroastriers in seine Arbeit versenkte, wurde inmitten derselben ermordet.

Die Fortsetzung des begonnenen Werkes übertrug der um die neupersische Litteratur auf das höchste verdiente Schah Mahmud (997—1030) dem Dichter Abulkasim Mansur, unsterblich geworden unter seinem Ehrentitel Firdusi.

Um das Jahr 940 in der Provinz Chorasan geboren, pflegte Firdusi schon frühe die epische Dichtung. Er zählte bereits 58 Jahre, als er an den Hof Mahmuds kam. Mutig und begeistert, aber mit tiefem Ernst, trat er an seine große Aufgabe heran:

Wem überm Haupt, das tief die Zeit gebückt,
Sein Schwert das sechzigste der Jahre zückt,
Dem gieb nicht Wein, denn, welk und hingesunken,
Ist er schon von der Zahl der Jahre trunken!
Mir gab das Alter statt des Zaums die Krücke,
Verarmt bin ich, verlassen ganz vom Glücke;
Dem Wächter gleich' ich, der von einem Hügel
Ein zahllos Heer sich nahen sieht; die Zügel
Kann er, obgleich der Feinde Lanzen ihn
Berühren, nicht mehr wenden, um zu fliehn;

Und kommen zwei noch zu den grimmen Streitern,
So unterliegt er jenen sechzig Reitern.
Müd bin ich des Gesangs; des Löwen Schrei
Und Bülbüls[1] Flöten sind mir einerlei;
Den Becher meiner achtundfünfzig Jahre
Leert' ich und denke nur noch an die Bahre.
Ach, daß der Jugend Rosenduft nicht währt!
Ach, um des Perserwortes schneid'ges Schwert!
Nicht liebt das Perlhuhn welkendes Gesträuch,
Es sucht den blühenden Granatenzweig;
Und ich, zum Himmel hab' ich ein Begehren,
Er möge mir so lange Frist gewähren,
Daß nach der Vorzeit glorreich schöner Kunde
Ich eine Sage mit dem alten Munde
Erzählen könne, um sie beim Erblassen
Der Welt mit meinem Ruhm zu hinterlassen[2].

Nach zwölfjährigem unermüdlichem Schaffen konnte der Siebzigjährige dem Sultan das gewaltige Epos von 60 000 Doppelversen überreichen. Aber sowenig seine hoffnungsvollen Ahnungen ihn getrogen hatten, so wenig trogen ihn auch die bangen; denn der Neid seiner Kollegen und die Ränke des Hofes bereiteten ihm manche schwere Stunde, und der Tod seines Sohnes drückte ihn fast völlig danieder. Die Klage des betagten Vaters gehört zu dem Ergreifendsten, was der Orient gesungen:

Für mich, den Alten, war es Gehenszeit;
Statt meiner ging der Jüngling, mir zum Leid.
Vermöcht' ich auf dem Weg ihm nachzueilen,
Ich holt' ihn ein und zwäng' ihn, noch zu weilen!
Mein war die Reihe, doch mit schnellem Schritt
Floh er und nahm des Vaters Ruhe mit.
Du, der mir Trost gab, wenn ich war verdrossen,
Was lässest du den alten Weggenossen?

— — — — — — — — — —

Weil er nicht mehr nach Wunsch die Erde fand,
Hat sich der Jüngling von ihr abgewandt;
Dies eine Mal nur hat er mich betrübt
Und eine böse That an mir verübt[3].

Der Lebensabend des greisen Dichters sollte nichts weniger als licht sein. Für jeden Doppelvers seines Sanges hatte ihm der Fürst ein Goldstück versprochen. Firdusi war gerade im Bade, als die Diener in großen Säcken den Lohn herbeischleppten. Er öffnet einen von diesen, um sich an

[1] Der persische Name der Nachtigall.

[2] Firdusi ist nach dem Grafen Schack, Hafis nach Bodenstedt citiert.

[3] Zu den letzten Worten hat schon Aug. Müller (Geschichte des Islams II, 64) an das mächtige Lied Chamissos erinnert:

Nun hast du mir den ersten Schmerz gethan, der aber traf!
Du schläfst, du harter, unbarmherz'ger Mann, den Todesschlaf.

dem funkelnden Golde zu laben, und findet schnödes Silber darin: Schah Mahmud hatte ihn betrogen und ihm 60 000 Silberstücke gegeben. Stolz verteilte der Sänger den Mammon als Trinkgeld an die Badeknechte, schleuderte dann gegen den König eine Satire voll Kraft und edeln Zornes und verließ sein ungastliches Vaterland. Die Nachstellungen des erzürnten Mahmud trieben ihn rastlos von Ort zu Ort; erst nach Jahren konnte er wieder in die Heimatstadt Tus zurückkehren. Endlich reute den Fürsten sein unkönigliches Benehmen gegen den alten Dichter. Er sandte Boten mit reichen Geschenken und den 60 000 Goldstücken:

Am achten Tage erreichten sie Tus;
Die Stadt liegt an des Berges Fuß.

Wohl durch das Westthor zog herein
Die Karawane mit Lärmen und Schrei'n.

Die Trommel scholl, das Kuhhorn klang,
Und laut aufjubelt Triumphgesang.

„La Illa il Allah!" aus voller Kehle
Jauchzten die Treiber der Kamele.

Doch durch das Ostthor am andern End'
Von Tus zog in demselben Moment

Zur Stadt hinaus der Leichenzug,
Der den toten Firdusi zu Grabe trug. (Heine.)

Eine Welt voll glühender Farben, eine Welt voll riesenstarker Recken und liebender Frauen, eine Welt, in der Mann und Weib, Drachen und Dämonen, Götter und Menschen, Volk gegen Volk in buntester Verschlingung den uralten ewigen Kampf des Lebens kämpfen, und hinter allem die ernste Gestalt des gewaltigen Epikers, der sich stets liebevoll in die zartesten Empfindungen des einzelnen vertieft und doch nie das Ganze aus den Augen verliert — das ist das Schahname oder Königsbuch Firdusis. Allerdings bietet es nicht die harmonischen Maße Homers, nicht den lapidaren Stil der alttestamentlichen Propheten noch die strotzende Urkraft des Nibelungenliedes. Durch das Ganze zieht sich eine leise Melancholie wie bei einem Greise, welcher die Träume der Jugend wiederträumt. Der Dichter hat dabei ein liebendes Auge auch für das Kleinste; wie empfänglich ist er z. B. für die Schönheiten einer Landschaft!

An Turans Grenzen ist ein Lustrevier,
Zwei Tagereisen liegt es nur von hier;
Ein Thal erblickst du dort, das grünt und blüht,
Sein Anblick schon erheitert das Gemüt;
Es ist durch Gärten, Wald und Sprudelquellen
Ein schöner Platz für junge Kampfgesellen,
Wo Rosenwasser in den Bächen fließt,
Das Rebhuhn flattert, Rohr in Fülle sprießt,

Sich blütenschwer die Lilienstengel neigen,
Wo Bülbül flötet in Cypressenzweigen
Und zu der Rose, ihrem Abgott, fleht
Und in der Luft der Duft von Moschus weht.
In kurzem wird an jenen Flußgestaden
Ein Paradies erblühn; auf allen Pfaden
Ziehn Frauen, perischön, hinab ins Thal
Und lagern sich alldort zu Fest und Mahl;
Menische, des Afrasiab Tochter, macht
Die Gärten strahlen wie von Sonnenpracht,
Sie läßt ihr Zelt errichten auf der Wiese,
Und Mädchen, hold wie aus dem Paradiese,
Verschleierte, mit moschusduft'gen Haaren,
Cypressenschlank, umgeben sie in Scharen.

Diese Menische ist noch heute, soweit man persisch spricht, das hohe Vorbild treuer, selbstverleugnender Liebe. Ihr Geliebter, der tapfere Ritter Bischen, wird von ihrem Vater in eine tiefe Höhle geworfen, und die Königstochter selbst,

— — — — ihres Schleiers beraubt,
Mit nackten Füßen und entblößtem Haupt,

bettelt für ihn das Brot in der Stadt zusammen. Der Dank des armen Gefangenen atmet die ganze Glut orientalischer Phantasie:

Und du, o Mädchen, die man viel gekränkt,
Die Gut und Blut mir, Herz und Leib geschenkt,
Die mir zuliebe, ohne je zu klagen,
Du jede Mühsal, jede Not ertragen,
Die du mir Freunde, Krone und Palast
Und Vater, Mutter hingeopfert hast:
Werd' ich erlöst aus dieses Drachen Krallen,
So will ich auf die Kniee vor dir fallen;
Wie fromme Menschen zu dem Schöpfer beten,
Will ich, die Hände faltend, vor dich treten
Und, wie der Sklave seines Königs Willen,
Zum Dank dir jeden, jeden Wunsch erfüllen.

Wie im germanischen Liede, spielt die Mannentreue eine große Rolle in den tragischen Verwicklungen. Am herrlichsten kommt sie bei dem alten Rustem zum Ausdruck, als er nur noch die Wahl hat zwischen dem Tode seines Königssohnes Isfendiar oder seiner eigenen Schande. Nicht minder weiß Firdusi mächtige Klänge zu finden zum Lobe des freien Rittersmannes:

. . . Ich bin der Leu, der Mann der Männer!
Wenn ich ergrimme, muß der Schah erblassen!
Wer ist der Tus, mich bei der Hand zu fassen?
Gott ist es, der mir Kraft und Macht verlieh,
Und keinem Schah der Welt verdank' ich sie!
Reksch[1] ist der Königssitz, auf dem ich throne,

[1] Das elefantengleiche Streitroß Rustems.

Die Welt mein Knecht, der Stahlhelm meine Krone;
Die Lanze und die Keule sind mein Schutz,
Mit meinen Armen biet' ich Kön'gen Trutz.
Mein Schwert durchflammt gleich einem Blitz die Nacht
Und mäht die Häupter auf dem Feld der Schlacht.
Kein Sklave bin ich, frei ward ich geboren;
Nur Gott, sonst keinem, hab' ich Dienst geschworen.

Noch gar manches verdiente hier erwähnt zu werden: die tiefsinnige Geschichte Zohaks, „eine Art Faustsage der Urwelt"; die duftige Liebesgeschichte zwischen Sal und Rudabe, „halb Romeo und Julie, halb Frithjof und Ingeborg". Über all dem liegt ein geheimnisvoller Reiz ausgegossen, ein Schimmer aus der Jugendzeit der indogermanischen Menschheit. — „Wie die Gestalten Firdusis aus den dämmernden Fernen der frühsten Vergangenheit zu uns herantreten, glauben wir bekannte Stimmen zu vernehmen, geliebte Züge zu erkennen; es ist, als sähen wir die großen Bilder unserer eigenen Sagenwelt tiefe, dunkle Schatten auf die sonnigen Flächen von Iran werfen, als hörten wir zwischen dem feierlichen Rauschen der morgenländischen Palme das Brausen der nordischen Wasserfälle, Klänge, die, wie aus einer ältern verlornen Heimat kommend, ein Echo in unserer Seele wecken." So urteilt Graf Schack, und hier hat wieder einmal der Dichter den Dichter am besten verstanden.

Neben dem großen Dichter sei aus jener Blütezeit persischer Bildung noch ein Mann der Wissenschaft genannt: Ibn Sina. Er galt jahrhundertelang unter dem Namen Avicenna dem Abendlande als das Urbild des Gelehrten, als der wahre Meister aller Weisheit des Morgenlandes. Heute wird er wohl nur noch in Persien studiert; er ist dort neben Galenus die höchste medizinische Autorität. Schon in seiner Philosophie zeigt sich der mystische Zug, der später das ganze persische Geistesleben beherrschen sollte. Die persische Mystik findet ihre vornehmsten Vertreter in der Sekte der Sufis (Fig. 10), und ihr Grundzug ist pantheistisch. In der Ausgestaltung derselben ist Persien das Geburtsland der Derwische und einer Reihe teils furchtbarer teils thörichter Orden und Geheimbruderschaften geworden, welche noch heute langsam, aber sicher das stolze altislamische Lehrgebäude untergraben. Der stetig ausgeprägtere pantheistische Zug tritt namentlich in den Liedern des Dschelaleddin Rumi und in dem „Rosengarten" und dem „Lustgarten" Sadis zu Tage. Die lebens- und genußfreudigste Gestalt unter den Sufiten ist der Dichter Hafis (gest. 1389). Seine Religion und seine Philosophie gehen auf in Wein, Weib und Gesang; leichten Sinnes hüpft er über die Unebenheiten des Lebens hinweg:

Wenn von Schiras die schöne Maid
Wollt' mein mit Herz und Hand sein,
Zum Lohn sollt' ihr für ihre Gunst
Bochara und Samarkand sein!

Trinkt Wein und freut euch dieser Welt,
Denn wie Mosella [1] wird kein Hain,
Es wird kein Fluß wie Roknabad [2]
So schön in Edens Land sein.

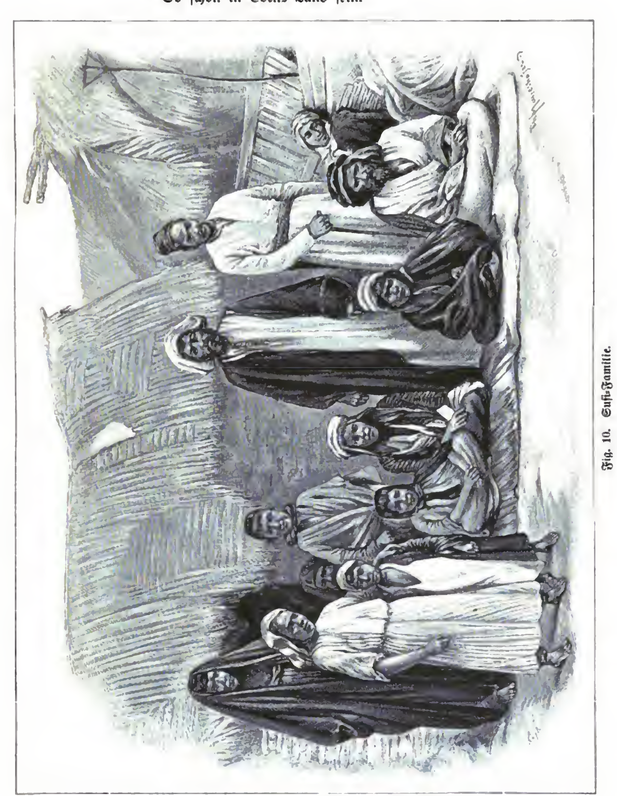


Fig. 10. Sufi-Familie.

Gleichwie der Türk' auf seinen Raub,
So stürmt auf mich die Schönheit ein,

[1] Mosella ist die Vorstadt von Schiras, in der Hafis lebte und begraben liegt.
[2] Der Fluß von Schiras.

Raubt Herz und Ruhe mir, und bald
Wird hin auch mein Verstand sein!

Sprecht mir von Wein und von Gesang
Und grübelt ob dem Jenseits nicht,
Denn keinem Weisen war es je
Und wird es je bekannt sein.

— — — — — — — — —

Du schmollst mir, Kind? Ich zürne nicht,
Gut steht auch Böses deinem Mund!
Selbst Bittres soll mir süß auf der
Rubinenlippen Rand sein!

Doch hör ein weises Wort von mir,
Der Jugend ziemt des Alters Rat:
Wenn dich ein Band umschlingen soll,
Laß es ein Rosenband sein:

Du reihtest Perlen des Gesangs,
O Hafis, mög' ihr Klang erfreun!
Und möge der Plejaden Glanz
Ihr leuchtendes Gewand sein!

Doch weiß er neben brausendem Jubel auch gar tiefe Töne anzuschlagen von der Liebe Leid, von den Schmerzen der Trennung. So klagt er am Grabe seines Sohnes:

Nun alle Rosen weckt des Lenzes Hauch,
Warum, verlorne Rose, dich nicht auch?
Wie eine Frühlingswolke, holder Knabe,
Wein' ich um dich, bis du erstehst vom Grabe.

Und in seinen alten Tagen muß er bekennen, daß von allem Genuß ihm nichts verblieben als Gram:

Nichts vom Leben, schnell vergangen, hab' ich — außer Gram,
Nichts von Hoffen und von Bangen hab' ich — außer Gram;
Keinen Freund und keine Freundin,
Treu und fest mich zu umfangen, hab' ich — außer Gram!"

8. Der Mongolensturm und die neuere Geschichte.

Mit Hafis sind wir bereits in die unheilvollste Zeit Persiens gekommen. In zwei Hauptstößen — unter Dschingischan und Tamerlan — brachen endlose tatarisch-mongolische Horden über die vorderasiatische Kulturwelt herein. Persien wurde ihr Hauptummelplatz. Die gesamte Bildung des Orients ging unter in der mongolischen Sündflut. Für Iran aber klafft zwischen der vor- und der nachmongolischen Geschichte eine tote, unausfüllbare Lücke. Man mußte so gut wie von vorn anfangen. Und selbst der heutige Stand wäre längst nicht erreicht worden, wenn nicht die erste nationale



Fig. 11. Feier der Schiiten zur Erinne



nnerung an den Tod Husseins und Hassans.

Dynastie, welche nach dem Verfall der Mongolenherrschaft in Persien aufkam, ein paar außergewöhnlich tüchtige und begabte Regenten aufzuweisen hätte. Sie wurde um 1500 von Ismail gegründet, der nach seinem Ahnherrn Sefi-eddin (= glaubensrein) der Sefide genannt wurde. Ihm galt es vor allem, dem Organismus seines jungen Reiches einen neuen Geist einzuhauchen, und das Mittel hierzu bot ihm die Religion. Er nannte sich „Hund vor der Thüre Alis“ und machte den Schiitismus zur Staatsreligion. Dadurch wurde das Reich zugleich von den im Norden und im Westen drohenden sunnitischen Tataren und Osmanen scharf abgetrennt. Und zudem gründete in dem Schiitismus eine staatsrechtlich unanfechtbar feste Erbfolgeordnung[1]. Den Säbeln der türkischen Soldatenstämme war dieselbe allerdings nicht gewachsen, und so trat schon nach dem Tode des zweiten Sefidenherrschers (1576) eine zehnjährige Zwischenherrschaft ein, während welcher eine Partei ihren Thronbewerber gegen die andere ausspielte. Sieger blieb Schah Abbas I. (1586—1628). Eine seiner ersten Regierungsthaten war, daß er mit echt orientalischem Königsdanke den Häuptling, der ihn auf den Thron gesetzt hatte, ermorden ließ. Die türkische Soldateska seines Reiches suchte er durch Errichtung einer Leibgarde, der sogen. „Königsgenossen“, im Schach zu halten; er förderte nach Kräften den Ackerbau, schützte Handel und Wandel — die bedeutende Handelsstadt Bender Abbas, d. h. Abbashafen, hat ihren Namen von ihm — und errang auch nach außen hin glänzende Erfolge. Mit einigem Recht nennt ihn daher die Geschichte den Großen. Trotzdem hat ihn sein Haus kein Jahrhundert überdauert. Schon 1722 rissen die Afghanen die Herrschaft über Persien an sich, und nun ging es beständig abwärts. Was half es, daß der Türke Nadir Schah (1736—1747) die Afghanen wieder über die Grenzen warf, den Kaiser von Indien besiegte und aus Dehli unermeßliche Beute nach Hause schleppte? Durch seine gewaltsame Umschwenkung zur sunnitischen Lehre stürzte er das Land in die heftigste Aufregung, und schließlich raste er selbst so blutdürstig gegen sein eigenes Volk, daß ihn seine Freunde töteten. Im Jahre 1795 gründete Aga Mohammed aus dem türkisch-persischen Stamme der Kadscharen die jetzt regierende Dynastie durch Verrat und unter den scheußlichsten Grausamkeiten. Ihm folgte sein Neffe Fatch Ali, dann Mohammed; seit 1848 herrscht in Persien Nasreddin.

[1] Die Schiiten in Persien beklagen immer noch, daß Ali, der Schwiegersohn Mohammeds, erst so spät, nämlich nach dem Tode des dritten Kalifen Othman, zum Kalifat kam, und feiern in der aufregendsten Weise den Tod seiner Söhne Hussein und Hassan (Fig. 11), die bei Kerbela jämmerlich hingeschlachtet worden waren.

Dritter Teil.

Das heutige Persien.

1. Bevölkerungsverhältnisse.

Die Zahl der Einwohner Irans wird von Statistikern und Reisenden sehr verschieden angegeben und läßt sich auch, wie überall in Asien, wo keine Volkszählungen stattfinden, nur annähernd ermitteln. Iran ist unter allen asiatischen Ländern — die aus bloßen Wüsten bestehenden ausgenommen — vielleicht am schwächsten bevölkert. General Houtum-Schindler berechnet die ungefähre Volksmenge eines Raumes von etwa 21 000 englischen Geviertmeilen (beiläufig 850 geographische Meilen = 55 000 qkm), nämlich der Gegend, durch welche ihn sein Weg von Buschähr nach Isfahan führte und welche nächst Gilan und Mazänderan zu den schönsten und wohlhabendsten in ganz Iran gerechnet wird, und er bringt nicht mehr als 164 200 Seelen heraus. Man muß bemerken, daß in Chorasan, Kerman, Mekran ꝛc. sich ungeheure Wüsten befinden, die fast ganz unbewohnt sind, und daß es in andern Teilen des Landes ganze Bezirke giebt, welche zwar nicht so unfruchtbar, aber aus andern Ursachen, z. B. infolge Hungersnot[1] oder einer Epidemie, ebenso menschenleer sind. Auch die Erkundigungen, die ich während meines Aufenthaltes in Iran eingezogen hatte, scheinen darin übereinzustimmen, daß hinsichtlich der Bevölkerung im ganzen Lande so ziemlich die gleichen Verhältnisse herrschen. Es dürfte also Houtum-Schindler, der die Volksmenge Irans zu 7 653 600 annimmt, der Wahrheit am nächsten gekommen sein. In Bezug auf die Wohnplätze zerfallen die Einwohner teils in Bewohner von Städten und Dörfern, teils in Nomaden. Die Zahl der erstern ist nicht beträchtlich und wird auf 1 963 600 in 99 Städten veranschlagt, während die Zahl der Dorfbewohner 3 780 000 und die der Nomaden 1 909 800 betragen soll. Der Religion nach zählt man ungefähr 6 860 000 Schiiten, 700 000 Sunniten, 8000 Parsen, 19 000 Juden, 43 000 Armenier, 23 000 Nestorianer und Chaldäer und ungefähr 150 römische Katholiken.

[1] Eine heftige Hungersnot war z. B. im Jahre 1860—1861; eine noch empfindlichere in den Jahren 1869—1872, und infolge anhaltender Dürre kam in den Jahren 1879—1880 und im Winter 1888 eine Teuerung.

Zu Seite 52.



Fig. 12. Bazar-e-Vakil zu Schiras.

2. Die persischen Städte.

So sehr sich auch der europäische Reisende beim Anblick des flachen Landes getäuscht findet, so beherrscht ihn dieses Gefühl fast in noch höherem Grade beim Anblick der Städte des Orients. Wie oft hat er nicht die in den Märchen wie in der Geschichte des Ostens berühmt gewordenen Namen Isfahan, Schiras u. s. f. nennen hören! Er denkt sich diese Städte so ziemlich nach Art der europäischen und schmückt sie in seiner Phantasie noch mit den dem Orient eigentümlichen Minarets, Kuppeln und Säulen aus. Wie kann er bei solchen Erwartungen auf die Masse von Ruinen vorbereitet sein, welche selbst die beste unter diesen Städten seinem Auge darbietet? Vergebens sucht sein Blick nach den wohlbekannten und angenehmen Zeichen der Nähe volkreicher Städte. Statt eine gut erhaltene Straße zu finden, die von Reisenden und Verkehrsmitteln aller Art belebt, von Hecken und grünen Gehegen eingesäumt, oft mit Reihen und Gruppen heiterer Wohnungen besetzt ist und zuletzt in eine Zeile von hohen, wohlgebauten Häusern endigt, betritt der Fremdling, der sich einer orientalischen Stadt nähert, nur mit Furcht den schmalen Weg; denn dieser ist holperig und gar nicht unterhalten, hat an den Seiten nichts als zusammengestürzte Lehmmauern oder Gehege, welche den Blicken das einzige Grün verbergen, dessen sich die ganze Gegend rühmen kann. So geht es bergauf und bergab zwischen dem Schutte verfallener Gebäude und den Lehmgruben, welche die Backsteine für die neuern Häuser geliefert haben, bis er endlich die verfallene Mauer der Stadt erreicht. Wenn er den Thorweg, in dem ein paar Soldaten herumliegen, passiert hat, befindet er sich zuweilen in einem elenden Bazar, ebenso oft aber auch unter einer Masse von Schutthaufen, die ganz denselben öden Anblick gewährt wie die Gegend vor der Stadt. Vergebens sucht er Straßen; ja kaum ein Haus ist zu bemerken. Die Masse Lehm, die ihn umgiebt, ist zu Höhlen zusammengetragen, welche mehr großen Kaninchenlöchern gleichen als menschlichen Wohnungen; denn die Häuser der Armen bieten sich seinem Blicke dar. Die Wohnungen der Großen, so reich sie auch im Innern eingerichtet sein mögen, sind durch hohe, aber sehr unscheinbare Mauern von Lehm oder schlechten Backsteinen dem Auge entzogen, und um diese herum, fast den Eingang verbergend, liegen die Hütten der Armen in der größten Unordnung zerstreut. Enge Gassen, durch die kaum ein beladener Esel hindurch kann, winden sich zwischen den Hütten hin und führen zu den Wohnungen der Einwohner aller Stände. Niemand versucht diese Wege zu ebnen, man fährt über alle Hindernisse hinweg, durch tiefe Gräben hindurch, und nötigt den Fremden, zwischen den Ruinen und Grabsteinen — bei Kleinstädten und Dörfern führen die Fußwege häufig über Begräbnisplätze, und diese liegen dicht an der Straße — sich Bahn zu schaffen, wobei er leicht den Hals brechen kann; denn man

findet zuweilen tiefe Löcher, und an eine nächtliche Beleuchtung der Städte ist — wenige Ausnahmen abgerechnet — im ganzen Orient nicht zu denken.

Die Bazare sind die einzigen Teile der Städte, welche den Namen von Straßen verdienen, und einzelne sind schon mit Recht von Reiseschriftstellern



Fig. 13. Theeverkäufer.

gepriesen worden, z. B. die mehrere Kilometer langen, aneinander stoßenden Bazare zu Isfahan, die zu Tehran, Täbriz, Kazvin, Räscht u. a., die alle verhältnismäßig geräumig, hoch und von mehr oder weniger soliden Materialien erbaut sind. Besonders stattlich nimmt sich der Bazar-e-Vukil (Fig. 12) zu Schiras aus. Hier strömen fast das ganze Jahr hindurch persische,

arabische und indische Kaufleute aus Buschähr, Lingäh und Bandär Abbas zusammen. Ein für einen Europäer unleidliches Gedränge herrscht in diesen von allen erdenklichen Gerüchen erfüllten, halbdunkeln Räumen, wo der unter den Verkäufern stark vertretene persische Jude in dem schlauen, redseligen



Fig. 14. Wasserträger.

Perser ein würdiges Gegenstück findet. Jedem Kauf geht ein langes Schwätzen und Feilschen voraus; dazu kommt das Klimpern der Münzen, mit welchem die Särrafs oder Geldwechsler die Kunden anzulocken suchen, das Geschrei der Thee- und Wasserverkäufer (Fig. 13 u. 14), welche ihre Gefäße auf den Schultern balancieren und ihre Ware manchmal ganz unfreiwillig

an den Mann bringen, sowie das unaufhörliche „Kheber dar“ (Achtung!) der Eseltreiber und Kamelführer, deren scharfsinnige Tiere ein Ausweichen nicht zu kennen scheinen. Nun schreitet ein wunderlich struppiger Geselle ohne Kopfbedeckung daher: es ist ein Derwisch.

„Der Derwisch ist“, wie General Albert Gasteiger Khan ihn anschaulich schildert[1], „eine Art Bettelmönch, ohne geistliche Würde, hat jedoch seine Zunft- und Ordensregeln, die ihm von einer Bruderschaft auferlegt werden. Das Äußere des Derwisches ist oft abschreckend, denn in einem weiten Zwillichhemd, mit über die Schulter geworfenem Tigerfelle, barfuß, einen dicken Knotenstock oder eine Hacke mit symbolischen Zeichen wild schwingend, häufig barhäuptig, mit langen Haaren und Bart, manchmal eine spitze Derwischmütze mit kabbalistischen Figuren auf dem Haupte, geht er schweigsam und finster durch die Gassen und verlangt seine Gabe mit dem Rufe: Ja hakk! (O Gott!) Er nimmt alles, Geld und Nahrung, behält für sich nur das zum Leben Nötigste und führt den Überschuß im kommunistisch-socialen Sinne gewissenhaft seinem ihm bleibenden Oberhaupte, dem Zunftmeister, ab. Er fordert im Namen Gottes und zieht ruhig weiter, wenn man ihm auf der Gasse nichts zu geben vermag; jedoch nie klopft er vergebens an eine Thüre, da man des Derwischs bösen Blick fürchtet. Er geht nur mit seinesgleichen, besitzt gar keine Habseligkeiten, wohnt überall und nirgends, teilt nie anderer Freuden und Wohlergehen und führt ein mysteriöses Leben. Religionsübungen und Gebete kennt er nicht und setzt sich über alle Formalitäten hinaus. Der olivenfarbige Teint, die schwarzen Augen mit weißem Augapfel der meisten deuten unstreitig auf indische Abkunft, und viele betreiben auch als Broterwerb Schlangenbezauberung und Gaukeleien, oder erzählen dem Volke Märchen und drollige Geschichten. Sie sind größtenteils sehr starke Opium- oder Haschischraucher (Fig. 15), daher ihr brütend stierer, sinnverwirrter Blick und ihre Sicherheit, mit giftigem Gezüchte umzugehen, weil ihr Körper, ganz vom Opiumgifte imprägniert, in Berührung mit Reptilien diese einschläfert und unschädlich macht.“

Die Schlangenbeschwörer (Fig. 16) sind schon von weitem an den Säcken oder Körben kenntlich, in welchen sie die gewöhnlich durch Entfernung der Giftzähne unschädlich gemachten Reptilien mit sich herumtragen. Die beliebteste Vorstellung ist der Kampf der Kobra mit ihrem erbittertsten Feinde, dem Ichneumon, das regelmäßig als Sieger aus demselben hervorgeht. Einen bis zwei Fuß hoch aufgerichtet, den glatten scheußlichen Kopf vorgestreckt, beobachtet die Kobra jede Bewegung ihres gewandten Gegners, dem es nach wenigen Minuten stets gelingt, mit einem geschickten Sprunge den Kopf seines Opfers zu packen und zu zerbeißen. Nahezu tot wird die Kobra den scharfen Zähnen

[1] Von Teheran nach Beludschistan (Innsbruck 1881. Wagner) S. 51.

des Ichneumons entrissen, um durch Medikamente ins Leben zurückgerufen und zu neuen Marterungen aufbewahrt zu werden. Fesselnder als diese barbarische Quälerei ist der Schlangenzauber, d. h. die eigentümliche Musik, mit der einzelne Leute auf die Kobra einen förmlichen Bann ausüben. Bevor



Fig. 15. Opium rauchende Derwische.

sie die Körbe öffnen, beginnen sie auf einer Art Flöte eine merkwürdige, halb freudige, halb melancholische Melodie zu spielen, mit nicht so schrillen Tönen, wie sie sonst für einheimische Instrumente bezeichnend sind. Wenn die Körbe geöffnet werden, richten sich die Kobras in die Höhe und bleiben teils unbeweglich, teils mit leichtem Wiegen des Kopfes stehen, bis die

Töne verklingen; dann legen sie sich in ihr Gefängnis zurück. Einmal hatte ich in Tehran Gelegenheit, ein überraschendes Taschenspielerkunststück von einem Schlangenzauberer ausführen zu sehen. Der Mann behauptete,

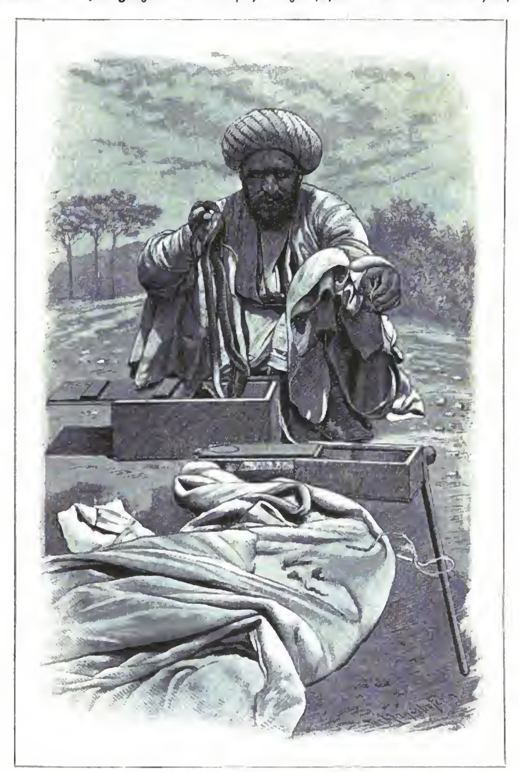


Fig. 16. Schlangenbeschwörer.

aus einer beliebigen Stelle des Erdbodens Schlangen herausziehen zu können. Er stand mehrere Schritte von seinen Körben entfernt und war nur mit dem üblichen Schurz aus grauem Zeuge bekleidet, den er dazu noch an beiden Seiten öffnete. Zuerst der unvermeidliche Hokuspokus: „Kommt heran,

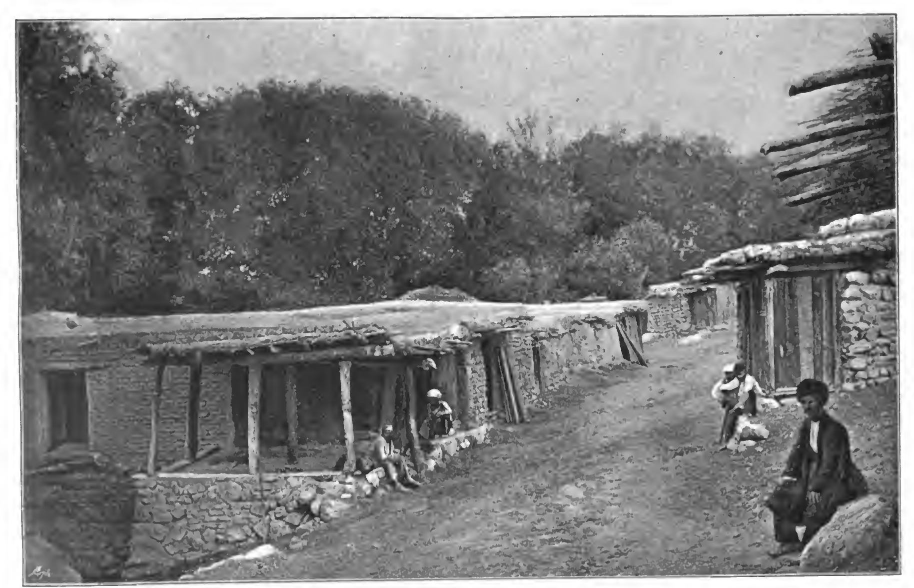


Fig. 17. Bazar Zergendeh bei dem gleichnamigen Dorfe.

kommt heran, ihr Schlangenleute!“ Dann ein plötzlicher hastiger Griff mit der Rechten nach dem Erdboden, daß ein wenig Staub aufwirbelte, und dicht vor meinen Füßen wand sich eine dicke Schlange von etwa $1^1/_2$ m Länge. „Woher hat der Mann die Schlange gebracht?“ fragte ich meinen neben mir stehenden Diener. „Aus dem Erdboden.“ Der Gute war fest von dem Zauber überzeugt. „Noch einmal!“ sagte ich. Der Mann griff wieder nach der Erde, und eine Schlange anderer Gattung, ungefähr einen Meter lang, schlängelte sich an der Stelle. Erst beim dritten Mal, als ich meine Aufmerksamkeit durch den Hokuspokus nicht ablenken ließ, bemerkte ich eine blitzartige Bewegung der beiden Hände nach dem Schurze zu. Noch mehr Schlangen wollte der Mann nicht aus der Erde hervorzaubern; der Vorrat im Schurze war demnach jetzt erschöpft. — Wenn die Leute nach beendigter Vorstellung anstatt des geforderten Tumans das übliche Viertel erhalten haben, pflegen sie unter großem Geschrei zu beteuern, sie seien keine Gaukler, sondern Zauberer; doch wissen sie, daß nur der Neuling sich durch solche Ausbrüche bestimmen läßt, noch einmal in die Tasche zu greifen.

Im Gegensatze zu den oben angeführten Bazaren ist die Mehrzahl solcher Baulichkeiten höchst erbärmlich. Sie sind in der Regel auf folgende Art eingerichtet. Ein $2^1/_2$—5 m breiter Weg scheidet zwei Reihen Hütten, vor denen erhöhte Läden erbaut sind. Auf diesen sitzen die Verkäufer und haben ihre Waren auf den Terrassen an der Seite ausgelegt; die Hütten enthalten ihre übrigen Vorräte. Das Ganze ist überwölbt, entweder gehörig mit Ziegelsteinen oder in den schlechtern Bazaren mit Lehm und Baumzweigen, welche die Sonnenstrahlen abhalten. Eine richtige Vorstellung von den an den Landstraßen Persiens erbauten Bazaren kann sich der Leser an der als Fig. 17 gegebenen Abbildung des Bazars Zergendeh an der Mazänderaner Straße machen.

In Persien wie im ganzen Orient und auch einst im abendländischen Mittelalter herrscht der Gebrauch, daß sich die Handelsleute derselben Art zusammenhalten; die Schmiede, die Schuhmacher, die Sattler, die Kattun- und Tuchhändler u. s. w. findet man in der Regel in besondern Abteilungen vereint; aber die Zuckerbäcker, Köche, Apotheker, Obsthändler und Bäcker sind an verschiedenen Stellen verteilt und wissen zuweilen ihre Waren ziemlich vorteilhaft aufzustellen, obwohl noch weit entfernt von der zierlichen Ordnung eines europäischen Ladens. In den größern Städten findet man mit diesen Bazaren gewöhnlich mehrere Karawanserais verbunden, die nur fremden Kaufleuten zur Aufnahme der Waren dienen. Ihre Gemächer werden teils zur Besorgung der Geschäfte, teils auch als Laden benutzt, und der vergleichsweise heitere Anblick, den sie gewähren, nebst dem Lärm, der unausgesetzt vor ihnen ertönt, dazu in den größern Bazaren die verschiedenen Trachten, Sitten und Sprachen, die so sehr von den europäischen abweichen:

das alles vereinigt sich zu einem Schauspiel, von dem sich wohl niemand ein deutliches Bild entwerfen kann, der es nicht selbst mit angesehen hat.

Aus der Vogelschau erscheint eine persische Stadt durchaus nicht vorteilhaft. Die sämtlich von Lehm erbauten Hütten haben alle die Farbe des Erdbodens und gleichen wegen ihrer Unregelmäßigkeit mehr Unebenheiten der Oberfläche als menschlichen Wohnungen. Fast alle Häuser, selbst die der Vornehmen, haben nur ein Stockwerk, und die hohen Mauern ohne Fenster oder sonstige Öffnungen machen einen sehr einförmigen Eindruck. Man sieht nur wenige Kuppeln oder Minarets, und von den vorhandenen zeichnen sich sehr wenige durch Glanz und Schönheit aus. Außer den Moscheen und Medressen (d. i. Gymnasien) giebt es keine öffentlichen Gebäude, und auch diese sind oft durch Ruinen dem Blicke völlig entzogen. Ein Rundblick über die Stadt zeigt eine Reihenfolge von glatten Dächern, langen Lehmmauern und häufigen Ruinen, und die einzige Erholung in dieser langweiligen Einförmigkeit findet das Auge in den mit Platanen, Pappeln und Cypressen geschmückten Gärten, mit welchen Städte und Dörfer oft umgeben sind.

3. Die verschiedenen Völkerschaften Irans.

Die Bevölkerung Irans besteht aus zwei großen Abteilungen, ansässigen und nomadisierenden Völkerschaften. Die letztern bilden gegenwärtig das herrschende Element; wenigstens gehören die jetzt regierende Dynastie sowie der größte Teil des Heeres und viele Staatsbeamte zu den Nomaden türkischer Abstammung. Die ansässigen Einwohner bestehen aus Tadschiks, Gelakis oder Gilanern, Parsen, Armeniern und Juden.

Unter diesen verschiedenen Völkern wollen wir zuerst die Tadschiks, als die zahlreichsten, einer genauern Besprechung unterziehen.

Die Tadschiks in Iran sind — wie die in Afghanistan und Turkestan — ein Mischlingsvolk, in dem man berechtigt ist, die Nachkommen der alten Ureinwohner des Landes zu erkennen, mit denen sich aber im Laufe der Zeit mehrere eingewanderte Völker vermischt haben. Die Physiognomie eines Tadschik drückt stets Sanftmut und die vollkommenste Ruhe aus, und so erscheint er, obgleich er seinem wahren Charakter nach falsch, spitzbübisch, betrügerisch und habsüchtig ist, doch als gutmütig, rechtlich und gefällig. Der Durst nach Geld erstickt bei ihm jedes Gefühl von Menschlichkeit, und nächst den Arabern sind die Tadschiks die grausamsten Herren ihrer Sklaven. Übrigens sind sie thätig und arbeitsam und verstehen sich gut auf die Geschäfte. Sie sind Kaufleute, Handwerker und Ackerbauer. Das Nomadenleben hat keinen Reiz für sie.

Der Tadschik ist von mittlerer Leibeslänge, wohl gewachsen, mehr hager als fleischig, aber stark von Knochen und Muskeln, hat ein regelmäßiges

Gesicht, eine Habichtsnase, einen kleinen Mund, schwarze Augen und Haare und einen starken, mit großer Sorgfalt gepflegten und glänzend schwarz gefärbten Bart. Die Pflege des letztern sowie das Färben der Nägel macht einen wichtigen Teil der persischen Toilette aus und wird gewöhnlich

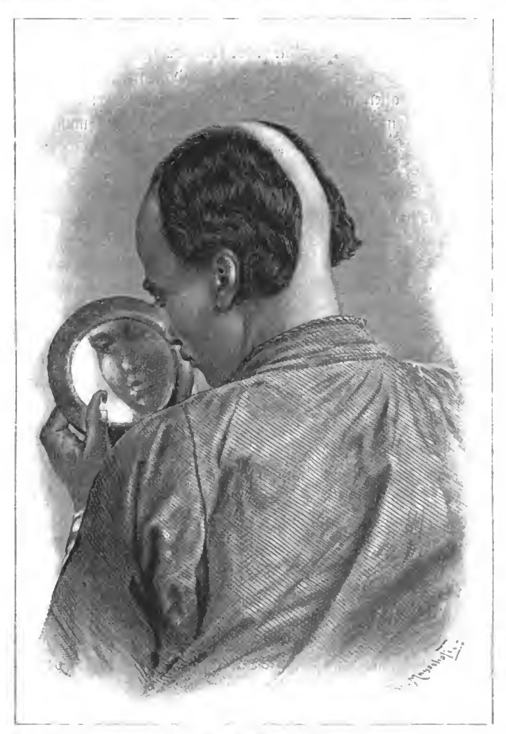


Fig. 18. Persische Haarfrisur.

beim Baden besorgt. Anstatt, wie die Türken, die Muskeln zu kneten, mit dem Haartuch den Schmutz abzureiben und einen Überfluß von wohlriechender Seife zu verbrauchen [1], sind die Perser bloß bemüht, die Haare und den

[1] Wir werden auf diesen Gegenstand noch zurückkommen.

Bart schwarz, die Nägel an Fingern und Zehen aber mittelst Zubereitungen aus Henna dunkelrot und Hände und Füße über und über gelb zu färben. Diese Verrichtung ist die unangenehmste, die man sich denken kann. Die Perser scheren nicht, wie die meisten Türken und Araber, den ganzen Kopf, sondern nur die Platte über der Stirne bis hinten zum Nacken, etwa eine Hand breit, und an den Seiten lassen sie rechts und links zwei dichte Massen von Haaren stehen (Fig. 18), die über die Schultern herabhängen. Bei manchen sind die Haare so buschig und dick, daß sie wie die scheinbaren Perücken auf den alten sasanidischen Münzen aussehen; bei andern bedecken sie zugleich den ganzen Nacken, so daß der Fremde glauben muß, das volle, unabgeschnittene Haupthaar zu erblicken. Dieses nun wird, ebenso wie der lange und dichte Bart, auf den jedermann hier stolz ist, mit einer starken Schichte eines Teiges, Rendschihenna genannt, von einer Dichtigkeit wie Speck, überpflastert, so daß zuweilen an zwei Pfund für eine Person verbraucht werden. Der Teig zieht sehr zusammen, dringt tief ein und will mit großer Geschicklichkeit beim Gebrauche behandelt sein, wenn nicht Schaden damit angerichtet werden soll. Da man auch die Augenbrauen damit bedeckt und er bei der Sommer- oder Badstubenwärme ziemlich flüssig wird, so kommt zuweilen etwas davon in die Augen und verursacht große Schmerzen. Dasselbe ist der Fall, wenn etwas in die Nasenlöcher oder in den Mund kommt. In jedem Falle verbreitet dieser Teig ringsumher einen nichts weniger als angenehmen Geruch. Während der Verrichtung des Färbens legt sich der Patient — so kann man ihn wohl nennen — mit dem Rücken auf den steinernen Fußboden, schließt sorgfältig Mund und Augen und hütet sich sogar, nur etwas stark Atem zu holen. In solcher Lage verharrt er eine bis zwei Stunden, während der Operateur von Zeit zu Zeit nachsieht, Haare und Bart abputzt, den Teig, wo er abgefallen oder aufgeweicht ist, wieder aufklebt u. s. w. Wenn ein solcher Pflasterbart ganz frisch aus den Händen seines Meisters hervorkommt, so sieht er mit seinen verschiedenen Schattierungen von Rot, Schwarz und Grau närrisch genug aus; denn es dauert, je nach der Beschaffenheit des Haares, einen oder zwei Tage, ehe alles gleichförmig schwarz wird. Auch muß, da in kurzem einzelne braune oder graue Haare wieder zum Vorschein kommen, die ganze Operation des Färbens alle acht Tage wiederholt werden.

In der Provinz Gilan leben etwa 50 000 Familien Gilaner, Nachkommen der alten Gelä oder Geli, welche bei Plinius, Strabo und andern auch Kadusier heißen, und deren Wohnsitze sich ebendaselbst befanden, wo noch ihre Nachkommen hausen. Die letztern sind von mittlerem Wuchse und überhaupt wohlgebildet; besonders giebt es unter dem weiblichen Geschlechte viele Schönheiten. Die Männer sind betriebsam und mutig, zeigen aber in ihrem Charakter viel Unbeständigkeit und Leichtsinn. Die Sprache ist

eine Mundart des Neupersischen. Der Religion nach bekennen sie sich zum Islam.

Von den Parsen, den uralten Einwohnern des Landes, sind, wie bereits oben (S. 36) erwähnt, vielleicht kaum 8000 Individuen vorhanden, die ihre Nationalität sowie die alte Religion ihrer Väter unverändert beibehalten haben. Sie sind als thätige, mäßige, sanftmütige und rechtschaffene Leute bekannt. Beide Geschlechter halten besonders auf Reinlichkeit und Anstand. Unter allen Parsen herrscht ein großer Gemeingeist, indem sie sich gegenseitig aufs thätigste unterstützen.

Die seit der letzten Abtretung der Provinz Aran an Rußland noch bei Persien gebliebenen Armenier dürften wohl schwerlich stärker als 43 000 Köpfe sein. Sie wohnen zum größten Teil in der Provinz Azärbaidschan, an den Ufern des Arasch; außerdem findet man sie als Handelsleute in fast allen Städten zerstreut. Die persischen Armenier sind im allgemeinen ein argwöhnisches, betrügerisches, in Schwelgerei und Trunkenheit versunkenes Volk. Die Kleidung der armenischen Männer ist die nämliche, welche gewöhnlich die Perser tragen. Die Frauen (Fig. 19) umwickeln den Kopf mit einem bunten seidenen Tuche, dessen Zipfel hinten lose herabfallen. Unter demselben aber wird noch ein Schleiertuch von weißem Linnen getragen, welches von der Gegend hinter den Ohren bis unter und über dem Kinne weggeht und dann auf die Brust hinabhängt. Beim Ausgehen wird dieses untere Stück zuweilen über den Mund hinaufgezogen, so daß von dem Gesichte nichts weiter sichtbar ist als die Augen und die nicht selten kupferige Nase. Eine Art von Jacke reicht beinahe bis auf die Kniee herab; sie besteht bald aus diesem, bald aus jenem Zeug und ist auch wohl mit Spitzen und Stickereien verziert. Ein Paar Beinkleider von geblümtem Samt und ein Shawl um den Leib vollenden den Anzug einer armenischen Dame. Alte Weiber und Kinder tragen zuweilen statt des modernen Shawls den alten volkstümlichen breiten Gürtel, der mit Trobdeln und Knöpfen verziert und vorn durch ein ovales Stück Silber von ziemlicher Größe und Schwere befestigt ist. Das Tuch, worein sie sich beim Ausgehen hüllen, ist weiß. Im Sommer gehen sie barfuß, im Winter tragen sie Socken, selten Stiefel, wie die persischen Damen. Alle Feierlichkeiten, sowohl freudige als traurige, geben bei den Armeniern Veranlassung zum Essen und Trinken, zumal ihre Hochzeiten. Ihre Eßgier ist außerordentlich groß, ihre Lieblingsspeise bildet Schweinefleisch; daher erblickt man in ihren Dörfern ganze Herden von Schweinen. Während der Fasten besuchen die Armenier gewöhnlich die Gräber ihrer Anverwandten und Freunde, zünden auf den Gräbern Lichter an, räuchern mit Weihrauch und verrichten Gebete. Oben auf dem Leichensteine der georgischen und armenischen Christen findet man stets eine Vertiefung, welche zur Aufnahme der brennenden Wohlgerüche ausgehauen ist. Die

Gedächtnisse der Verstorbenen hören erst mit dem Himmelfahrtsfeste auf, wo man überhaupt die sämtlichen religiösen Feierlichkeiten der Jahreszeit mit einem willkommenen und reichlichen Gastmahle abschließt. Wein fließt dabei wie Wasser, als Trankopfer für die Verstorbenen, und der Jubel der Gäste wechselt mit Geschrei und Wehklagen. Auch die Weiber nehmen an allen diesen Festen Anteil.

Die Zahl der Juden, welche in den größern Städten zerstreut leben und sich von einigen Handwerken, meistens aber vom Kleinhandel nähren, mag sich auf 19 000 belaufen. Sie bewohnen sowohl in Isfahan als in Tehran und Schiras eigene Stadtviertel und leben in größter Dürftigkeit und Verachtung. Ihre Wohnungen sind von der elendesten Art; ihre Arbeiten, die, wie z. B. in Isfahan, hauptsächlich im Seidenspinnen und in Seidenweberei bestehen, verrichten sie in unterirdischen Löchern, welche denen der Serdaubs in Mosul und Bagdad gleichen und sonst in keinem Teile der Stadt angetroffen werden. In der Türkei glückt es vielen Juden, sich das besondere Vertrauen der Regierung zu erwerben; andere werden reiche Kaufleute. In Acre, Damaskus und in Ägypten leben viele jüdische Kaufleute angesehen und im Überfluß und unterscheiden sich von den reichern Moslemin bloß durch dunkelfarbigere Kleider und Turbane. Aber hier, sowie in ganz Persien überhaupt, blickt man auf die Kinder Israels wie auf die elendesten aller menschlichen Wesen herab. Wenn diese Verachtung sie in frühern Zeitläufen bloß aus Religionshaß traf, so verdienen sie dieselbe jetzt durch die Niedrigkeit, in welche sie durch ihre eigene Schuld herabgesunken sind. Die persischen Juden müssen, wie die türkischen, ein äußeres Unterscheidungszeichen an sich tragen, z. B. Mützen von besonderer Farbe, einen viereckigen Fleck auf der Weste, von anderer Farbe als diese u. s. w.

Die in den Gebirgen, Steppen und Wüsten herumziehenden Nomaden führen im allgemeinen den Namen Ilat oder Ihlaut. Obschon sie feste Wohnsitze verachten, so erheben doch seit undenklichen Zeiten mehrere Stämme Ansprüche auf gewisse Gebirgsbezirke und Weideplätze, verfechten sie mit der größten Hartnäckigkeit gegen andere Stämme, welche sich Eingriffe darein erlauben. Nicht selten haben Streitigkeiten nebenbuhlerischer Hirten über solche an sich geringfügige Rechtsverletzungen die verderblichsten Folgen, indem sie Blut und Krieg auf ferne Nachkommen vererben. Die Sitten und Gebräuche dieser Völker erinnern unwillkürlich an die in der Heiligen Schrift geschilderten patriarchalischen Lebensverhältnisse des jüdischen Altertums. Den größten Teil der Ihlauts stellen vier große Völkerschaften, deren jede in eine Menge Stämme zerfällt. Man unterscheidet nämlich nach den Sprachen, die sie reden, Ihlauts von türkischer, lurischer, kurdischer und arabischer Zunge.

Zu den Nomaden der türkischen Zunge — es sind ihrer im ganzen 41 Stämme — gehört, wie bereits bemerkt worden, auch die jetzige Herrscher-

familie Irans; denn der gegenwärtige Schah ist ein Sprosse des türkischen Stammes Kadschar, welcher übrigens in gar keinem weitern Ansehen steht, sondern vielmehr allgemein, selbst von den andern türkischen Stämmen, verabscheut wird. Auch ist der größte Teil des Heeres aus türkischen Ihlauts



Fig. 19. Vornehme Armenierin.

zusammengesetzt; namentlich werden alle Generale und die meisten Offiziere aus ihnen genommen. Obschon diese Nomaden geborene Krieger sind, so darf doch der Reisende in Iran sie keineswegs alle als wilde Räuber fürchten, sondern viele betragen sich gegen den Fremden als friedliche Hirten, die vom

Ertrage ihrer Herden leben, höflich und gastfrei. Dichterisches Talent steht bei ihnen in hohem Ansehen. Sie unterhalten sich gern mit romanhaften Erzählungen und lernen selbst — da sie außer ihrer Muttersprache meistens auch das Persische verstehen — ganze Stellen aus Dichtern, vorzüglich von Firdusi, auswendig. Bemerkenswert ist die Achtung, welche die Frauen, besonders die Mütter, genießen. Es ist das eine Folge der herrschenden Sitte, selten mehr als eine Frau zu heiraten. Der Einfluß einer Mutter auf ihren Sohn dauert gewöhnlich, solange sie lebt.

Die Nomaden der lurischen Zunge, welche sich größtenteils in den Landschaften Fars und Luristan aufhalten und aus acht Stämmen bestehen, sind ein Volk arischer Abstammung, dessen Sprache jedoch als eine Mundart der persischen bezeichnet werden muß. In ihren Sitten und Gebräuchen unterscheiden sie sich auffallend von den andern iranischen Völkern; ihr Nationaltanz, der Tschuppi, soll viel Ähnliches mit einem arnautischen Tanze haben.

Die Kurden (Fig. 20), als Nation im ganzen betrachtet, haben ihre Wanderplätze zwischen 33—40° nördlicher Breite und 59—63° östlicher Länge. Jedoch nur der östliche und kleinere Teil dieses Bezirkes gehört zu Persien; das übrige ist Bestandteil der asiatischen Türkei. Die Tracht der Kurden kommt in manchem mit der türkischen überein, aber sie tragen statt des Turbans eine hohe Mütze von hochrotem Tuch, um welche sie einen buntscheckigen seidenen Shawl winden. Am Ende der Mütze, die tief auf die Schultern herabhängt, erblickt man viele seidene Quasten. Das Haupt- und Barthaar wird geschoren und nur ein Stutzbart stehen gelassen. Bloß die Greise lassen den Bart lang wachsen. Die Frauen tragen keinen Schleier und genießen mehr Freiheiten als bei den meisten andern morgenländischen Völkern. Die Männer sind vortreffliche Reiter und beschäftigen sich am liebsten mit körperlichen, zumal kriegerischen Übungen. Ihre Lebensweise ist größtenteils nomadisch, aber nur ein Teil lebt von der Viehzucht, die andern sind geborene Räuber, welche den ansässigen Bewohnern des Landes das Getreide oder Vieh stehlen oder die Reisenden ausplündern. Was ihren Charakter sehr beeinträchtigt, ist ein hoher Grad von Falschheit: nicht einmal der unter ihrem Dache einkehrende Fremde kann überall auf den Schutz der Gastfreundschaft rechnen. Ihr Lager schlagen sie gerne in der Nähe eines Gewässers auf. Die Sommerzelte sind von schwarzem, grobem Tuch aus Ziegenhaar, die Winterjurten aus Rohrgeflechten. Die Pferde werden dicht um das Zelt an Pfähle gebunden und sind fast immer gesattelt, um jeden Augenblick abrücken zu können. Die Herden bestehen aus Rindern, Ziegen und Schafen. Auch viel Bienenzucht wird getrieben. Die Kurden sind große Freunde der Musik, besonders des Gesanges; ihre Weisen sind ausdrucksvoll und klagend. Vorzüglich wird eine starke Stimme geschätzt; denn wenn sie einen Sänger loben wollen, so sagen sie, daß man ihn eine

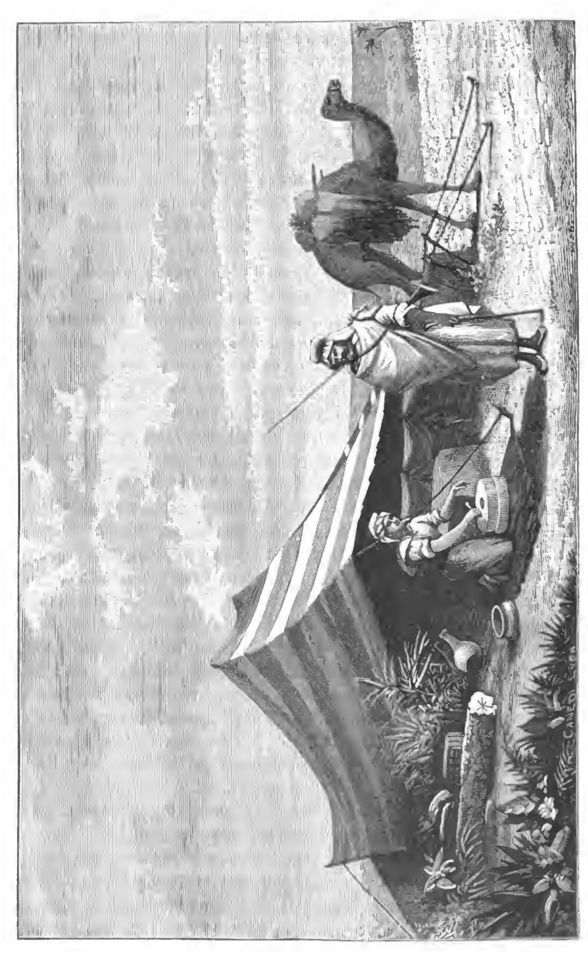


Fig. 20. Nomadenzelt der Kurden.

Stunde weit hören könne. Sie stehen unter Begs, welche jeder Stamm fast immer aus einer und derselben Familie wählt; doch entspinnen sich oft blutige Fehden wegen der Nachfolge. Malte-Brun berechnet die Anzahl der persischen Kurden auf 90 000 streitbare Männer. Einer von den Kurdenstämmen, der der Schagagis, hat das Nomadenleben verlassen und ist in der Provinz Azärbaidschan ansässig geworden, wo er von Ackerbau und Viehzucht lebt. Die Religion der Kurden ist die mohammedanische von der Sekte der Sunniten. Unter den verschiedenen Stämmen sind die Yesids am meisten wegen ihrer Grausamkeit gegen die Mohammedaner berüchtigt. Sie bilden nämlich eine eigene Sekte, die alle Andersgläubigen fanatisch haßt. Ein Teil von ihnen sind Christen.

Was die Nomaden arabischer Zunge betrifft, so haben wir diese größtenteils im südlichen Iran, an den Küsten des Persischen Meerbusens, zu suchen. Sie nähren sich hauptsächlich von Schiffahrt und Fischerei, sind nebenher auch Räuber. In Körperbildung, Lebensart, Sprache und Religion gleichen sie meistenteils ihren Landsleuten im benachbarten Arabien. Auch im Innern von Persien, in den Landschaften Kerman, Fars und Chorasan, wohnen einige arabische Stämme, welche gleich andern Nomaden Hirten sind.

Die im südöstlichen Winkel Irans zwischen Pura und Maschkid lebenden Beludschen gehören zu der großen Abteilung der Narrus im benachbarten Beludschistan und sind gefürchtete Räuber. Es sind im allgemeinen schön gebaute und schlanke Menschen, zwar nicht von großer körperlicher Stärke, aber dennoch ausdauernd, jeden Wechsel des Klimas und der Jahreszeit ertragend und für Strapazen aller Art tauglich. Ihre Roheit ist nur Folge des herumschweifenden Lebens, aber nicht eines Mangels an natürlichen Anlagen. Sie besitzen vielmehr eine gute Gabe Witz, hellen Scharfblick in Bezug auf die gewöhnlichen Lebensverhältnisse, Munterkeit des Geistes und einen Grad von feuriger Einbildungskraft, der sie selbst zu Dichtern macht. Ihr Gesang ist nicht unangenehm, sie begleiten denselben mit heftigen und ausdrucksvollen Gebärden. Indem sie nur den gemeinen Diebstahl für etwas Ehrloses halten, suchen sie ihren Ruhm in den Tschupaos oder Raubzügen, welche sie mit größter Kühnheit, List, Gewandtheit und Schnelligkeit in die entferntesten Landschaften unternehmen. Die Teilnehmer eines solchen Raubzuges reiten gewöhnlich auf Kamelen und sind je nach der Weite ihres Bestimmungsortes mit Lebensmitteln versehen, die in Datteln, saurem Käse und Brot bestehen; auch führen sie, wenn es nötig ist, Wasser in kleinen ledernen Schläuchen bei sich. Sind alle Anstalten getroffen, so brechen sie auf und marschieren in einem fort bis wenige Meilen vor den Ort, wo der Tschupao vor sich gehen soll. Dann machen sie in einer von Sumpfgebüsche bedeckten oder sonst unbesuchten Gegend Halt, um die Kamele ausruhen zu lassen. Bei Anbruch der Nacht sitzen sie wieder auf, und so-

bald die Einwohner des Ortes, auf welchen es abgesehen ist, sich zur Ruhe begeben haben, sengen und plündern sie und schleppen weg, was ihnen in den Wurf kommt. Während des Tschupao halten sie keinen Augenblick Rast, sondern reiten in der ganzen Gegend herum, bis sie ihre Kamele mit so viel Beute beladen haben, als dieselben nur fortbringen können. Da sie in der Leitung dieser Tiere sehr geschickt sind, so kann im Durchschnitt ein Mann deren zehn bis zwölf unter seiner Aufsicht haben. Wenn es thunlich ist, so machen sie ihren Zug kreisförmig, indem sie auf einem andern Wege zurückkehren, als auf dem sie kamen. Dies giebt ihnen doppelte Aussicht auf Beute und führt diejenigen irre, welche die Räuber verfolgen. Wenn das ganze Unternehmen glücklich ausfällt, so ist der Anteil jedes Einzelnen oft sehr beträchtlich. Indessen geht es auch nicht ohne Unfälle ab. Viele Plünderer, die in der Nacht von den übrigen getrennt werden und zurückbleiben, werden von den aufgebrachten Einwohnern ergriffen, verstümmelt und aufs grausamste umgebracht. Andere bleiben in den etwaigen Scharmützeln, wieder andere erliegen den maßlosen Strapazen. Trotz dieser Neigung zum Rauben und Plündern üben die Beludschen in ihren Wohnungen wahrhaft patriarchalische Gastfreiheit. Wer ihren Schutz hat, kann sicher auf sie zählen; sie würden eher sterben als ihr Wort brechen. Selbst ihre Sklaven, die sie von den Raubzügen mit nach Hause bringen, behandeln sie mit großer Milde; können dieselben sich nicht loskaufen, so müssen sie in den Oasen, aus welchen eine Flucht so leicht nicht möglich ist, das Feld bebauen. Gegen ihre Häuptlinge sind die Narrus sehr gehorsam.

In den meisten Gegenden des Landes trifft man auch Zigeuner, welche in kleinen Horden von 200—300 Personen ein Nomadenleben führen, übrigens aber von allen andern Einwohnern verachtet werden. Die Männer beschäftigen sich mit Abdeckerei oder leben, wo es dazu keine Gelegenheit giebt, von der Jagd und dem Verkaufe wilder Schweine an Christen; die Weiber müssen alle häuslichen Arbeiten verrichten. Alle Zigeuner leiden übrigens unter dem Drucke der bittersten Armut und nähren sich von allem, was genießbar ist, selbst von gefallenem Vieh. Ihre Zahl mag höchstens 3000 betragen.

4. Kleidung und Schmuck.

Die Vorliebe des Städters für das Dunkelfarbige, welche sich im Schwärzen der Haare kundgiebt, spricht sich auch in seiner Kleidung aus. Helle Farben sind ihm verhaßt. Folgende Bestandteile der persischen Kleidung mögen hier angeführt werden: 1. Zirdschameh, ein Paar weite und lange Hosen von Seide oder Baumwolle; 2. Pirahen, ein seidenes Hemd; 3. Alkalok, auch Giletke genannt, eine enge baumwollene Weste; 4. Käba,

eine Art Rock, der bis auf die Knöchel herabreicht; 5. Schal-Kemär, ein acht Ellen langer und eine Elle breiter Shawl, der gürtelartig über den Rock um den Leib gewunden wird, und 6. Dschubbeh, ein mit Pelz verbrämter Überrock oder Reitrock, der je nach seiner Beschaffenheit unter die kostbarsten Kleidungsstücke gehört. Das gemeine Volk trägt über den Hosen bloß eine kurze Jacke (Kulidsche) und im Winter ein Schaffell, mit der Wolle nach innen gekehrt. Die Kopfbedeckung hat für den Orientalen seit alter Zeit etwas Symbolisches. Schon in Konstantinopel erkennt man den Alttürken an der Form seines gewaltigen, kesselartigen Fezes; im ganzen Morgenland umwindet der Scherif (in Persien Sejid genannt), der Nachkomme des Propheten, sein kahlgeschorenes Haupt mit dem vielbeneideten grünen Turban. Daran, daß die Kopfbinde von links nach rechts gedreht ist, unterscheidet man mit untrüglicher Sicherheit den mekkanischen und den indischen Moslim. Ebenso sicher bezeichnet in Persien die hohe schwarze Lammfellmütze den Beamten oder Kaufherrn, der Turban den Gelehrten und die Filzkappe den Handwerker.

An den Füßen trägt man teils Pantoffel teils Schuhe, und wenn man zu Pferde sitzt, Stiefel. Im Winter kommen dazu noch dicke wollene Fußsocken, außerdem wird der Fuß mit langen wollenen Bändern umwickelt; der Reiter zieht auch über die gewöhnlichen Pantalons ein Paar sehr weite Tuchhosen, welche mit ihren Falten den größten Teil des Unterkörpers verhüllen und mittels eines Bandes an den Knöcheln zusammengebunden werden. Durch dieses Kleidungsstück bekommt die untere Hälfte des Reiters ein aufgebauschtes Aussehen, das noch dadurch verstärkt wird, daß der Perser in weiten Hosensäcken alles einpackt, dessen er nur für seine Person bedarf oder auf der Reise sich bemächtigt. Friedlich gesinnte Leute begnügen sich mit dieser Rüstung in allerlei Abwandlungen; aber eine bedeutende Anzahl ist nicht nur mit einem Gewehre, Pistolen und einem Dolche versehen, sondern sie hängen auch noch Pulverhörner, Patrontaschen und mancherlei sonderbare Behälter für die Munition an den Gürtel, über die Schultern und an andere Teile ihres Anzuges. Die Pistolen stecken zuweilen in Halftern, zuweilen im Gürtel. Das Gewehr, ein sehr gefährlich aussehendes Instrument, hängt auf dem Rücken.

Die weibliche Kleidung (Fig. 21) weicht von der männlichen in mehreren Stücken wesentlich ab. Die Frauen tragen weitere Beinkleider, welche inwendig gefüttert und ausgestopft sind, so daß die Gestalt der Beine nicht sichtbar wird. Den Leib bedeckt ein baumwollenes oder auch seidenes Hemd, welches vorn offen, oben aber zugeknöpft oder eingehäkelt ist. Das Kleid reicht nicht bis auf die Kniee herab und ist ebenfalls vorn offen. Es wird um den Leib durch einen ledernen, mit Tuch oder Seidenzeug überzogenen Gürtel zusammengehalten, welcher auch wohl mit Stickereien geziert und vorn

mit einem goldenen oder silbernen, zuweilen auch mit Edelsteinen besetzten Schildchen versehen ist. Beim Ausgehen wird über diese Kleidung ein großer Schleier von Musselin oder anderem baumwollenen Zeuge geworfen [1]. Die Haare fallen über den Nacken und Rücken in Zöpfen herab, die Vorderhaare werden kurz geschnitten und ins Gesicht gekämmt, die Seitenhaare



Fig. 21. Perserin im Straßenanzug.

aber in Locken zusammengerollt. Die Kopfbinden und Bänder sind so mannigfaltig wie bei den Europäerinnen.

---

[1] Im Gegensatze zu diesem Brauche sieht man die Bewohnerinnen der Provinz Mazänderan sowie die Frauen der Parsen und Nomaden unbedeckten Angesichtes einhergehen.

Beide Geschlechter sind überdies außerordentliche Freunde von allerlei Schmuck, besonders, wenn man das Geld dazu hat, von Edelsteinen. Die Männer treiben den meisten Aufwand mit vielen und kostbaren Waffen. Man findet bei den Großen nicht selten Damascener-Klingen, welche allein, ohne das mit Edelsteinen besetzte Gefäß, 4000—8000 Keran (1 Keran = 1 Frank) kosten. Ein Ähnliches gilt vom Pferdegeschirr.

5. Ernährung.

Die Nahrungsmittel der Iraner sind ziemlich mannigfaltig, obschon sie in der Zubereitung derselben eine gewisse Einfachheit lieben. Durchschnittlich geben sie nicht viel auf überflüssige Gerichte und begnügen sich mit wenigen Gängen. Man hält täglich zwei Mahlzeiten, nämlich ein Frühstück gegen 11 Uhr vormittags, wo man Obst, Brot, Schafkäse oder Backwerk, eingemachte Früchte &c. genießt, und die Hauptmahlzeit nach Sonnenuntergang, welche aus Fleischspeisen, Gemüse, Pilau und Fleischbrühe besteht. Der Pilau oder Reisbrei mit zerhacktem Hammelfleische, der entweder mit säuerlicher Milch, Korinthen, Mandeln oder mit dem Safte von Granaten, Kirschen, Beeren, mit Safran und verschiedenen andern Färbepflanzen versetzt wird, ist nächst dem Brote die gemeinste Speise der Perser. Das Brot wird aus Weizenmehl, zuweilen auch mit Gersten-, Mais- oder Hirsenmehl gemischt, bereitet und kommt in nachstehenden Sorten vor: 1. Komatsch, drei Finger dick und eine Elle lang; 2. Lavasch, ein kreisrunder, einen halben Zoll dicker Kuchen; 3. Pendsch-e-kesche, ein eine Elle langer Kuchen, der mit fünf Fingern (von denen er auch den Namen erhalten) in Furchen gestrichen und im Tenur oder Hausofen gebacken wird; 4. Tschurek, ein sehr dünner Kuchen, nahezu wie Pergament, fast eine Elle lang und eine Viertelelle breit, und 5. Sengek. Der letztgenannte wird auf runde Feldsteine, mit welchen der Ofen belegt ist, geschlagen und sieht dadurch bucklig aus. Wer es haben kann, genießt außer Spinat, Sauerampfer und weißem Kohl Fische, Braten von Lämmern, Schöpsen, Ziegen und Hühnern. Rebhühner, Fasanen und Truthühner findet man ausschließlich auf der Tafel reicher Perser. Beim Genusse der Fleischbrühe bedient man sich keiner metallenen, sondern ovaler hölzerner, mit einem dünnen länglichen Stil versehener Löffel. Zum Kochen werden innen verzinnte Kupfertöpfe verwendet. In den Haushaltungen der Großen und Reichen sind chinesische Porzellanschüsseln besonders beliebt, während das gemeine Volk aus gewöhnlichem Thon gebrannte Gefäße gebraucht.

In allen Städten Persiens sind Garküchen zu finden, in denen verschiedene, durchschnittlich schmackhaft zubereitete Speisen verkauft werden. Diese öffentlichen Küchen stehen in einem so guten Rufe, daß selbst vornehme Leute sich hin und wieder eine und die andere Speise von dort bringen lassen.

Einer allgemeinen Beliebtheit erfreut sich die unter dem Namen Perian bekannte Speise; sie wird auf indische Weise zubereitet und im Ofen gebacken. Ebenso findet man bei den persischen Mahlzeiten das herrlichste Back- und Zuckerwerk, in dessen Bereitung die Perser wahre Meister sind. Als eine wohlschmeckende Speise ist auch die unter dem Namen Paluda bekannte Torte zu verzeichnen. Aufgetragen wird dieselbe folgendermaßen: Man legt kleingeschnittene Stücke auf Porzellanschüsseln, giebt Rosenwasser, Zucker und Eis hinzu, welch letzteres die Perser, gleichwie den Schnee, sehr rein einzumachen verstehen. Das Eis schmilzt und macht den Zucker zergehen; aus dem Gemisch entsteht dann ein kühlender und wohlriechender Saft. Ferner machen die Perser aus dem Duschab (einem aus Weinmost zubereiteten Sirup) ein Konfekt, das sie Helva nennen. Sie mischen nämlich zerstoßene Mandeln, Weizenmehl und geschälte Walnüsse in den Sirup, pressen dann das Ganze in längliche Säckchen, und zwar so fest, daß diese Süßigkeit zur Winterszeit nur mit einem Hackmesser zerkleinert werden kann. Aus demselben Teige wird ferner eine Art Wurst, Suldjuch genannt, bereitet.

Auch die Gartenkresse und die Minze sind in allgemeinem Gebrauche. Von diesen Kräutern wird vor und während der Hauptmahlzeit sehr viel gekaut, um dadurch die Eßlust zu wecken. Der Kaffee wird in Persien nicht so häufig genossen wie bei den Türken. In der Regel trinkt man ihn nur des Morgens; den Gästen aber setzt man Thee, Back- und Zuckerwerk vor. Wein und Arrak trinkt man nie öffentlich. Sehr häufig bereitet man aus den Weintrauben eine Art Mus, das mit Wasser oder Weinessig verdünnt wird. Früher war das Weintrinken in Iran nicht so streng verpönt, als man in Europa gewöhnlich annimmt. Erst im Jahre 1620 n. Chr. wurde von Schah Abbas, der zu Furrahabad infolge unmäßigen Weintrinkens von einer schweren Krankheit befallen worden war, allen seinen Unterthanen der Wein verboten, welcher Befehl am 28. August sowohl als am folgenden Tage durch Ausrufer auf den öffentlichen Plätzen der damaligen Residenzstadt Isfahan verkündet wurde; Christen, wie z. B. die Armenier, Grusier, Europäer, waren jedoch ausgenommen. Die Strafe für die Übertreter der königlichen Verordnung bestand darin, daß man den unverbesserlichen Weintrinkern geschmolzenes Blei in den Hals gießen ließ, während denjenigen, die den Wein geliefert hatten, der Bauch aufgeschlitzt wurde.

Zu den Gaumengenüssen der Iraner gehört endlich das Tabakrauchen; vom Schnupfen weiß man bei ihnen aber nichts. Die persische Tabakpfeife heißt Khalian und unterscheidet sich von der türkischen und europäischen schon dadurch, daß das Rohr zur Abkühlung des Rauches durch ein besonderes, mit der Pfeife verbundenes Gefäß mit kaltem Wasser geleitet wird. Auch der Gebrauch des Opiums ist in Iran allgemein; doch geschieht es

selten, daß einer sich daran vollständig berauscht. Gewöhnlich mischt man den Opiumpillen noch andere gewürzhafte Stoffe bei.

6. Häusliches Leben, Vergnügungen, Sitten und Gebräuche.

Ein Amerikaner hat einmal gesagt, daß man den Bildungsgrad eines Volkes am besten an der Art erkenne, wie es seine Frauen behandle. Je mehr Achtung, Vertrauen und Freiheit die Frauen in einem Lande genießen, desto höher müsse auch die Stufe sein, die dasselbe auf der Kulturleiter unserer Erdenländer einnehme.

Wenn diese Behauptung richtig ist — und bis zu einem gewissen Grade ist sie es sicher —, so hat sich die wahre Civilisation des Perservolkes trotz aller Reformversuche und Nachäffereien europäischer Moden in der That wenig gehoben. Das Los der persischen Frauen hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnte fast gar nicht geändert. In der Regel wird in den persischen Frauengemächern nicht viel gearbeitet, und ich zweifle, ob die fleißigste Perserin in Tehran in diesem Punkte mit einer deutschen Bürgersfrau, wenn letztere auch nur mit mäßiger Emsigkeit ihrem Hauswesen vorsteht, den Vergleich aushielte. Sticken und Weben bilden in der Regel die einzigen Änderun-Arbeiten[1]; der Tanz, der Putz und das Baden sind die Hauptvergnügungen der persischen Frauen, welche bei methodischer Verkümmerung jeder Pflege des Verstandes und Gemütes nicht viel anders aufwachsen als die Haustiere. Kein Weib lernt lesen oder schreiben oder erhält irgend eine geistige Bildung. In allen Punkten wäre Persien noch eher zur Annahme europäischer Reformen zu gewinnen als hinsichtlich der Befreiung des Weibes. „Man kann uns besiegen, uns knechten, uns in Stücke reißen, aber das Weib geben wir nicht frei", äußerte einmal ein Chorasaner Perser zum General Houtum-Schindler. Jene freilich, welche den Fortschritt der Gesittung als unaufhaltsam betrachten, sind der Ansicht, der Perser werde sich auch hierin endlich zu Zugeständnissen verstehen. Ist es doch ein gutes Zeichen, daß das geistig verkümmerte Frauengeschlecht die Männer nicht bloß um ihre Freiheit, sondern manchmal auch wohl um ihre bessere Erziehung, um ihr Wissen beneidet. Wahrhaft rührend klangen die Ausrufe der Frauen des Prinzen und Kriegsministers Kamran Mirza, als die zum Schiitismus übergetretene Baronin Staudach dieselben besuchte: „O wie bist du so gelehrt! wie bist du glücklich, daß du lesen und deine Gedanken niederschreiben kannst!" Wer Zutritt in die Änderuns hätte, würde aus dem Munde dieser unterdrückten Geschöpfe ähnliche Seufzer wohl öfters zu hören bekommen.

Zu allem Unglück bleiben die Kinder die ersten acht, auch zehn Jahre bei ihrer Mutter. Was sehen sie, was hören sie da? An seine Eltern kann

[1] Änderun ist der persische Name für Frauenabteilung.

das Kind durch nichts gefesselt sein. Das ganze persische Familienelend spiegelt sich in dem Sprichwort: „Warum lieben die Großeltern ihre Enkel so zärtlich? Weil sie die Feinde ihrer Feinde sind; weil sie denjenigen den Tod wünschen, von denen ihnen selbst der Tod gewünscht wird." In den vornehmern persischen Familien bemerkt man überall den früh keimenden Bruderzwist, Neid und Haß. Die Blicke der Kinder sind schon vom zarten Alter an auf die väterliche Hinterlassenschaft gerichtet; schon frühzeitig geht deren Dichten und Trachten dahin, ihr künftiges Erbteil so groß wie möglich zu machen, daher auch ihr gegenseitiges Buhlen um die väterliche Gunst. Je nach dem Einflusse ihrer Mutter werden die Kinder sehr ungleich behandelt. Der Vater, welcher den einen Sohn in prächtige Stoffe kleidet und mit leckern Bissen füttert, läßt seinen andern Sohn, den ihm eine weniger geliebte Frau geboren, darben. Aus so ungleicher Verteilung der väterlichen Gunst erklärt sich leicht der frühe Bruderhaß.

Zweifellos ist es, daß der Charakter des persischen gemeinen Volkes lange nicht so grundverdorben, so unverbesserlich ist wie derjenige der höhern Stände. Der Engländer Dickson hatte Gelegenheit, manchen Blick in das Innere des Hofgetriebes wie in die Familienverhältnisse der Großen von Tehran zu werfen. Er hatte es nicht durchsetzen können, den Sohn[1] des Prinzen und Kriegsministers das Englische zu lehren. Die Mollahs intriguierten zu stark gegen ihn. Doch gestattete man ihm, einige Hofpagen und Kinder von persischen Großen zu unterrichten. Er rühmte mir die Auffassungsgabe der Kinder, welche selbst bei geringem Fleiß das fremde Idiom sich leicht aneigneten. Als er Tehran verließ, gab es dort eine ziemliche Anzahl netter, schwarzäugiger Knaben mit spitzen Lammfellmützen und seidenen Hängärmeln, welche das Englische fast so sicher wie ein Londoner Stutzer sprachen. Aber alles Wissen des christlichen Europa hätte Dickson den kleinen Persern leichter beibringen können als die christliche Moral in ihrer praktischen Anwendung. Auf den Verstand und das Wissen der Jugend, meint er, könne ein europäischer Lehrer wohl fördernd einwirken; was jedoch die Kunst betreffe, auf ihr Herz oder ihr Gemüt zu wirken, die schönen Worte von Tugend, Nächstenliebe, Milde, Uneigennützigkeit, Edelsinn — die freilich auch in Europa nur bei einer sehr kleinen Minderheit bethätigt werden — nur zu richtigem Verständnis und zur Anerkennung zu bringen, so müsse er freilich seinen Nachfolgern, welche Ähnliches zu unternehmen beabsichtigen, das traurige Bekenntnis zurufen: Lasciate ogni speranza! („Laßt alle Hoffnung fahren!")

* * *

[1] Dieser Prinz starb im März 1891.

Die Vergnügungen, Belustigungen und Spiele sind sehr zahlreich und mannigfaltig. Zu Hause und an den Plätzen öffentlicher Zusammenkünfte, in den Kaffeehäusern rc. unterhält man sich mit Schach, Mühle, sowie mit einer Art von Kartenspielen, bei welchen jedoch dünne Holzplatten die Stelle unserer papierenen Karten vertreten. Bei einem dem Tricktrack der Engländer ähnlichen Spiele, dem Tächtenard, entscheiden Würfel über den Zug, nicht der Wille des Spielers. Wir kennen es schon als duodecim scripta der Römer; auch in Alt-Indien war es in Gebrauch. In Persien, gleichwie in Indien, spielen die Eingeborenen das Schach auf einer Unterlage von Kattunstreifen, auf der Quadrate gemalt sind.

Ist man dieser Spiele überdrüssig oder sonst nicht dazu aufgelegt, so leiht man sein Ohr dem Geschichten- und Märchenerzähler oder dem Vorleser, einer Klasse von Leuten, die man in allen Städten des Orients findet; je nachdem sie sich hervorthun und Ruf haben, können sie mehr oder weniger anständig leben, so daß man sie mit unsern herumreisenden Musik- und Sängertruppen vergleichen mag. Die ausgezeichnetern haben in Persien sogar Zutritt in die Paläste der Großen und werden hoch geehrt.

Ebenso sind die Perser große Freunde von Musik, Gesang und Tanz; doch beschäftigt sich niemand, der nur einigermaßen auf Bildung und Erziehung Anspruch macht, persönlich mit diesen Künsten, am wenigsten mit dem Tanz. Man läßt bloß Gesellschaften von Musikern und Tänzerinnen ins Haus kommen, wo sie entweder im vertrauten Kreise des Änderuns den Gebieter mit seinen Frauen aufheitern oder bei einem Gastmahle die Freuden der Tafel erhöhen. Zu dem Programm der persischen Tänzer gehören auch Pantomimen und gymnastische Kunststücke. Der neuerdings in Europa eingeführte anmutige Serpentinentanz ist in Persien uralt und führt den Namen Herati, d. h. der Tanz von Herat. Die Gesänge sind zumeist hübsch erfundene Tanzlieder, von welchen diejenige Tänzerin, die den Reigen führt, jedesmal eine Strophe oder zwei und der ganze Chor unisono den Refrain singt. Aber die Musiker und Tänzerinnen sind keineswegs so geehrt wie der Geschichten- und Märchenerzähler. Beachtenswert ist, daß unter den Tänzern sich unverhältnismäßig viele Juden befinden. Die Tonwerkzeuge der Perser gleichen so ziemlich den unsrigen und sind teils Blas- teils Saiteninstrumente (Guitarre = Tar, Zither = Kentar); doch haben die letztern keine Darmsaiten, sondern entweder Seiden- oder Metallsaiten. Auch trommel- oder paukenartige Instrumente sind im Gebrauche.

Unter den Belustigungen der Iraner, besonders der vornehmen, nimmt ferner die Jagd eine vorzügliche Stelle ein. Man bedient sich dabei der Vorstehhunde, der Windhunde und der Falken. Mittels der Windhunde und der Falken werden besonders die Antilopen gejagt. Die Jäger versammeln sich zu dem Ende in der Ebene oder Steppe mit dem Falken auf der Faust

und die Hunde an der Koppel führend. Sobald sie eine Antilope entdecken, nähern sie sich ihr soviel wie möglich; allein das scheue Tier wird flüchtig, sobald es seine Feinde bemerkt, und läuft anfangs mit unglaublicher Geschwindigkeit. Man bindet nun die Hunde los und giebt dem Pferde die Sporen. Ist das Wild allein, so wird der Falke sogleich auf dasselbe losgelassen. Wenn aber ein ganzes Rudel beisammen ist, so warten die Jäger, bis die Hunde ein Stück angenommen haben, und lassen dann erst den Vogel fliegen. Dieser stößt nun sogleich auf den Kopf der Antilope, und zwar mit solcher Gewalt, daß sie oft betäubt niederfällt und die Hunde sie fassen können. Gelingt der Angriff des Falken nicht gleich das erste



Fig. 22. Argali.

Mal, so wiederholt er ihn so oft, bis das flüchtige Tier erliegt, worauf sich Hunde und Reiter um dasselbe versammeln. Die Antilope besitzt zwar eine außerordentliche Geschwindigkeit, und kein anderes vierfüßiges Tier thut es ihr darin gleich; aber ihre Kräfte sind bald erschöpft, und wenn sie eine bis zwei Stunden weit gelaufen ist, so kann sie ihren Feinden nicht mehr entgehen. Bei der Heftigkeit, mit welcher die Falken auf den Kopf dieser Tiere losstürzen, geschieht es nicht selten, daß sie sich an den spitzigen Hörnern derselben spießen. Die Windhunde sind echt persischer Rasse, von semmelgelber Farbe mit langhaarigen Ohren. Mit ihnen allein werden vorzüglich Hasen, Schakale, Füchse und Marder gejagt. Ein Reiter begiebt sich mit einer Koppel von Windhunden in die Ebene hinaus und späht nach dem

Wilde. Da die Windhunde nicht das Geruchsorgan der Vorstehhunde besitzen, muß der Jäger in der Regel das Wild suchen. Erblickt er nun einen Schakal oder Hasen, der sich in der nackten Hochebene um Tehran herum nicht gut verbergen kann, so spornt er sein Pferd und sprengt in der Richtung des fliehenden Wildes. Die Hunde werden es dann gewahr und holen es mit ihrem überaus schnellen Lauf in der Regel bald ein. Man rechnet, daß ein persischer Windhund im schnellsten Laufe über 50 km in der Stunde zurücklegt. In den besonders wildreichen Provinzen Irans belustigen sich die jeweiligen Statthalter mit der Treibjagd. Dieselbe dauert gewöhnlich einige Tage, wobei nicht selten mehrere Hunderte von Menschen zur Verwendung gelangen, die stundenweit das Wild von den umliegenden Bergen und Thälern auftreiben müssen. Die Treiber gehen paarweise, mit Prügeln versehen, und treiben sämtliches Wild aus seinen Höhlen und Schlupfwinkeln gegen den Jagdschauplatz zu. Auf diese Weise fängt und tötet man im Laufe einer einzigen Treibjagd mehrere hundert Stück der verschiedensten Wildgattungen: Dachse, Wildschweine, Rehe, Argalis (Fig. 22) und dergleichen, nicht selten auch Geparde und Moschustiere. Bei der Heimkehr von der Jagd pflegen die Jäger das erlegte Wild mittels Ledergurten unter dem Bauche ihrer Pferde anzuschnallen.

Zu bestimmten Jahreszeiten, namentlich im Sommer und Herbst, werden auf den Maidans der Städte Widdergefechte veranstaltet, wofür man die Widder eigens aufzieht. Sie werden von ihren Besitzern an die Kette gelegt, da sie in ihrer Wildheit alles Lebende als Feinde betrachten und mit den starken Hörnern angreifen. Bei dem Wettkampfe werden die beiden Gegner von der Kette befreit, und nun beginnt der sehenswerte Kampf. Die Tiere scheinen sich anfangs messen zu wollen; sie stehen still und schauen sich unverwandt an. Der Schwächere zieht es nicht selten vor, das Feld zu räumen, wird aber dann von dem Stärkern verfolgt und unbarmherzig gestoßen. Bleiben beide auf dem Platze stehen und nehmen den Kampf als ebenbürtige Gegner auf, so treten sie zunächst einige Schritte zurück und stoßen dann mit Stirn und Hörnern so heftig aufeinander, daß man glauben sollte, die Schädel müßten auseinander bersten. Oft verwickeln sie sich mit den Hörnern und hängen wie angeleimt aneinander. Erst menschliche Hilfe vermag sie aus dieser Lage zu befreien. Der überwundene Teil, welcher die Stöße seines erbosten Gegners nicht auszuhalten vermag, zieht sich eiligen Laufes zurück, bei seinem Herrn Schutz suchend, wird aber vom Feinde verfolgt und an den Weichteilen seines Körpers von dessen Stößen so zugerichtet, daß das Blut durch den dicken Wollpelz zum Vorschein kommt. Das Publikum schaut den kämpfenden Tieren mit großer Teilnahme zu und begrüßt den glücklichen Besitzer des vierfüßigen Siegers, der seinen Liebling an die eiserne Kette legt und mit ihm stolz von dannen zieht. Bei diesen

Widdergefechten werden — gleichwie bei den Pferderennen in Europa — nicht selten namhafte Geldsummen gewettet.

Auch das Baden, schon durch das mohammedanische Gesetz geboten, gehört zu den Vergnügungen des Persers, insofern er oft drei oder vier, auch wohl sieben bis acht Stunden des Tages im Bade verweilt und sich mit den Genossen unterhält. Wenn sich der Badende im Vorzimmer entkleidet hat, so führt ein Diener den nur mit einem Stück lockern Zeuges um die Hüften Bedeckten in den Badesaal. Hier wird ein großes weißes Tuch auf den Boden ausgebreitet, auf welchem sich der Badende ausstreckt. Der Bediente holt nun aus dem in der Mitte des Saales befindlichen Wasserbehälter, welcher von unten erwärmt wird, einen Eimer nach dem andern und begießt den auf dem Boden Liegenden so lange, bis dieser tüchtig durchnäßt und erwärmt ist. Nunmehr folgt die Operation des Bartfärbens, das die geehrten Leser bereits kennen [1]. Hierauf greift der Bediente wieder nach dem Eimer und gießt von neuem einen Wasserstrom über den Badenden. Dann zieht er einen Handschuh von weichen Bürstenhaaren an. Zuerst nimmt er nun die Glieder, dann den Leib und reibt alles drei Viertelstunden lang tüchtig durch. Einem dritten Guß aus dem Eimer folgt die Operation mit dem Bimsstein. Diesen braucht er zum Abreiben der Fußsohlen. Hierauf folgt ein Kneten und Zwicken, Ziehen und Drücken aller Glieder, so daß der ganze Körper in die heftigste Glut gerät. Manche finden ein besonderes Vergnügen daran, alle Glieder am ganzen Leibe so lange

[1] Ich selbst habe mir in den frühern Jahren in Persien die Haare mit folgenden Mitteln, und zwar auf die Art gefärbt, die fast allgemein als die vorzüglichste anerkannt und bei den Morgenländern, welche viel auf schöne, lange und schwarze Haare halten, gebräuchlich ist: Zuerst wird die pulverisierte Lawsonia inermis mit Wasser zu einem weichen Brei angemacht, der künstlich dergestalt aufgetragen wird, daß sowohl die obern als auch die untern Haare bis an die Wurzeln in den Brei hineinzuliegen kommen, worauf sie mit großen Blättern überdeckt, verbunden und nach ½—1 Stunde abgewaschen werden. Hiervon bekommen die Haare eine hochrote Farbe. Danach wird ein anderer Brei aus dem pulverisierten Krante der Indigofera Anil, aus Myrtenblättern und Früchten von baumartigem Phyllanthus (Phyll. emblica *L.*), gleichfalls pulverisiert, mit Wasser angemacht, auf eben die Art wie der vorhergegangene aufgetragen, dann nach drei Stunden ebenfalls abgewaschen. Das Resultat ist eine schöne schwarze Farbe. Durch etwas Öl oder Pomade kann man den so gefärbten Haaren Glanz und Weichheit geben. Das einzige Unangenehme, das diese Haarschwärze hat, ist die damit verbundene Mühe. Diese Breiauftragungen müssen nämlich wöchentlich einmal wiederholt werden, sobald die wachsenden Haare an ihrer Basis die natürliche Farbe zeigen. Auch die in Europa gewöhnliche Haarschwärze, aus Silber- oder Bleiglätte, Seife, Kalk, Stärke u. s. w. bestehend, ist den Orientalen nicht unbekannt, jedoch deshalb nicht zusagend, weil sie teils gesundheitsschädlich wirkt, teils auch die Haare davon spröde werden, was jedoch durch fette Substanzen, als Öle, Pomaden u. dgl., wohl verhindert werden könnte.

recken zu lassen, bis sie knacken. Auf den Zuschauer macht das ganze Verfahren einen sonderbaren Eindruck; es sieht aus, als ob beide, nämlich der Badende und der Bediente, miteinander rängen. Ist dieses alles überstanden, so wird der Körper über und über mit Seifenschaum gerieben. Diese Seife wird mit warmem Wasser abgespült, und nun erfolgt ein wirkliches Bad, indem man den Badenden zur Cisterne führt und ihn ganz ins Wasser eintaucht. Er bringt aber nicht länger als fünf bis sechs Minuten darin zu. Nach dem Heraussteigen wirft der Bediente ein großes trockenes und warmes Tuch über ihn, womit er sich nach dem Ankleidezimmer zurückbegiebt. Hier wird die übrige Zeit mit allerlei Unterhaltungen, Gesprächen, Tabakrauchen, Kaffee- oder Sorbett-Trinken zugebracht. — Für die Frauen ist das gemeinschaftliche Baden das einzige gesellschaftliche Vergnügen, und sie genießen es daher auch im Übermaße. Man schreibt dem langen Aufenthalte in der feuchten und heißen Atmosphäre einer Badestube wohl nicht mit Unrecht ihr frühzeitiges Verwelken zu. Außerdem, daß sie Haare und Augenbrauen färben, bemalen sie ihren Körper nicht selten mit einer Menge von Bildern, Figuren von Bäumen, Vögeln und andern Tieren, mit Sonne, Mond und Sternen.

* * *

In Beziehung auf das gesellschaftliche Leben überhaupt und auf das Benehmen der verschiedenen Stände gegeneinander finden wir in Persien schon die Anfänge jener feierlichen Sitten und Gebräuche, welche wir weiter nach Osten hin, in Hinterindien, China und Japan, auf den höchsten Gipfel gesteigert sehen. Das Verhältnis der Unterordnung wird zwischen Minister und Schah so streng durch das Ceremoniell ausgesprochen wie zwischen dem Diener und seinem Herrn. Wie der Sohn nie vor seinem Vater, so darf auch der vornehmste Mann, selbst der Kronprinz, es nicht wagen, sich in Gegenwart des Schah niederzusetzen. Nur die Seitenverwandten desselben sowie infolge uralten Herkommens die Dichter, Gelehrten und ausgezeichnet fromme Männer, desgleichen die fremden Gesandten, haben die Erlaubnis dazu. Der Ehrenplatz ist stets zur Linken.

Es ist erstaunlich, wie viel in Persien von Tabak und Kaffee abhängt. Man fühlt sich geehrt oder beleidigt, je nach der Art, wie diese Lieblingserfrischungen dargeboten werden. Eine ganze Stufenleiter der Aufmerksamkeit oder der Geringschätzung gegen den Gast kann man dadurch ausdrücken. Ist der Gast von höherem Range als der Hausherr, so muß der letztere diese Erfrischungen selbst anbieten, und darf nicht eher selbst davon genießen, als bis der Gast es befohlen hat. Sind beide von gleichem Range, so tauschen sie ihre Wasserpfeifen gegeneinander aus, der Hausherr reicht dem Gaste

Kaffee dar und nimmt die zunächst stehende Schale für sich selbst. Ist der Gast von etwas geringerem Stande und wünscht der Hausherr ihm einige Aufmerksamkeit zu erweisen, so läßt er ihn aus seiner Pfeife rauchen, aber der Diener präsentiert ihm den Kaffee. Ist der Unterschied des Ranges beträchtlich, so hält sich der Hausherr in angemessener Entfernung, bedient sich zuerst mit Kaffee und giebt dann dem Diener durch einen Wink mit der Hand die nötigen Befehle zur Besorgung des Gastes.

Ungeachtet aller dieser Förmlichkeiten sind die Perser dennoch ein recht aufgewecktes und fröhliches Volk. Für Scherze sind sie allezeit sehr empfänglich und durch ihre Schlagfertigkeit im ganzen Orient berühmt. Der Engländer Malcolm erzählt folgende charakteristische Geschichte: Einstmals bezahlte ein Kaufmann zu Isfahan seine Steuer nicht. Er wurde deshalb zum Statthalter gebracht. Hier jammerte er fürchterlich und beteuerte, er habe kein Geld. „So schere dich weg; gehe meinetwegen nach Schiras oder Kaschan!" herrschte der Statthalter ihn an. — „Ach Herr, in Schiras regiert Euer Neffe, in Kaschan Euer Onkel; die werden mir nicht zu meinem Recht verhelfen." — „Dann gehe doch zum Könige und beklage dich!" — „Ach Herr, dort ist Euer Bruder Großvezier!" — „Ei, dann fahre zur Hölle!" schrie der Statthalter erbost. — „Ach Herr, Euer gottseliger Vater ist ja erst vor kurzem gestorben!" meinte demütig der schlaue Perser. Da mußte der hohe Herr aus Leibeskräften lachen und ließ den Schelm laufen. — Die Perser sind große Freunde von gesellschaftlicher Unterhaltung, und das Vergnügen steigert sich bei ihnen, wie bei Kindern, durch den Gegensatz zu dem Zwange, den sie sich bei so vielen andern Gelegenheiten anthun müssen, oft bis zur Ausgelassenheit. Es fehlt den gesellschaftlichen Zirkeln nur an der Gegenwart von Frauen, um sie zu den fröhlichsten und angenehmsten zu machen, die es geben kann. Selbst die Prinzen und vornehme Staats- und Kriegsmänner sind, so sehr sie auch sonst ihren Rang bei jeder Gelegenheit geltend machen, in der Gesellschaft die lustigsten Kumpane. Dichter, Astrologen, Geschichten- und Märchenerzähler, die einen gewissen Ruf erlangt haben, werden nicht bloß in den ersten Zirkeln zugelassen, sondern selbst in hohem Grade ausgezeichnet. Es ist gar nichts Seltenes, zu sehen, daß ein Mann von hohem Range einem Gelehrten oder Dichter in der Gesellschaft den Vorrang läßt.

Zum Reisen benutzt der Perser das Pferd, und bloß für Damen giebt es eine Art Fuhrwerk, das aber nicht sehr bequem ist, das sogenannte Trakhtavaran (Fig. 23). Es besteht aus hölzernen Rahmen, die eine Art Vogelbauer bilden. Das Ganze wird gewöhnlich mit einem roten Tuche überzogen, das an den Stellen, wo die Thüren sind, aufgeschnitten ist. Die Maschine ist so niedrig, daß man nur auf persische Manier darin sitzen kann.

Spazierengehen gilt bei den Persern für eine große Lächerlichkeit und selbst für etwas Gemeines. Wenn sie einen hin und her gehen sehen, so glauben sie, man wolle etwas holen; thut man das nicht, so sehen sie den Gehenden mit Verwunderung an und glauben, er sei verrückt geworden. Nach ihrer Sitte muß man zu Pferde sein, sobald nur ein Schritt aus dem Hause gethan wird. Im Hause muß man nachlässig am Fenster sitzen und der draußen stehenden Dienerschaft, die den ganzen Tag mit aufgesperrtem Munde auf Befehle wartet, recht laut alle Viertelstunden „Khalian" (Wasserpfeife) zurufen; nebenbei bemerkt, bekommt der Herr selbst immer das Schlechteste zu rauchen, da ein zu diesem Zwecke eigens bestimmter Diener den Khalian anzurauchen hat und demnach das Schmackhafteste davon vorwegnimmt. Sind Gäste da, so werden viele solcher Khalians gebracht; manche sind von Gold, andere wohl gar mit Edelsteinen besetzt. Dazwischen werden Konfekt und Früchte dargereicht und Sorbett getrunken. Dabei versichern die Gäste dem Herrn vom Hause, daß er ebenso rot wie seine Äpfel, ebenso glänzend wie die Sonne, ebenso freundlich wie der Mond sei, und empfehlen sich ihm gehorsamst mit dem Wunsche, daß im Garten seines Schicksals ihm stets Rosen des Glückes blühen mögen. Der Wirt bedankt sich durch freudiges Kopfnicken, wünscht schönes Wetter für die Abreisenden, beteuert, daß er von diesem Augenblicke an unglücklich sein werde, indem sein Ohr sich an den Nachtigallengesang außerordentlich gewöhnt habe; dann setzt er sich wieder in die alte Positur und wartet mit Gähnen auf den Sonnenuntergang, um sein Gebet zu verrichten und sagen zu können, daß er auch diesen Tag überraucht habe. Die sich entfernenden Gäste suchen indessen ihre im Vorzimmer zurückgelassenen Pantoffeln wieder auf und komplimentieren eine gute Viertelstunde, wer zuerst hinausgehen solle; der Reichste oder Vornehmste giebt dann gewöhnlich nach und schwingt sich mit beständigem Kopfnicken recht graziös aufs Pferd, etwa zwanzig oder mehr Müßiggänger schließen einen Kreis, nehmen das Pferd beim Zügel und schleppen den großen Mann nach Hause. Bei Prinzen und Ministern kommen oft Hunderte solcher Herren zusammen, die im Hofe stehen bleiben und den gnädigen Herrn den ganzen Tag angaffen, ohne oft auch nur eines Wortes gewürdigt zu werden, und schließlich beglückt nach Hause gehen.

Damit der geehrte Leser sich einen Begriff von einem echt persischen Gastmahle machen könne, sei hier die Beschreibung einer festlichen Mahlzeit gegeben, zu der ich in Persien beigezogen war. Ich fand mich mit einigen Europäern kurz vor Sonnenuntergang im Hause des Generaladjutanten des Kriegsministers, Abbas Kuli Khan, ein. Nachdem wir zwei Höfe passiert hatten, traten wir in einen geräumigen Saal, dessen offene Seite auf den letzten Hof ging. Es war keine geringe Aufmerksamkeit von seiten des Hausherrn, daß er unsertwegen hatte Stühle kommen lassen — da wir un-

möglich nach persischer Art sitzen konnten —, und daß auch er selbst auf einem Stuhle saß. Die Wände des Saales waren mit kleinen Spiegeln verschiedener Formen bedeckt und die Zwischenräume mit bunten Blumen und kleinen Malereien verziert. Dem Eingange gegenüber sah man das Bild

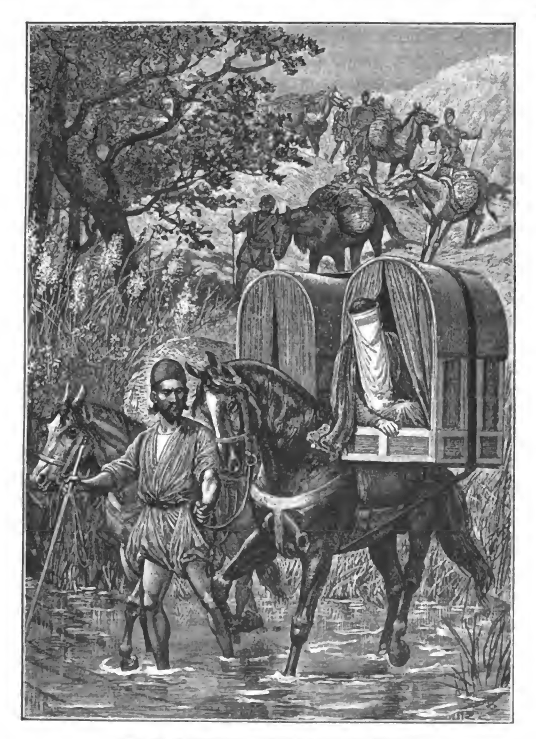


Fig. 23. Trachtavaran. (Nach Le Tour du Monde.)

des Schah und eine Jagdpartie, die ohne alle Perspektive gemalt war, so daß eine Figur über die andere weglief und am Ende alles in der Luft schwebte. Die persischen Malereien sind überhaupt ohne Schatten, die Farben aber außerordentlich lebhaft und von langer Dauer. Der offenen

Seite des Saales gegenüber bildete das Gebäude eine große Nische, in der sich ein schönes Bassin nebst Springbrunnen befand. Hier ließ die Wand sich öffnen, und man hatte die schönste Aussicht nach dem Garten.

Nachdem wir Platz genommen hatten, wurden Khalians gereicht, darauf vor jeden ein kleiner Tisch gestellt, der mit Konfekt und Früchten besetzt war. Dann erschienen eine Menge Diener zur Aufwartung mit Tischtüchern aus indischem Zeuge, hin und wieder mit Blumen besetzt; an den Ecken waren passende Sprüche in persischer Sprache schwarz gedruckt, als z. B.: „Alles, was euch hierauf von Frucht und Speise gereicht wird, ist gut und kommt von gutem Herzen" u. s. w. Es kam aber auch wahrlich so viel von gutem Herzen, daß hundert Menschen davon hätten satt werden können. Ich will nur anführen, was auf dem Tische vor mir und Mr. Pemberton, dem Korrespondenten des „New York Herald", lag; man schließe daraus auf das übrige: Zuerst ein halbes Lamm, zwei Schüsseln mit verschiedenen Braten, fünf Schüsseln verschiedener Ragouts, zwei mit gekochtem Reis, zwei mit gekochten Hühnern, dann zwei mit gebratenen Hühnern, zwei mit gebratenen Gänsen, zwei mit Fischen, zwei mit saurer Milch und eine große Schüssel mit Sorbett. Ein Gericht wurde mit der größten Eile über das andere getürmt, so daß Pemberton und ich plötzlich hinter einer Braten-Redoute saßen, die uns alle Aussicht nach dem Hofe benahm, und wir unsere gegenübersitzenden Freunde nur durch kleine, von den aufgetürmten Schüsseln gebildete Öffnungen sehen konnten. Da beinahe keiner von seinem Essen etwas angerührt hatte — denn vieles konnte man ohne Gefahr, den ganzen Haufen umzuwerfen, gar nicht aus der Mitte hervorziehen —, wurde das Zeichen zum Abräumen gegeben; die Dienerschaft nebst den draußen stehenden Klienten müssen uns für sehr vornehm gehalten haben, da es in Persien Sitte ist, bei großen Gastmählern desto weniger zu essen, je vornehmer man ist. Beim Abräumen der Schüsseln gab es Spektakel, denn die Schüssel mit Ragout wollte sich von der Schüssel voll sauern Rahms, auf der sie so bequem geruht, gar nicht trennen; die Butter hatte mit dem Reis Freundschaft geschlossen, und die Fische waren von den gebratenen Hühnern nicht wegzubringen. Unbarmherzige Hände brachten am Ende doch die Trennung zu stande, und nun fiel man draußen über den Rest her. Nachdem unsere Redouten glücklich zerstört waren, konnte man frische Luft schöpfen. Die Dienerschaft reichte Wasser zum Waschen, jedoch ohne Handtücher; die Perser lassen ihre Hände an der Luft trocknen, wir mußten sie an unsern Sacktüchern abwischen.

Kaum war diese Arbeit vollendet, als zu unserem Schrecken abermals große Schüsseln hereingetragen wurden; diesmal kamen wir aber besser davon, denn es waren Früchte und Konfekt, und vor jedem stand glücklicherweise nur *eine* Schüssel, sonst hätten wir auch nichts von den

Tänzern sehen können, die eben hereingekommen waren und sich an der Thüre aufgestellt hatten. Zur Musik gehörten eine Guitarre, eine Art Violine mit drei Saiten und zwei Tambours nebst einem Sänger, der unter Grimassen und Konvulsionen aus vollem Halse schrie. Die Musik hatte zwar Takt, allein das Ganze klang wie Katzengeheul. Drei hübsche Knaben in langen Röcken, mit Seidenbändern von verschiedenen Farben aufgeputzt, wurden von dieser kreischenden Musik und dem Geschrei des Sängers so begeistert, daß sie anfangs tanzten und am Ende Purzelbäume schlugen. An den Händen hatten sie kleine metallene Kastagnetten, mit denen sie zu den Bewegungen den Takt schlugen. Ich glaube, daß zwei von ihnen Frauenzimmer vorstellten, indem ihre Bewegungen weit langsamer und bescheidener waren; aber der in der Mitte warf sich rasend herum und wand sich wechselsweise bald zu dem einen, bald zu dem andern. Die lächerlichste Tour war die: wenn die Musik plötzlich ausnehmend laut wurde, der Sänger erbarmungslos zu schreien anfing, so rollten die drei Tänzer in Purzelbäumen über den ganzen Saal hin, am Ende blieben die zwei zu beiden Seiten in einer anmutigen Stellung stehen, während der mittlere, auf dem Kopfe stehend, die bloßfüßigen, mit langen Beinkleidern bedeckten Beine in die Luft streckte. Etwas machten die Tänzer mit vieler Geschicklichkeit: sie konnten sich mehrmals in der Luft umdrehen, ohne mit den Händen oder mit dem Kopfe die Erde zu berühren. Mit vollen Ohren und leerem Magen brachen wir endlich auf; wir empfahlen uns dem freigebigen Wirte, und jeder von uns ging nach Hause, um sich satt zu essen.

* * *

Heute wie früher heiratet das persische Mädchen ohne freie Wahl, in der Regel ohne ihren Gatten vor dem Hochzeitstage gesprochen oder auch nur einmal gesehen zu haben. Der Mann heiratet aus Sparsamkeit in der Regel nur *eine* Frau, weil er nach morgenländischer Sitte für sie zahlen muß, statt von ihr eine Mitgift zu erhalten. Mehr als neunzehn Zwanzigstel der männlichen persischen Bevölkerung machen aus Mittellosigkeit von dem Rechte der Polygamie keinen Gebrauch. Dagegen heiratet fast jeder Perser, und selbst der Ärmste setzt seinen letzten Sparpfennig daran, eine Frau zu bekommen. Die Anverwandten des Jünglings wenden sich an ein bejahrtes Weib, welches den Auftrag erhält, die persönlichen Eigenschaften des Mädchens und alles übrige, was ihren Absichten bei der Verbindung entspricht, auszukundschaften. Fällt der Bericht günstig aus, so senden die Freunde des Bräutigams gewisse Freiwerber ab, um dessen Verdienste den Verwandten des Mädchens darzustellen und auf gehörige Art um die Hand des letztern zu werben. Wird der Antrag genehmigt, so kommen

die Häupter der beiden Familien zusammen, um alles Erforderliche zu vereinbaren; ihre Vereinbarungen werden dann dem Kadi vorgelegt und von diesem mitunterfertigt. Am Morgen des Tages, an welchem die Hochzeit stattfinden soll, schickt der Bräutigam nach dem Hause der Eltern der Braut einen Trupp Esel, welche die bedungenen Geschenke überbringen. Voraus ziehen Musik und Trommeln, und dem Zuge folgt nach Verhältnis eine größere oder geringere Menge Diener. Außer den Geschenken für die Braut trägt der Zug auf breiten Mulden alle Arten köstlicher Speisen, welche vollständig zubereitet sind, so daß sie den Gästen sogleich vorgesetzt werden können. Den ganzen Tag bringt man mit Schmausen und Lustbarkeiten zu. Erst gegen Abend erscheint die Braut, in einen langen Schleier von scharlach- oder karmoisinroter Seide gehüllt. Sie setzt sich auf ein prächtig geschmücktes Pferd oder auf ein Maultier und wird nun in Begleitung aller ihrer Verwandten nach der Wohnung des Bräutigams gebracht, wo man sie sogleich in die ihr bestimmte Abteilung des Hauses führt. Aber nur die weiblichen Begleiter dürfen ihr dahin folgen; die männlichen begeben sich unterdessen nach den Zimmern des Bräutigams, wo dessen Verwandte sich ebenfalls eingefunden haben, und das Schmausen und Jubeln beginnt von neuem. Trommeln und andere musikalische Instrumente machen fortwährend einen gewaltigen Lärm. Nach der Abendmahlzeit kommt der Bräutigam zum erstenmal mit der Braut persönlich zusammen, und jetzt erst lernen beide sich kennen. Die religiöse Feierlichkeit scheint sich darauf zu beschränken, daß der Imam an der Thüre des Bräutigams einige Gebete spricht. Nach einiger Zeit kehrt dieser wieder zu seiner Gesellschaft zurück, und eine alte Dienerin bringt auch die Braut wieder in das Zimmer, worin sich ihre Verwandten und Freundinnen befinden. Nicht selten dauern die Hochzeitsfeierlichkeiten drei Tage.

* * *

Vor und bei der Beerdigung der Toten herrschen unter den Schiiten Gebräuche, die bei den Sunniten und andern Mohammedanern nicht üblich sind und mit der alten Religion zusammenhängen. Sobald jemand gestorben, darf er nicht über drei Stunden liegen bleiben, sondern muß unverzüglich begraben werden; Nachtstunden bilden dabei eine Ausnahme. Die Leiche eines Reichen oder Vornehmen wird vorerst im Sterbehause selbst und die eines minder Bemittelten oder Armen in dem vom Friedhofe nur einige Schritte entfernten Murdeschur-Khanäh (Leichenkammer) entweder mit Rosenwasser oder gewöhnlichem Flußwasser gewaschen. Nach dem Bade wird Kampferwasser über den Kopf des Leichnams geschüttet, und gleichzeitig werden sämtliche Öffnungen des Körpers mit Baumwolle verstopft. Dann wird der Leichnam mit einem weißen Hemde bekleidet, in ein Kattuntuch gewickelt und auf

die Bahre gelegt, die gleichfalls zuvor gewaschen worden ist. Vor der unmittelbaren Beisetzung liest der Priester ein für diese Ceremonie bestimmtes Korankapitel, indem er gleichzeitig den Kopf des Leichnams ein wenig aufhebt und sofort herniederläßt. Nun wird der Leichnam ins Grab geschoben, und zwar auf die rechte Seite, mit dem Antlitz nach Westen gewendet; denn nach dem Glauben der Schiiten soll der jüngste Tag im Westen aufgehen. Hierauf liest der Priester noch ein Gebet, hält auf der umgekehrten Hand ein wenig Erde über den Leichnam und wirft sie dann auf ihn. Zum Schlusse der Ceremonie geht er sieben Schritte zurück und kehrt wieder um, wobei er mit lauter Stimme einen Koranspruch recitiert. Während der Priester sieben Schritte zurückgeht, steigen nach der Auffassung der Schiiten zwei Engel, Nakir und Monker, in das Grab, die daselbst nichts Unreines finden dürfen. Im selben Momente wird der Leib durch die Seele des Verstorbenen so weit belebt, daß er sich aufzurichten im stande ist. Die Engel unterziehen sämtliche Glieder des Leibes einer strengen Prüfung über ihr Verhalten in der Welt und stellen folgende Fragen an den Verstorbenen: „An wen hast du geglaubt?" Der Mensch muß antworten: „An den einigen Gott, den himmlischen Vater." — „Wer ist dein Prophet?" — „Mohammed." — „Wer dein Imam?" — „Ali." Sind solche Antworten richtig erfolgt, so lassen die Engel den Toten in Frieden ruhen, und er wird durch die Luft des Paradieses erquickt; wenn nicht, beginnt seine Qual [1] und dauert, bis er sein Endurteil am Tage des Gerichtes empfängt. Auf das hin scheiden die Engel Leib und Seele voneinander. Ein solches Verhör soll aber nur bei Erwachsenen stattfinden.

Ist der Verstorbene von vornehmer Abkunft, so werden am dritten Tage nach der Beisetzung Trauermahlzeiten abgehalten; bei sehr reichen Leuten wird dieses Gastgebot auch am siebenten und vierzigsten Tage wiederholt, an welchen Tagen, gleichwie an den Festtagen Nou Roze, Kurban und Bairam, das Almosenspenden in reichlichem Maße geübt wird. Die Trauerfarbe ist blau.

Wer es nur einigermaßen bezahlen kann, läßt das Grab ausmauern und mit einer hinabführenden Treppe versehen. Die Reichen und Großen lassen kostbare Grabmale und Grabkapellen errichten, worin der Tote beigesetzt wird. Wir werden weiterhin Gelegenheit haben, bei der Beschreibung der ansehnlichsten Städte und Dörfer Irans solcher Grabmale zu gedenken.

[1] Wenn der Tote nicht recht antwortet, schlagen die Engel ihn mit eisernen Keulen auf die Schläfe, bis er vor Angst so laut schreit, daß es von Osten bis Westen gehört wird. Dann drücken sie die Erde auf ihn, der bis zur Auferstehung von 99 Drachen zernagt und durchstochen wird; oder, wie andere sagen, seine Sünden werden zu giftigen Tieren, die schweren zu Drachen, die kleinen zu Skorpionen und die andern zu Schlangen.

Große Herren entfalten einen außerordentlichen Prunk bei den Leichenbegängnissen. Als Beispiel mag der Leichenzug eines Reichen kurz beschrieben werden. Voraus gingen acht Personen, welche gestreifte Flaggen auf den Schultern trugen und Klagelieder sangen. Auf diese folgten vier Pferde, bepackt mit den Waffen und Oberkleidern des zu Beerdigenden, und nun kam ein Diener, auf einem Maultiere sitzend, der das Ehrenkleid seines Herrn in den Händen hielt. Weiter wurden acht große Schüsseln mit Konfekt getragen; auf jeder dieser Schüsseln brannten drei Wachskerzen. Darauf folgten außer einer Musikkapelle viele Seïden und zwei Abteilungen jugendlicher Sänger, die mit kurzen Unterbrechungen La ilaha ill' Allah, wa Mohammed Rasul Allah („Es ist kein anderer als der einige Gott, und Mohammed ist Gottes Gesandter") sangen. Dann sah man drei Derwische, deren rechte Schulter und rechter Arm entblößt und infolge der Geißelung mit Blut unterlaufen waren. Danach trug eine aus acht Mann bestehende Abteilung den Leichnam in einem Palankin [1]. Es folgten Paar um Paar die Verwandten und Freunde; den Zug beschlossen eine Menge Zuschauer. In diesem Aufzuge brachte man den Leichnam an den Ort, von wo derselbe zur Beisetzung nach Kum übertragen werden sollte. Zur Zeit, als die Toten nach Kerbela transportiert werden durften, wurden deren Eingeweide herausgenommen und in derselben Ortschaft beigesetzt, in welcher der Verstorbene während seiner Lebenszeit gewohnt hatte.

7. Charakter-Eigenschaften der Eingeborenen.

Was den Charakter der Iraner betrifft, so herrschen darüber unter den Reisenden, die sich länger bei ihnen aufgehalten haben, zwar verschiedene Ansichten; aber alle stimmen darin überein, daß die Iraner ein lebhaftes, gefühlvolles, indes auch arglistiges, verstelltes, lügenhaftes, betrügerisches, undankbares und in hohem Grade eigennütziges Volk seien. Die Hauptursache der vielen schlechten Züge im Charakter des iranischen Volkes ist in dem Despotismus zu suchen, unter welchem Persien seit den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage zu leiden hat [2].

[1] Ein Stuhl, der von mehreren Personen auf den Schultern getragen wird, ungefähr wie unsere Totenbahre.

[2] Schah Nasreddin hat im Mai 1888 eine Proklamation an sein Volk gerichtet, in welcher er jedem seiner Unterthanen volle Sicherheit des Lebens und des Eigentums gewährleistet, dergestalt, daß die Bevölkerung fortan mit Vertrauen sich in alle Handels- und gewerblichen Unternehmungen einlassen könne, welche die Grundlagen der Civilisation, die Wurzeln von Wohlstand und Reichtum bildeten. Gegeben im kaiserlichen Palast im Ramadan 1305. — Der Erlaß ist an alle Provinzialbehörden gesandt worden, von einem Ferman begleitet, in welchem denselben die strengste Befolgung bei strenger Strafe auferlegt wurde. Der Schah befiehlt, daß beide in allen Moscheen

Die Masse des persischen Volkes läßt sich in vier Klassen teilen: 1. diejenigen, welche zu den verschiedenen Hofhaltungen des Schah und der Prinzen gehören und im Dienste derselben stehen, mit Einschluß des Militärs und der verschiedenen Staatsbeamten; 2. die Städtebewohner; 3. die Ackerbauer oder Dorfbewohner und 4. die Nomadenstämme. Daß man bei den zur ersten Klasse gehörigen Personen weder Tugend noch Rechtlichkeit findet, darf gar nicht auffallen. Die Edelleute und höhern Staatsbeamten sehen sich der unumschränkten Willkür ihres Gebieters unterworfen, der ihnen weder einen Widerspruch noch das Mißlingen der ihnen anbefohlenen Unternehmungen verzeiht, wenn sie auch noch so unterwürfig und kriechend sich gegen ihn benehmen; sie werden nun ihrerseits ebenso grausam, stolz und gebieterisch gegen ihre Untergebenen, und diese freuen sich wieder von ganzem Herzen, wenn sie dieselbe Tyrannei im kleinen gegen die Unglücklichen ausüben können, die das Mißgeschick ihrer Gewalt unterwirft. Der vornehme Edelmann ist keinen Augenblick seines Vermögens oder Lebens sicher. Wenn seinen Herrn der Zorn, die Furcht oder der Geiz anwandelt, so genügt ein Wort, ein Wink des Schah, um ihn der entwürdigendsten Behandlung zu unterwerfen. Er wird geschlagen, verstümmelt und wie der niedrigste Stallknecht mißhandelt; seine Weiber und Töchter werden den Maultiertreibern preisgegeben, und die geringe Familienehre, die ein Perser haben kann, wird auf immer vernichtet, ohne daß dem Unglücklichen auch nur die mindeste Hoffnung auf Ersatz bliebe, ja ohne daß ein solches Ereignis auch nur Aufsehen erregte. Die Folgen dieser unsichern Stellung eines Hof- oder Staatsbeamten lassen sich leicht erraten. Alle bemühen sich nach Kräften, die Gunst, deren sie sich erfreuen und welche die einzige Bürgschaft für ihr Vermögen ist, durch die niedrigste Schmeichelei zu erhalten; sie sinnen dabei auf nichts weiter als Trug, Plünderung, und wenn es ohne Gefahr und mit Vorteil geschehen kann, auf Hintergehung ihres Herrn. Und diese Handlungsweise erstreckt sich — wie natürlich — durch alle Abstufungen bis zum untersten Bedienten herab. Alle sind, mit wenig Ausnahmen, anmaßend und hochfahrend, unredlich, betrügerisch und ausschweifend im höchsten Grade. Sie

---

und Versammlungshäusern wiederholt vorgelesen und erläutert, in allen Bezirken, kleinen Städten, auf Dörfern und Lagern verkündet werden sollen und daß die Behörden daraufhin vereidet werden. Abschriften der beiden Schriftstücke sind allen am persischen Hofe beglaubigten Gesandten übermittelt worden; es soll damit bekundet werden, daß es sich hier um eine ernste Entschließung internationaler Art handelt. Der treibende Faktor hierbei war unstreitig der seit November 1887 in Tehran fungierende Vertreter Englands, Sir Henry Drummond Wolff. Vorderhand muß es dahingestellt bleiben, ob der angeführte Entschluß des Schah zur vollen Ausführung gelangen werde; denn trotz der vielen guten Eigenschaften dieses Herrschers ist die nie zu sättigende Geldgier ein hervorstechender Zug seines Charakters.

stehen beständig am Rande eines gefährlichen Abgrundes, und man würde sie bedauern müssen, wenn nicht ihre offenbare Lasterhaftigkeit und Verstocktheit das Mitleid in Verachtung und Abscheu verwandelte.

Die Klasse der Städtebewohner, d. h. der Kaufleute, Krämer und Handwerker, ist der Tyrannei der Obern nicht so anhaltend ausgesetzt als die übrigen. Sie zeigen mehr Betriebsamkeit; ihre Zeit ist fast ganz durch Geschäfte ausgefüllt, und wenn man gleich nicht viel zum Lobe ihrer Sitten anführen kann, so sind sie doch bei weitem nicht so lasterhaft als die eben Geschilderten. Sie besitzen viel List, sind sehr zu Lug und Trug geneigt, gewinnsüchtig, sparsam und vorsichtig — alles natürliche Folgen der Verhältnisse, in welchen sie leben; denn sie sind den drückendsten Erpressungen ausgesetzt, gegen welche sie sich nicht verteidigen können, und leiden oft großen Verlust durch die Hofleute, die bei ihnen Schulden machen, welche nie bezahlt werden; zu ihrer Verteidigung oder Entschädigung bleibt ihnen da nichts übrig als Lügen und Ränke. Zur Kennzeichnung dieser Menschenklasse mag folgende drastische Anekdote von einem persischen Kaufmanne hier angeführt werden. Dieser Kaufmann besaß große Reichtümer und galt vielleicht noch für vermöglicher, als er wirklich war. Er erfuhr, daß sein Wohlstand die Aufmerksamkeit des Statthalters erregt habe, und geriet in Besorgnis, dieser dürfte über kurz oder lang versuchen, sich einen Teil seines Vermögens zuzueignen. Da ihm die Foltern bekannt waren, welche man anwenden würde, um Geld von ihm zu erpressen, so beschloß er, sich allmählich an den Schmerz zu gewöhnen, damit er im stande wäre, dem gefürchteten unbilligen Begehren zu widerstehen, selbst dann, wenn es durch Schläge unterstützt werden sollte. Er ließ sich also täglich eine Anzahl Stockprügel geben, welche immer zunahm, so daß er es am Ende so weit brachte, tausend aushalten zu können. Da er zugleich die größte Erschöpfung nachzuahmen gelernt hatte, so hoffte er, die größtmögliche Tracht von Schlägen ertragen zu können, ohne daß er gezwungen würde, etwas von seinem Vermögen herzugeben, oder der Qual unterläge.

Kein Stand der Gesellschaft bietet ein traurigeres Bild der Tyrannei und Unterdrückung dar als die Pächter und Ackerbauer. Auf diesen lasten schließlich alle Erpressungen, die vom Schah ausgehen. Der Herrscher preßt seine Minister und Gouverneure (Valis) aus, welche die verlangte Summe von den Untergouverneuren und den Distriktsvorstehern fordern. Die verlangen sie ihrerseits wieder von den Dorfvorstehern, welche nun über die einzelnen Bauern herfallen. Jeder der verschiedenen Beamten sieht aber bei der Eintreibung gar sehr auf seinen eigenen Vorteil, so daß die Summe, welche der Schah zuletzt erhält, nur ein kleiner Teil derjenigen ist, die von den Bauern erpreßt wurde. Jede Strafe, jedes Geschenk, jede Bestechung, von wem dieselben auch begehrt oder bezahlt werden — alles lastet zuletzt auf

dem Landbauer, und der Charakter des ganzen Systems ist von der Art, daß bei diesen Forderungen kein anderes Maß gilt, als auf der einen Seite die Macht zu erpressen, auf der andern die Fähigkeit zu geben, oder die Geschicklichkeit zurückzubehalten. Infolge eines solchen Systems ist der Charakter des persischen Landvolkes nicht minder traurig als jener der höhern Volksklassen. Falschheit, Verrat, Hinterlist, Undank, Lug und Trug, Lebensverachtung und Grausamkeit sind darin die Hauptzüge. Die guten Eigenschaften der persischen Landleute bestehen bloß in ihrer Arbeitsamkeit und ihrem natürlichen Verstande. Eine andere Folge ihrer Lage ist die große Armut, in der die meisten leben. Nur diejenigen, welchen es gelingt, die Habsucht ihrer Herren zu hintergehen, oder welche sich denselben auf diese oder jene Weise unentbehrlich zu machen gewußt haben, findet man im Besitze einiger Annehmlichkeiten des Lebens. Man trifft bei ihnen jederzeit einen guten Vorrat von Weizenbrot, saurer Milch, Käse und andern gemeinen Nahrungsmitteln an. Auch sind sie nebst ihren Weibern und Kindern in der Regel ordentlich, wenn auch in grobe Zeuge, gekleidet, und die meisten haben ein paar Teppiche, mit welchen sie eine Stube zum Empfang der Gäste und zu ähnlichen Gelegenheiten aufputzen können.

Der Charakter der Nomadenstämme hat, so verschieden auch die Nationalität derselben ist, dennoch einige gemeinschaftliche Züge, welche aus der unsteten, unabhängigen und rohen Lebensweise dieser Völker hervorgegangen sind. Sie sind gute Soldaten und bilden die Hauptmasse des Heeres, unterwerfen sich aber nie oder selten einer ordentlichen Manneszucht. Nur der Sold und das, was sie dem wehrlosen Unterthanen abpressen, sowie im Kriege die Beute sind die Bande, welche sie an ihre Anführer knüpfen und zusammenhalten. Bei ihrem herumschweifenden Leben ist von Vaterlandsliebe gar keine Rede; andererseits aber verschafft ihnen dasselbe den Vorteil, daß sie von dem Despotismus des Schah oder seiner Diener nur wenig zu fürchten haben. Im allgemeinen sind alle iranischen Nomadenvölker dem Raub und Diebstahl ergeben, ohne diese Handlungen für Verbrechen zu halten.

Man hat oft behauptet, die Perser seien das gebildetste Volk des Orients, und ich habe mich bemüht, ihre Ansprüche auf diese Auszeichnung zu erforschen, aber nirgends einen zureichenden Grund dafür gefunden. Wenn man unter Bildung nichts versteht als ein höfliches Betragen gegen Leute von höherem oder gleichem Range, die häufige Anwendung von Komplimenten im Gespräche und ein strenges Festhalten an Formen und Ceremonien, so kann man allerdings sagen, daß die Perser einige Ansprüche auf diesen Vorzug haben. Versteht man aber unter jenem Worte die aus Herzensgüte entspringende Urbanität und Freundlichkeit sowohl gegeneinander als gegen Fremde von allen Ständen, ferner gutmütige und uneigennützige Dienstfertigkeit gegen gleichgültige Personen, Nachsicht gegen unabsichtliche Be-

leidigungen von Untergebenen und selbst von Feinden, kurz einen Mangel an Eigennutz und Selbstsucht und ein Zartgefühl gegen alle Menschen: dann besitzen die Perser, welchem Stande sie auch angehören mögen, Bildung gewiß nur in sehr geringem Grade. Die Ursache, warum die Perser so allgemein in den Ruf der Höflichkeit gekommen sind, kann nur in der besondern Beschaffenheit ihrer Sprache gefunden werden. Diese enthält weit mehr Hyperbeln und Metaphern als die andern orientalischen Sprachen, und selbst die gewöhnlichen Redensarten im täglichen Umgange sind, wenn man sie wörtlich nimmt, fast nichts als sinnloser Schwulst. Wenn man einen Perser besucht, so wird er mindestens sagen, er sei der Sklave des Gastes, und dieser könne über sein Haus und alles darin Enthaltene, ja über die Stadt und das ganze Land nach seinem Gefallen verfügen. Auf was man nur zufällig die Augen wirft, die Pfeifen, Pferde, Kleider u. s. w., alles ist pischkisch e' sahib, d. h. ein Geschenk für den Gast; aber niemand hält diese oder eine andere ähnliche Versicherung für wahrer als den „ganz gehorsamsten Diener" am Schlusse eines Briefes in Europa. Diese Flut von Höflichkeitsformeln verschwenden indes die Perser keineswegs gegen jedermann; sie bedienen sich ihrer vielmehr, wie der Feiertagskleider, nur solchen Personen gegenüber, vor denen sie Achtung oder Furcht haben. Sowie sich diese Verhältnisse ändern, tritt die Wahrheit hervor, und die flüchtige Begrüßung, die laute, befehlshaberische Stimme und die rücksichtslosen, ja selbst groben Bemerkungen werden den Fremden bald überzeugen, wie unwahr und unnatürlich die Behandlung war, die ihm früher zu teil wurde. Ich spreche aus Erfahrung; denn ich selbst bin in beiden Lagen gewesen.

Auch die von manchen Reisenden so gepriesene Gastfreundschaft der Perser muß als Täuschung erklärt werden, die dadurch entstanden sein mag, daß man jeden Fremden von einiger Auszeichnung, welcher das Land betritt oder als Gesandter eines fremden Monarchen an den Schah geschickt wird, als einen Gast des letztern betrachtet. Der Fremde erhält infolge dieser uralten Sitte, welche allerdings aus ehemaliger wirklicher Gastfreiheit entsprungen sein mag, sobald er den Boden des Reiches betritt, einen sogenannten Mehmandar oder Begleiter, dessen Geschäft darin besteht, ihn und sein ganzes Gefolge auf der ganzen Reise auf Kosten des Schah mit Wohnung und Lebensmitteln zu versorgen. Indessen fließt ein großer Teil des Geldes, das die Mehmandars zu verrechnen haben, in ihre eigene Kasse, oder sie lassen sich von denen, welchen die unentgeltliche Lieferung der Lebensmittel zugemutet wird, auch mit Geld abspeisen, und die Gäste müssen es sich gefallen lassen, sehr dürftig bewirtet zu werden. Welch eine große Quelle von Bedrückungen übrigens diese Art der Fremdenfürsorge für das Landvolk ist, braucht hier nur angedeutet zu werden; es ist daher auch nichts Seltenes, daß ganze Dörfer, die an großen Heerstraßen liegen, verlassen sind, da die Einwohner sich tiefer landeinwärts zurückgezogen haben.

Fig. 24. Der Id-i-Nou Roze.

8. Der Jd-i-Nou Roze.

Das persische Hauptfest ist der Jd-i-Nou Roze (Fig. 24) oder das Fest der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche. Es wird bis zum heutigen Tage mit all der Freude und Feierlichkeit begangen wie bei den alten Persern. Diese einzige Stiftung früherer Tage hat über die Unduldsamkeit gesiegt, welche die altpersische Religion zerstörte. Die Mohammedaner in Iran lassen sich lieber einer gottlosen Beibehaltung dessen bezichtigen, was ihre Widersacher eine Sitte der Ungläubigen[1] nennen, als daß sie ein Fest aufhöben, das ihre Vorfahren in so außerordentlichem Maße liebten. Sie haben übrigens einen andern Grund aufgefunden, diesen Tag feierlich zu begehen: er ist der Jahrestag der Erhebung des Ali zum Kalifat.

Bei Hofe wird der Eintritt des Jd-i-Nou Roze, fände er auch erst um Mitternacht oder später statt, durch den ersten feierlichen Salam (öffentliche Audienz) gefeiert, welcher Moment von dem Hofastrologen signalisiert und durch Geschützsalven verkündet wird. Tags darauf findet der große Salam in dem an den Palast anstoßenden herrlichen Platanenparke statt. Die Mitte des Parkes wird von einem langen, spiegelglatten Bassin eingenommen; am obern Ende des letztern erhebt sich auf breiten, stufenförmigen Terrassen eine offene, säulengetragene Marmorhalle, in deren Mitte ein mächtiger Alabasterthron von bizarren Formen aufgerichtet ist. Zu beiden Seiten des Bassins sind Truppen aller Waffengattungen aufgestellt; näher den Stufen der Thronhalle stehen die Würdenträger des Staates, des Hofes und der Religion. Das gemeine Volk drängt sich vor den Thoren des Palastes. Sobald der Schah in Begleitung der Prinzen erschienen ist und auf dem Throne Platz genommen hat, tritt zunächst ein Sprecher der Priesterschaft vor, um mit eigentümlich gellender Stimme die wachsende Herrlichkeit des Jslam zu preisen. Jhm folgt der Sprecher des Volkes, welcher die Person „des Königs der Könige“ als die Summe aller menschlichen Vorzüge und aller Herrschertugenden und die Glückseligkeit seiner Völker bis zum Himmel erhebt. Den Schluß macht der Hofpoet, welcher immer in gleicher Tonart den von Tag zu Tag sich mehrenden Glanz des Thrones, den Segen, welcher von dessen Stufen ausströmt, und die unvergleichlichen Waffenthaten des Kriegsheeres verherrlicht. Jn frühern Zeitläufen wirkten im Vordergrunde dieser höchst merkwürdigen Scenerie auch noch Löwen, pomphaft geschirrte Elefanten, Giraffen, Strauße u. dgl. mit, insbesondere aber auch schaumbedeckte Eilboten, welche dem Schah Nachricht über soeben erfochtene Siege überbrachten. Während der Ansprachen wird

[1] Die Türken beschuldigen immer die Perser, daß sie ein Fest feiern, das von den Anbetern des Feuers angeordnet wurde.

dem Schah ab und zu Kaffee nebst dem Khalian gereicht. Sein Erscheinen und sein Abgang werden durch Geschützsalven und Abspielen der persischen Hymne verkündigt.

Am dritten Tage nach Sonnenuntergang wird vor dem Palaste ein besonders wirkungsvolles Feuerwerk abgebrannt; am vierten findet abermals ein großer Salam statt. Diesmal gilt es die erst vom Schah Nasreddin eingesetzte Feier der Geburt Alis. Am neunten oder zehnten Tage wird ein Pferderennen veranstaltet. Da die geehrten Leser vielleicht auch gern Näheres über den Pferdesport in Iran erfahren, sei hier eine kleine Beschreibung eines Rennens in Teheran eingefügt.

Das außerhalb der Stadtthore abgehaltene Rennen lockt an dem oben bezeichneten Tage zahlreiche Schaulustige hinaus. Der ganze geräumige Festplatz, welcher durch eine ununterbrochene Kette von Infanterie und Kavallerie abgesperrt ist, bietet ein ungemein buntes Bild. Zunächst fällt inmitten mehrerer für die Prinzen und Gesandtschaften bestimmten Zelte der Rennpalast des Schah auf. In der Nähe dieses Gebäudes hat die ganze Garnison Teherans Aufstellung genommen, während die Musikkapellen konzertieren und oft Melodien aus den bekanntesten Pariser und Wiener Operetten zum Vortrage bringen. Vor den Zelten ist zunächst die flache Bahn und daneben die Hindernisbahn mit den persischen Fahnen abgesteckt. Um 1 Uhr kommt der Schah in einem sechsspännigen Galawagen angefahren, geleitet von einer zahlreichen Kamel-Artillerie, den Hofchargen und dem Oberschatzmeister mit dem kleinen Kronschild. Die Rennen zerfallen in drei Abteilungen, beginnen programmmäßig und wechseln von 20 zu 20 Minuten. In der ersten Abteilung muß der Umkreis der Bahn sechsmal, in der zweiten viermal, in der dritten nur zweimal durchlaufen werden. Der Zweck ist, nicht sowohl die Schnelligkeit als die Kraft der Pferde zu prüfen und diejenigen ausfindig zu machen, die sich für lange und eilige Märsche eignen möchten. Die Turkmenenrasse bewährt sich zwar in ihrer heimatlichen Steppe und auf Raubzügen; an Ausdauer[1] und Gelehrigkeit aber steht sie der Araberrasse nach, welcher daher fast immer der Preis zufällt. Stuten werden weder zum Wettrennen noch zu militärischen Zwecken gebraucht, ausgenommen bei den arabischen Stämmen, die, gleich ihren Brüdern in Arabien, solchen sogar den Vorzug geben. Während der Pausen verkürzen die Spielleute durch Musik und Tänzer durch ihre grotesken Pantomimen der harrenden Menge die Zeit. Auch die königlichen Läufer haben eine Tour um die Rennbahn zurückzulegen. Dieser Wettlauf von einem halben Färsakh (rund $2^1/_2$ km) sieht übrigens anstrengender aus, als er in der That ist; denn nachdem die ersten einen Teil der Bahn durchlaufen, werden sie, ohne daß es die Zuschauer

[1] Ein schnell laufendes Pferd nennen die Perser Badpay (= Windfuß).

merken, von andern abgelöst, diese wieder von andern, bis die letzten atemlos das Ziel gewinnen. Einem vorher getroffenen Abkommen gemäß teilen die Sieger den empfangenen Preis mit ihren Kameraden. Knapp anschließend an das Rennen defilieren die Truppen, die Infanterie kompagnienweise, dann Kavallerie und Artillerie samt den kleinen Kamel-Artillerie-Abteilungen.

Während der Zeit des Id-i-Nou Roze beschenkt der Monarch alle ersten Edeln seines Reiches und die ersten Regierungsbeamten mit Ehrenkleidern, und diese geben hinwiederum ihren Untergebenen ähnliche Zeichen ihres Wohlgefallens. Wie in der Residenz wird das Fest auch in jedem Teile des Königreiches auf das fröhlichste begangen. Es währt bis zu 13 Tagen[1], aber der erste Tag ist der wichtigste. An diesem erscheinen alle Stände in ihren kostbarsten Kleidern; sie schicken einander Geschenke, und jeder küßt seinen Freund an dem bedeutsamen Morgen.

9. Landeserzeugnisse und deren Gewinnung.

Ein großer Teil der Bewohner Irans lebt vom Ackerbau. Erwägt man die Wasserarmut des persischen Bodens, so muß man sich über das Erträgnis wundern, welches dieser Zweig der Landwirtschaft liefert. Der Schlüssel zu dem Rätsel liegt in der Vollkommenheit, zu welcher man schon in älterer Zeit die künstliche Bewässerung des Bodens gebracht hat. Am Fuße der Bergabhänge, und wo es sonst ratsam geschienen, sind Dämme errichtet worden, welche das Schnee- und Regenwasser aufhalten, damit es von hier aus mittelst der Wasserleitungen und Kanäle zweckmäßig verwertet werden könne. Zu demselben Zwecke hat man die Flußufer, wo sie zu flach waren, durch Dämme künstlich erhöht, um das Wasser beisammen zu halten. Alle Bewässerungsanstalten stehen unter der Leitung einer besondern Regierungsbehörde, deren Vorsteher Mirab, d. i. Wasserfürst, heißt. Die Landwirte müssen für die Benützung der Brunnen und Kanäle eine gewisse Abgabe entrichten. Ich sah bei Tehran sowie bei Isfahan Kanalbauten von mehreren Stunden Länge. Die Grundbesitzer, die daran vereint arbeiten, graben oft mehrere Klafter tief unter der Erde diese Kanäle ohne Maschinen, ja ohne ordentliches Werkzeug. Nur ein Mann steht gebückt im Kanale, hebt das Schottermaterial aus und giebt es in einen Ledersack, den ein zweiter nach oben zieht. Von beiläufig 200 zu 200 oder 300 Schritten ist immer nach oben ein Schacht eröffnet, und von jedem solchen Schachte arbeiten die Leute einander entgegen, bis der Tunnel hergestellt ist. Das

[1] Die Dauer des Id-i-Nou Roze scheint nicht genau bestimmt zu sein. In den bedeutendsten Städten dauern die Vergnügungen 13 Tage, in manchen Gegenden 8, manchmal nur 3 Tage. Diejenigen, die weder Geld noch Zeit zu verlieren haben, begnügen sich mit der Feier des ersten Tages, nämlich des Äquinoktiums.

durch diese Tunnels zugeleitete Gebirgswasser wird durch Stauung auf die Felder und in die Gärten geleitet, welche während der Zeit der Regenlosigkeit und bis zur Reife der Früchte mindestens zweimal unter Wasser gesetzt werden müssen. Hierbei einigen sich die Bewohner eines Dorfes über die Reihenfolge und die Menge des Wassers, die jeder sich zuleiten kann.

Wenn die Herbst- und die Frühjahrsregenzeit ausgiebige Feuchtigkeit spenden und der Winter schneereich war, so ist die Ernte aller Früchte gesichert. Eine Verheerung derselben durch Hagel oder sonstige Elementarereignisse kommt nie vor. So steinig und steril der Boden auch aussieht, ist er doch im allgemeinen so fruchtbar, daß er nur geringer Säuberung bedarf, und der eingelegte Same überall Früchte bringt, wenn nur die nötige Befeuchtung nicht fehlt. Im Monate März sprießt selbst aus dem anscheinend ganz mit Steinschotter bedeckten Boden der endlosen Wüstenflächen und Hügel zwischen Tehran und Kazvin ein Anflug von Gras hervor, der demselben für etwa 14 Tage einen grünen Schimmer verleiht; doch die Sonnenstrahlen dörren die Pflänzchen rasch ab. Die großen Ziegen- und Schafherden finden indes auf diesen Flächen unter dem schattenspendenden, Feuchtigkeit sammelnden Gesteine das zusagende und ausreichende Futter, wenn auch das Auge des Menschen fast keine Vegetation zu erblicken vermag.

Vom Norden des Landes her bis gegen Tehran beginnt die Ernte der Körnerfrüchte im Monate Juni, und Anfang Juli sind alle Felder abgeräumt und kahl. Im Süden findet die Ernte Mitte April statt, und erst nach Einbringung der Körnerfrüchte werden Melonen, an die zehn bis zwölf Arten von vortrefflichem Geschmacke, sowie in neuerer Zeit mit Vorliebe auch Kartoffeln gepflanzt. Sehr beliebt sind die saftreichen Sorten der Turkestan- und Ananasmelonen. Unter den Wassermelonen, nach ihrem Ursprungslande Hinduane genannt, nimmt die Mazänderaner als die größte Sorte den ersten Rang ein; es ist eine bis 20 kg schwere, dunkelgrünschalige, mit süßem, prickelnd saftigem, rotem Fleische. Sie führt den Namen Khärbuzäh-i-Pazi, wird erst im Herbste reif und überwintert ausgezeichnet. Eine weitere Sorte ist die Sommermelone (Gärmek), die bereits im Juni reif wird, wachsgelb aussieht und überaus süß schmeckt. Noch wäre die unter dem halb persischen halb arabischen Namen Tochmesk-schäms, d. i. Samen der Sonne, bekannte Melonenart zu erwähnen; wegen ihres außerordentlichen Geruches und süßen Geschmackes ist sie von andern Sorten leicht zu unterscheiden. Die Melonen werden unversüßt gegessen; ein Perser lacht darüber, daß wir Europäer Zucker dazu nehmen. Kürbisse giebt es in vielerlei Arten, unter andern die Kabach, mit einem langen Hals, gleichwie eine Gans, und einem runden Kopf. Sobald die Frucht überreif geworden, wird ihre Schale so hart wie Birkenrinde; das Fleisch dorrt vollständig zusammen, so daß man nur den trockenen Samen findet. Die

Schalen werden von den Landleuten auch als Wasserflaschen verwendet. Eine in Europa gänzlich unbekannte Frucht mit dem Namen Pandistan, an Größe und Gestalt den großen europäischen Gurken gleich, wird bei den Eingeborenen hoch geschätzt. Sie ist dunkelgrün, am Ende des Stengels violettblau; der Same ist länglichrund. Die Frucht wird nicht roh gegessen, weil sie etwas bitter schmeckt; aber gekocht und in Butter geschmort liefert sie ein schmackhaftes Gericht.

Die Bebauung des Bodens erfolgt mit äußerst primitiven Werkzeugen, gerade so wie vor 2000 Jahren, nämlich mit einem Pfluge ohne Räder und einer krummen Schar, dann mit Spaten und Haue; Eggen kennt man nicht. Die reife Körnerfrucht wird mit einer langen, geraden Sichel geschnitten, selbst Gras und Klee werden damit gefechst. Der Pflug wird meist durch Rinder gezogen. Bei ausnehmend üppiger Bewässerung werden Heu und Klee vier-, ja fünfmal jährlich eingeheimst und in großen Haufen nahe den Häusern aufgeschichtet. Die Körnerfrucht wird auf freiem Felde gedroschen. Nachdem die Halme auf einem großen Haufen zusammengeschichtet sind, wird rund um denselben die Erde durch eine Holzrolle festgewalzt, dann wird das Getreide handhoch auf die Fläche gestreut und mit einem Schlitten darüber gefahren. Der Schlitten wird von Rindern oder von Eseln gezogen; auf dem Vorderteile sitzen zwei Menschen, in die Kufen des Hinterteiles sind zwei Walzen mit mehreren senkrecht eingefügten Eisenscheiben eingesetzt. Durch die Kufen des Schlittens und durch die Hufe der vorgespannten Tiere werden die Körner aus den Ähren gedroschen, und durch die mit den Walzen rotierenden Eisenscheiben wird das Stroh zu Häcksel geschnitten. Bei den Häusern werden dann Gruben gegraben und mit einer Lage Stroh ausgefüllt. In eine solche gegen Feuchtigkeit geschützte Grube kommt die Körnerfrucht, auf welche eine größere Menge Stroh geschichtet wird.

Von der Existenz des Hafers hat der persische Landmann keine Ahnung. Gerste wird allgemein zur Brotbereitung verwendet; sie bildet auch das allgemeine Körnerfutter der Pferde und Maultiere. Roggen wird in den höhern Gebirgsgegenden, Weizen dagegen in allen tiefern, wasserreichen Landstrichen angebaut. Reis bildet das Hauptnahrungsmittel der Perser, obgleich er an eigentlichen Nahrungsstoffen dem Weizen nachsteht. Er wird im ganzen selten gemahlen und verbacken, sondern meist als Grütze verspeist. Die Kunst, aus Reis Arak — durch Zusatz von Rohrzuckersirup — zu gewinnen, ist in Indien heimisch und von dort nach Persien verpflanzt worden. Im allgemeinen hat in Persien sowohl wie auch im ganzen Oriente die Verwertung und Zubereitung des Reises seit Jahrtausenden sich wenig oder gar nicht verändert. Die bedeutendste Reis erzeugende Provinz ist Mazänderan, in neuerer Zeit auch Gilan. Die beiden besten Reissorten sind der

aus Peschavär stammende Tschampäh, der besonders in Fars gebaut wird, und der in Mazänderan und Asterabad vorkommende grobkörnige Ambärdu. Sehr geschätzt wird auch der Sadri.

Auf den zum Wachstum von Küchengewächsen besonders geeigneten Acker- und Gartengründen werden namentlich gezogen: Beta (Mangold), Daucus Carota (gelbe Rübe), Spinat (isfinadsch), Kohlkopf, Kohlrabi, Wasserrübe, Petersilie, Koriander, Dill, Cousinia-Distel, Rettich, Trüffel, drei persische Arten von Schwämmen sowie die baktrische Zwiebel, die an Größe und Wohlgeschmack einem Apfel gleicht. Zu erwähnen wäre noch eine Gurkenart, die krumm ist und die Länge und Dicke eines Kinderarmes hat; man nennt sie Schunchiar, d. i. krumme Gurke. Sie wird teils roh mit Salz gegessen, teils wie mehrere andere Gurkenarten in Essig eingelegt und als Essigkonserve aufbewahrt.

Hirse und Hülsenfrüchte, wie Bohnen, Faseolen, grobkörnige Erbsen als Grünfutter, findet man allgemein. Die Erbsen sind zweierlei Art: Nagud und Kalul. In Gilan wächst ein eigenartiges Gras, Gontschäch genannt; es wird nicht selten 1,25 m hoch, hat Blätter ähnlich wie Klee und trägt blaue Blumen. Während der Blütezeit wird es das erste Mal und dann jedesmal von acht zu acht Wochen gemäht. Dies geschieht sechs Jahre nacheinander; im siebenten Jahre wird der Boden zur Getreidesaat frisch umgeackert. In den Gebirgsgegenden sieht man sehr oft das Foenum graecum, Bockshorn. Solange dasselbe grün ist, wird es abgemäht und teils als Grünfutter teils als Heu verwendet. Wenn die Butter den Geschmack verloren, so pflegen die Bauern sie mit dem Samen dieses Gewächses und einigen Stücken Zwiebeln aufzukochen und kalt werden zu lassen; dadurch soll sie wieder ganz gut werden.

Was die Handelspflanzen anbelangt, so liefern die ausgedehnten Tabakplantagen[1] bei Räscht einen guten Cigarrettentabak, während bei Schiras, Hamadan und Luri der den Eingeborenen unentbehrliche und im ganzen Orient sehr geschätzte Wasserpfeifentabak in bedeutenden Mengen gepflanzt wird. Unsere in Europa allgemein bekannten Gewürze, wie z. B. Pfeffer, Zimt, Cardamom, Majoran, Quendel, Mutterkümmel, gedeihen in den südlichen Teilen Persiens. Der Mohn wird zwar auch als Gewürz benutzt, in großen Massen jedoch zur Bereitung des Opiums. Er erreicht eine Höhe von 6,30—9,50 m, und die Samenkapsel wird nicht selten so groß wie der Kopf eines Kindes. Das beste Opium erhält man durch Einschnitte in die Pflanze und den Kopf, aus welchen der verdickende Milchsaft dringt, den

[1] Den ersten Tabak erhielten die Perser im Jahre 1599 aus Indien, wohin die Portugiesen den Samen der Pflanze gebracht hatten. Noch im Jahre 1628, zwei Jahre nach der Vertreibung der Portugiesen vom Persischen Golfe, bezog Persien seinen Tabak aus Indien.

man dann abschabt. Schlechter sind die Sorten, welche durch das Auspressen oder Auskochen der Köpfe gewonnen werden. Die Bereitung des Opiums hat in den letzten Jahrzehnten einen großen Aufschwung genommen, und die Opiumausfuhr über Bandär Abbas bildet eine der bedeutendsten Einnahmequellen des Reiches. Zuckerrohr gedeiht in der Provinz Mazänderan, aber der im Lande selbst daraus gewonnene Zucker ist schlecht. Sehr häufig sieht man auch Felder mit 2—8 m hohen Ricinusstauden (arabisch Alkaroa und Kerua, persisch Kunzut), die den Persern das beliebteste Purgiermittel liefern; als solches bewährt ist auch die Divinofrucht. Flachs- und Baumwollfelder sind überall zu treffen, dann solche, auf denen der indische Hanf (Cannabis indica) gebaut wird, aus welchem man das Haschisch bereitet. Die Baumwollstaude (Gossypium herbaceum) gedeiht in allen Lagen, von den Küsten des Persischen Golfes und des Kaspischen Meeres bis zu den Gegenden von über 2000 m Höhe. Die persische Baumwolle hält in Bezug auf Güte das Mittel zwischen der ostindischen und der türkischen, wird aber größtenteils im Lande verbraucht. Kanaff, ein der Jute ähnlicher Faserstoff, welcher zu mannigfachen Geweben und Geflechten verarbeitet wird, wächst in der Provinz Mazänderan.

Die hauptsächlich in der Provinz Gilan in bedeutender Ausdehnung sich hinziehenden Olivenwälder liefern den Bewohnern das unentbehrliche Olivenöl. Der Olivenbaum, welcher nur durch die Kultur des Bodens eine Höhe von 8—13 m erreicht, ist mit seiner grauen Rinde, mit seinen immergrünen, lanzettlichen, oben schmutziggrauen, unten weißbeschuppten Blättern und weißgelblichen Blüten nicht gerade schön zu nennen. Aus seinem Holze, das dem der Weide gleicht, aber schön geadert und im Trockenen wie im Nassen fest und dauerhaft ist, werden die stärksten Knüppel geschnitten. Der wilde Olivenbaum, Oleaster genannt, bildet dagegen ein nur 4 m hohes, sparriges Gesträuch, dessen Zweige kleiner sind als die des kultivierten Ölbaumes. Der Olivenbaum, welcher durch Samen und Stecklinge fortgepflanzt werden kann, erreicht ein sehr hohes Alter. Die reifen Früchte des kultivierten Baumes, die sich von denen des wilden durch einen größern Kern und weniger Fleisch unterscheiden, sind dunkel blaugrün und oft von der Größe eines Taubeneies; sie werden mit Stangen abgeschlagen, worauf sie eine Zeitlang zerstreut oder in Haufen am Boden liegen bleiben. Das reinste Olivenöl gewinnt man durch Pressen der reifen Früchte gleich nach dem Einsammeln derselben, das gelblichweiße Öl durch schärferes Pressen, das grüngelbe, gemeine Baumöl durch Vermischung des fleischigen Rückstandes mit dem kochenden Wasser. Das so erzielte Öl dient als Nahrungsmittel, als Heilmittel bei Menschen und Tieren, zu technischen und religiösen Zwecken.

Überhaupt ist Iran das Vaterland einer Menge der trefflichsten Arzneimittel aus dem Pflanzenreiche. Vorzüglich sind zu nennen: die verschiedenen

Manna- und Gummiarten, z. B. Tamariskenhonig, Eichenmanna, Kirschen- und Pflaumengummi, Mutterharz, Ammoniakgummiharz, das freiwillig oder infolge von Insektenstichen aus dem Stamme von Dorema ammoniacum *Don.* und Dorema Aucheri *Boiss.* tritt. Asa foetida ist eine wildwachsende Pflanze und wird in Indien als Gewürz gebraucht; ebenso Sagapenum, Opoponax, Sarcocolla. Des fernern sind zu nennen: Mastix — der Haarsaft von verschiedenen fast über alle Teile Irans verbreiteten Terebinthineen —, Süßholz, mit den verschiedenen, in großem Überflusse vorhandenen Spielarten der Glycyrrhiza glabra, G. asperrima und G. echinata; Salepknollen von Orchis latifolia.

Von Farbstoffen sei vor allem das Henna angeführt, die pulverisierten Blätter von Lawsonia inermis, ein wichtiger Exportartikel nach allen andern mohammedanischen Ländern (es ist ein energisches Mittel und wird von den Eingeborenen zum Färben ihrer Extremitäten sowie der Schweife und Mähnen ihrer Pferde angewendet); dann die Krappwurzel, die in der Umgebung von Täbriz, in den Landstrichen am Urumia-See sowie in Kaschan, Isfahan und Jäzd gebaut wird. Safran (za'aferan, Crocus sativus) gedeiht in Kain und Birdschänd (Provinz Chorasan), Saflor (Carthamus tinctorius) namentlich um Isfahan und Väramin. Kreuzdornbeeren von verschiedenen Rhamnusarten kommen hauptsächlich in der Provinz Chorasan und in der Umgebung der Stadt Kazvin, Galläpfel in Kurdistan und den daran grenzenden Distrikten Azärbaidschans, Saudsch Bulagh, Särdäscht und Solduz, vor.

Sehr ausgedehnt ist der Weinbau; bilden doch die Weintrauben gleich dem Reis ein Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen aller Stände. Das berühmteste Weindorf Irans ist Chollar, zwei Tagereisen nordwestlich von Schiras. Zur Zeit werden empfehlenswerte Weine hauptsächlich gekeltert in Schiras, Kazvin und Hamadan. Der Schiraser ist sehr stark und unvergleichlich aromatischer als der spanische Wein; infolge der großen Nachfrage und der Transportspesen wird er aber außerordentlich verteuert. Vambéry stellt ihn dem Tokayer gleich. Zwei Weintraubengattungen mögen besonders hervorgehoben werden. Die erste, Hallagäh genannt, hat Beeren von Daumenlänge, mit bräunlichem dicken und harten Fleische und ohne Kerne, die bis in den Sommer hinein frisch erhalten werden können. Die zweite Gattung heißt Angur-i-Ali-Deresi; die Trauben sind 30 und mehr cm lang, die einzelnen Beeren, von der Größe einer spanischen Pflaume, braunrot und sehr saftig, lassen sich jedoch nicht aufbewahren. Über den Ursprung des Namens wissen die Schiiten folgende Legende zu erzählen: Einst kam der Wundermann Ali zur Winterszeit in die Gegend zwischen Ordebad und Khoddaserun. Bei einem Weingarten begegnete er einem Winzer; zu diesem sprach er: „Gieb mir Weintrauben zu essen!“ Als der Winzer erwiderte,

daß es ihm zu dieser Jahreszeit unmöglich sei, solche herbeizuschaffen, befahl Ali demselben, getrost in den Weingarten zu gehen, denn daselbst werde er hinlängliche Mengen davon finden. Wirklich fand der Winzer an den Weinstöcken die größten und prächtigsten Trauben. Infolge dieses angeblichen Wunders führen sie den Namen Angur-i-Ali-Deresi, d. i. Weintrauben im Thale des Ali. Die Pflege der Weingärten ist die denkbar einfachste; nur nach der Ernte werden die Reben beschnitten und das überflüssige Astwerk entfernt. Gleich den Melonen werden Weintrauben und andere Früchte konserviert, indem sie zwischen frisch abgeschnittenes Rohr oder Schilf aufgehangen werden.

Die Obstgärten, welche zum Schutze vor Plünderung durch Menschen und Tiere von Lehmmauern eingeschlossen sind, liefern sämtliche Obstarten der gemäßigten und der südlichen Zone. Die Birnen, besonders die Sorte Gulab-i-Schahi, d. i. Königsbirne, können unsern schmackhaftesten Arten zur Seite gestellt werden. Bei Ordebad wächst eine Sorte, Melletzu genannt, in Farbe und Gestalt der gewöhnlichen Citrone ähnlich, von außerordentlich lieblichem Geruch, reichlichem Saft und auffallend fremdartigem Geschmacke. Saure Abbucharapflaumen mit und ohne Kern, süße Arekpflaumen, sauersüße Attschapflaumen und die beliebten schwarzen Pflaumen gedeihen nur in den Gebirgsgegenden, während Äpfel, Quitten, Granatäpfel, Aprikosen und Pfirsiche am Fuße und in den Thälern des Älburz, Älvend, Dämavänd, Laridschan in großer Menge vorkommen. In den tiefern Landstrichen giebt es Orangen bezw. süße Citronen, Feigen, prächtige goldgelbe Datteln und Pistazien. Die Savsarosinen sind dunkelgelb und ohne Kern; Kischmisch sind etwas länglich und grünfarbig. Die letztern kommen hauptsächlich von Bavanat bei Herat nach den persischen Märkten und spielen in der Küche keine geringe Rolle für den Pilaw wie für andere Gerichte.

In den Gärten werden außer den Obstbäumen auch andere Bäume gepflanzt, sowohl des Schattens wegen als auch um Bauholz zu erhalten. Bei reichlicher Bewässerung ist das Wachstum dieser Bäume, besonders der Pappeln, ein unglaublich schnelles. Außerhalb der Gärten findet man Bäume, zumeist Weiden und Sträucher, nur längs des Laufes eines Baches. Trifft man irgendwo Platanen oder buschige Ulmen (Tarantelbäume) an einem Wasserlaufe, so kann man als gewiß annehmen, daß an diesem Orte einmal ein Garten gewesen. An dem Strauchwerke, das in den Gärten üppig fortwuchert, sieht man Blumen der prachtvollsten Farben, darunter gefüllte Granatblüten von einer Schönheit, die jeder Beschreibung spottet. Die Rosen- und Tulpenflora ist die beliebteste und vielartigste; die Rose von Schiras nimmt den ersten Rang ein. Erwähnenswert ist auch die in Persien wachsende chinesische Rose. Schon im Februar und in den nächstfolgenden Monaten blühen Veilchen, Hyazinthen, Narzissen (narkis),

Amaranten, Fritillaria imperialis, Mirabilis Jalapa, Tuberosen, Iris persica, Nelken und Lilien. Die Lilie ist eine specifisch persische Blume und kommt in drei Varietäten vor: als Lilium candidum, L. bulbiferum und L. chalcedonium. Der Perser liebt die Blumen; allerdings kann von einem Gartenbau nach europäischen Begriffen nicht die Rede sein, außer etwa in den Gärten des Schah, der Prinzen, wie z. B. in dem Garten des Prinzen Kamran Mirza zu Kamranieh, mit seinen durch die Meisterhand des Österreichers O. Kmen geschaffenen Anlagen, Orangerien und Treibhäusern; allein es giebt doch Eingeborene genug, die es ganz gut verstehen, Blumen zu züchten; man sieht daher im Frühjahre überall reichen Gartenflor.

Nutzholz wird aus den mit dichten Wäldern bedeckten kaspischen Provinzen ausgeführt; besonders kommen in Betracht: 1. das Eichenholz, bisher nicht in bedeutenden Mengen exportiert; 2. das Buchsbaumholz. Der Buchsbaum (Buxus sempervirens) findet sich als dichter Wald in Gilan und Mazänderan, in der letztern Provinz hauptsächlich in dem zwischen den beiden Flüßchen Nämäkabrud im Osten und Sefid Tämisch im Westen liegenden Distrikte Tänäkabun. Diese Bäume werden seit 1870 in ungeheurer Anzahl gefällt und ausgeführt. Das Eichenholz geht meist schon verarbeitet, und zwar in der Form von Faßdauben aus, die gewöhnlich eine Länge von 1 m, eine Breite von 10—30 cm haben und 2—5 cm stark sind. Der Preis für diese Ware beläuft sich für 1000 Stück auf 250 bis 300 Mark, bei einer Länge von 1,15 m auf 320, bei einer solchen von 2 m auf 1300—1400 Mark. Seit einiger Zeit ist Walnußmaserholz sehr gesucht, und Agenten europäischer, ganz besonders französischer Kunsttischlereien, sogenannte Loupeurs, bereisen das Land, um dasselbe ausfindig zu machen und zu erwerben. Besonders ergiebig ist das die kaspischen Provinzen vom Hochlande trennende Gebirge; aber der Transport verteuert die Ware bei den mangelhaften Kommunikationsmitteln ganz gewaltig. Der Verkaufspreis des kostbaren Produktes beträgt für die Tonne 100—110 Mark portofrei. Bei Bezug größerer Partien treten bedeutende Ermäßigungen dieser Sätze ein. Die Übergabe geschieht im Hafen von Änzeli am Kaspischen Meere. Die im ganzen Oriente bekannten Schreibrohre (kaläm) von Dizful werden stark nach Indien und der Türkei ausgeführt.

* * *

Von der Viehzucht nähren sich außer den Ackerbauern vornehmlich die Nomaden; bei den letztern bilden die wichtigsten Zweige derselben die Pferde- und die Kamelzucht.

Die Turkmenenstämme besitzen eine Rasse Pferde, deren Vortrefflichkeit in ganz Asien anerkannt wird; namentlich sind die von den Tiukihs ge-

zogenen gesucht. Größe und Knochenbau werden hoch geschätzt, noch höher das Blut, wenn es durch die Eigenschaft der Ausdauer erwiesen ist. Die Größe und den Knochenbau scheinen diese Pferde der inländischen Rasse zu verdanken, die Gestalt und das Blut der arabischen. Besonders Nadir Schah hat sich bemüht, die Pferdezucht der Turkmenen durch Ankauf der schönsten Pferde, die nur in Arabien aufzutreiben waren, zu verbessern. Wer an den symmetrischen Bau der arabischen oder selbst der englischen Pferde gewöhnt ist, dem werden die turkmenischen nicht sonderlich gefallen. Auf den ersten Blick bemerkt man einen Mangel an Gedrängtheit: der Leib ist im Verhältnis zur Breite und Dicke sehr lang, und selten sind die Rippen gut gestellt. Die Beine sind lang und scheinen nicht muskulös, werden auch unter dem Knie gewöhnlich sehr dünn; die Brust ist schmal und die Breite des Tieres überhaupt gering. Der Hals ist lang, der Kopf groß, dick und selten gut aufgesetzt — kurz, nach dem ganzen Aussehen sollte man die Tiere weder für kräftig noch für flüchtig halten. Je genauer man sie jedoch kennen lernt, um so mehr treten diese Mängel zurück. Sie haben große, kräftige Hufe wie die englischen Pferde; die Schultern sind oft schön geformt, die Beine glatt und kräftig. Fleisch haben sie zwar in der Regel wenig; aber was sie haben, ist fest und gut. Vermöge ihrer Größe und Magerkeit sind sie außerordentlich ausdauernd. Wenn sich die Turkmenen auf einen Raubzug begeben, so tragen die Pferde außer ihrem Reiter auch noch den für 8—10 Tage nötigen Mundvorrat und legen täglich ihre 16—20 deutschen Meilen zurück. Die Art, wie die Pferde dazu vorbereitet werden, hat mehr Ähnlichkeit mit der Abrichtung unserer Gaukler und Schnellläufer als mit der Behandlung der Rassepferde. Planen die Turkmenen einen Zug in die Ferne, der größte Anstrengung und Eile erfordert, so jagen sie die Pferde zuerst täglich mehrere Meilen weit herum, füttern sie nur kärglich mit Gerste und bedecken sie des Nachts mit Decken und Kissen, damit sie schwitzen. Dieses Verfahren dauert so lange, bis alles Fett vertrieben und das Fleisch hart und sehnig geworden ist. Man erkennt dies beim Anfühlen der Muskeln, besonders an der Mähne, auf dem hintern Teile des Halses und an den Hüften: sind diese Stellen gehörig fest und hart, so heißt es, das Fleisch sei Marmor, und der Wert des Tieres ist erhöht. Ein solches Pferd läuft, ohne entkräftet zu werden oder zusammenzubrechen, mit außerordentlicher Schnelligkeit und Ausdauer fast so lange, als der Reiter will, während Pferde, die beim Abmarsch wohlbeleibt waren, die Anstrengung selten aushalten.

Die auf die beschriebene Art gehörig vorbereiteten Pferde gehen einen raschen Schritt, einen leichten Trab oder eine Art Paß, mit dem der Reiter ohne Beschwerde eine deutsche Meile in der Stunde zurücklegt; aber sie laufen auch, ohne Ermüdung zu zeigen, 8—10 Meilen weit im Galopp.

Ein Turkmene, mit dem ich über diesen Punkt sprach, erbot sich, zu jeder Zeit mit seinem Pferde längstens in sechs Tagen von Mäschhäd nach Tehran oder nach Bokhara zu reiten, obgleich diese Städte über 100 Meilen voneinander entfernt sind, und die Möglichkeit wurde von allen Persern und Turkmenen, die ich darüber befragte, vollkommen bestätigt. Übrigens beweisen auch die Raubzüge, die sich oft auf unglaubliche Entfernungen erstrecken, nur zu sehr die Wahrheit jener Angabe. Rücksichtlich der ungemeinen Ausdauer scheinen mir ihre Jabus oder Klepper ebenso vortrefflich, wo nicht noch besser, als ihre großen Pferde zu sein. Es sind kräftige, gedrängte, lebhafte Tiere, zwar ohne das Vollblut der größern Rasse, aber dafür auch billiger im Preise, weshalb sie hauptsächlich von den ärmern Turkmenen gebraucht werden.

Es ist bei den Turkmenen vielfach üblich, die Pferde zum Steigen und Hauen mit den Vorderfüßen abzurichten, so daß sie ihrem Reiter im Gefecht beistehen und nach seinem Willen auf den Feind losgehen oder auch Menschen und Tiere mit den Zähnen fassen. Diese Eigenschaft ist zwar im Gefecht und auf den Raubzügen für die Bewachung der Gefangenen und des geraubten Viehes nützlich, aber sie macht die Tiere auch bösartig und falsch gegen jeden Fremden.

Die turkmenische Rasse steht in ansehnlichen Preisen. Tiere von der besten Abstammung kosten immer 2500—3500 Mark, und ausgezeichnet schöne, von vorzüglicher Abstammung, sollen mit 6000—7000 Mark bezahlt werden. Ein nur einigermaßen gutes Pferd, das die gehörige Größe und Gestalt hat, wird man nie unter 800—1600 Mark erhalten. Gewöhnliche Pferde, die man als Lasttiere brauchen kann und die keiner von den Turkmenen geschätzten Rasse angehören, kann man allerdings wohlfeil haben; aber selbst gute Jabus, die in der Wüste gezogen werden, kosten 500—700 Mark. Nicht bloß der Hof des Schah, sondern auch die meisten Vornehmen in den westlichen und nördlichen Provinzen Persiens beziehen ihre Leibpferde aus Chorasan, vorzüglich von Mäschhäd, dem bedeutendsten Pferdemarkt in dieser Provinz. Außerdem werden viele nach Bokhara, Afghanistan und Ostindien ausgeführt; die besten bleiben jedoch in Persien.

Nächst den Pferden sind die Kamele die wichtigsten Haustiere der meisten Nomadenvölker, besonders der Turkmenen. Es werden vier Gattungen gezogen: das zweibuckelige (bughur), das einbuckelige (schutur) und zwei durch Kreuzung dieser beiden entstandene Bastardrassen. Das zweibuckelige Kamel ist klein und rasch, aber nicht kräftig genug zum Lasttier, weshalb es auch weniger geschätzt wird. Das einbuckelige Kamel trägt je nach seiner Größe und Kraft 450—700 Pfund und ist deshalb mehr gesucht. Die beste Bastardrasse hat den Namen När, d. i. Männchen. Eine zweite, die Loehks, ist weniger ausdauernd und wird auch nicht so alt

wie die Närs; man kauft ein Stück um 130 Mark. Die einbuckeligen Kamele führen den Namen Schuturi Ba'aud (türkisch Jel Döwesi, d. i. Windkamele). Die Windkamele werden hauptsächlich als Reittiere verwendet, da dieselben in ihrem Laufe selbst die Pferde überholen. Die Närs werden ihren beiden Stammeltern vorgezogen, weil sie sehr geduldig, gelehrig und stark sind. Sie werden sehr groß, sind aber im Verhältnis zu ihrem Umfange nicht hoch, haben kurze, starke Beine und am Halse, auf den Schultern, den Hüften und oben auf dem Kopfe viele zottige Haare und tragen 700—1100 Pfund. Da die Kamele im Frühjahre die Wolle verlieren, so bestreicht man ihnen den Leib mit Harz und Pech, um sie vor den Stichen der Insekten zu schützen. Die Milch der Kamelstuten wird getrunken. Während des Marsches leben die Kamele hauptsächlich von Disteln, Nesseln ꝛc. An den Disteln befindet sich nicht selten eine giftige Art von Schnecken, welche die Kameltreiber „Moehere" nennen; wird ein Tier auf der Weide von einer solchen in die Nase gestochen, so ist es verloren. Infolgedessen sagen auch die Kameltreiber, wenn sie über ein Tier ungeduldig werden: „Daß dich ein Moehere steche!" Die Kamele besitzen ein außerordentliches Gedächtnis und sind sehr rachsüchtig. Einem, der sie mißhandelt hat, vergessen sie das nicht so bald; oft nehmen sie selbst nach Verlauf von mehreren Monaten Rache an ihren Peinigern. Die Perser pflegen deshalb von einem rachsüchtigen Menschen zu sagen: „Er hat einen Kamelzorn."

Auch ungeheure Schafherden trifft man in vielen Provinzen. Die meisten Schafe sind Fettschwänze; doch ist ihre Wolle grob und wird nur zu einheimischen Geweben verwendet. Das Fettsteißschaf (Ovis steatopyga) hat einen kurzen, aus 3—4 Wirbeln bestehenden Schwanz, an dem oft Fettablagerungen von 30—40 Pfund sitzen. Bloß in der Provinz Kerman findet sich eine Rasse mit feiner Wolle.

Das Rindvieh besteht teils aus einer Rasse, die unserem europäischen nahe kommt, teils aus Büffeln und indischen Buckelochsen. Den Ochsen benutzt man bei landwirtschaftlichen Arbeiten, die Kuh bloß zur Milchgewinnung. Außer den Ziegen, die den unsrigen gleichen, giebt es in Kerman eine Rasse, deren Unterwolle zu Shawls und andern feinen Zeugen verarbeitet wird. Aus der Milch der Kühe, Schafe und Ziegen bereitet man Butter und Käse; ihr Fleisch wird gegessen. Von den Eseln wird eine größere Rasse zum Reiten, eine kleinere zum Tragen und Ziehen gebraucht. Es giebt auch Maulesel und Maultiere; die letztern wurden in größern Mengen während des afghanischen Krieges nach Indien verschickt.

Die Federviehzucht erstreckt sich hauptsächlich auf Tauben und Hühner, von welch letztern überall eine große Menge verzehrt wird. Für die Tauben werden eigens große Taubenhäuser (Fig. 25) errichtet, welche die Gestalt von Türmen haben. Man pflegt sie teils um des Düngers

teils um des Fleisches willen. Besonders in der Umgebung von Isfahan kann man eine Menge solcher Türme sehen. Man läßt geduldig die Tauben sich von den benachbarten Getreidefeldern nähren, um nur alle 10 oder 12 Tage ihren Dünger einzusammeln, welcher für besondere Obstgattungen außerordentlich gedeihlich sein soll. Die fettesten Tauben werden dann verkauft. Auch auf die Eier und die Jungen wird große Sorgfalt verwendet. Das Innere eines Taubenturmes enthält einige hundert Nester. — Die Bienenzucht ist unbedeutend.

Die Fischerei wird am lebhaftesten in den Gegenden am Persischen Busen betrieben, wo die Fische nicht nur im frischen Zustande ein Hauptnahrungsmittel bilden, sondern auch gesalzen und geräuchert werden.

Die Perlenfischerei, für welche der Hafen von Lingäh (Provinz Laristan) der Hauptstapelplatz ist, liefert jährlich für 7—8 Millionen Mark Perlen zur Ausfuhr; die meisten gehen nach Indien, die übrigen nach Persien und der asiatischen Türkei, von wo sie ihren Weg nach Konstantinopel, Ägypten und den großen europäischen Hauptstädten nehmen. Die Fischerei wird nur in den Sommermonaten betrieben; die Bank ist dann ihrer ganzen Länge nach mit Booten bedeckt. Dieselbe erstreckt sich vornehmlich von der Insel Bahrein[1] bis fast nach Ras el Kima. Die schönsten Perlen findet man bei den Maudesinseln, nächst Halula, und Dschesiret Beni A'az. Um die Perlenfischer vor den Seeräubereien der Dschoassamis zu beschützen, schickt der Scheich von Bahrein mehrere bewaffnete Fahrzeuge aus. Dafür empfängt er von jedem Boote eine Abgabe von 6—10 Perlen, je nach ihrer Größe und Güte. Die Taucher, Araber und Neger, werden von Jugend auf zu diesem Geschäfte erzogen. Sie arbeiten von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang, gehen in jede Tiefe von 10—30 m hinab, bleiben 2—5 Minuten daselbst und kommen mit 8—12 Austern in beiden Händen wieder herauf. An der Oberfläche des Wassers nehmen sie sich nur so viel Zeit, um gehörig Atem zu schöpfen, und tauchen dann gleich wieder unter; die Erfahrung lehrt nämlich, daß ein längeres Ausruhen die Kräfte des Tauchers eher schwächt als stärkt. Der ganze Ertrag der Fischerei wird nach dem Kapitale, welches in den Booten steckt, auf die billigste Weise

[1] Außer der Insel Bahrein gehören zu der Inselgruppe Bahrein (d. h. zwischen zwei Meeren, nämlich dem Persischen Busen und der großen Bai, welche die Mündung des Aftan bildet) die Inseln Arad und Gussor Sawi. Diese Gruppe steht jetzt unter der Oberhoheit der Engländer, welche sie den räuberischen Dschoassamis abgenommen haben. Im 16. Jahrhundert gehörten die Inseln den Portugiesen. Der Perlenfang wird hier am lebhaftesten betrieben, ungeachtet der ganze Persische Busen ungemein reich an Perlenmuscheln ist, so daß man jede Bank darin eine Perlenbank nennen kann. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß dieses häufige Vorkommen der Perlenmuscheln im Persischen Busen mit den Süßwasserquellen auf dem Meeresgrund in Verbindung stehe.

unter die Teilnehmer verteilt. Die Nahrung der Taucher während der Perlfischzeit besteht in Fischen, Datteln und etwas Brot, Reis und Öl. Sie verdienen, solange das Geschäft dauert, eine hinlängliche Summe, um, wie die Matrosen anderer Länder, wenn sie an der Küste sind, die übrigen Monate des Jahres in Müßiggang und Zerstreuungen hinbringen zu können. Bevor sie untertauchen, streichen sie die Ohrlöcher mit Öl ein und setzen ein Horn an die Nase, damit das Wasser nicht eindringe. Wenn sie eine Reihe von Jahren ihrem Berufe obgelegen haben, so brechen Geschwüre am ganzen Körper aus: sie werden triefäugig und blödsichtig, und zuletzt schwinden alle Kräfte dahin. Man findet wenig alte Leute unter ihnen.

Die größten und schönsten Perlen kommen aus dem tiefsten Wasser herauf, und man sagt, daß jede Perle gleich wenn sie aus der Muschel genommen wird, so hart ist wie späterhin. Im frischen Zustande sind die weißen Perlen

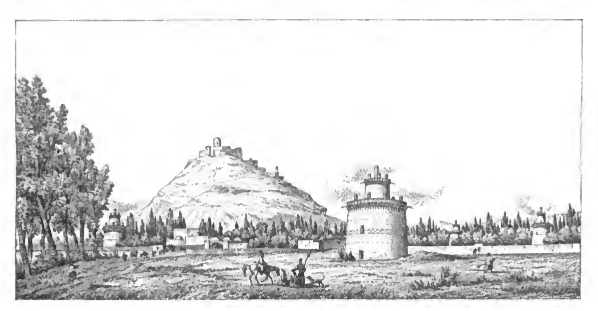


Fig. 25. Taubenhäuser. (Nach Monuments modernes de la Perse.)

von reinerer Weiße, als nachdem sie der Luft ausgesetzt waren. Man nimmt an, daß die Verminderung der Weiße mit dem Alter der Perle zunehme (doch nicht bis über das fünfzigste Jahr hinaus) und daß sie in diesem Verhältnis jährlich ein Prozent an Wert verliere. Die weißen Perlen werden in Europa höher geschätzt als die gelben, welche hauptsächlich nach Indien gehen und dort den weißen vorgezogen werden. Die letztern kommen vorzüglich auf die persischen und türkischen Märkte. Überhaupt zieht man alle Perlen von Bahrein denen von Ceylon vor. Man behauptet, daß die Perlen von Ceylon, weil sie beim Fange noch nicht ihre gehörige Festigkeit erlangt haben, sich abblättern und fortdauernd an Farbe verlieren, was bei denen von Bahrein nicht oder doch in geringerem Maße der Fall ist. Bevor die Perlen von der Insel weggeschickt werden, sortiert man sie sorgfältig nach Größe, Gestalt, Farbe 2c., bohrt sie, zieht sie auf Fäden, macht runde

Bündel von etwa drei Zoll Umfang daraus und bringt sie in dieser Form auf die Märkte. Man nennt die Bündel Rumman el Bahr, d. h. Granatäpfel des Meeres, weil sie mit diesen allgemein hochgeschätzten Früchten große Ähnlichkeit haben. Was den von der Gestalt und Größe der Perlen abhängigen Wert betrifft, so stehen die kugelrunden obenan; auf sie folgen die großen birnförmigen. Der Preis[1] wird nach dem Gewichte und durch Rechnung in der Art bestimmt, daß man den Wert des einzelnen Karats mit dem Quadrate der Anzahl aller Karate multipliziert. Wenn z. B. 1 Karat 20 Mark kostet, so kommt eine Perle von 10 Karat auf 100 mal 20 = 2000 Mark zu stehen. Doch befolgt man diese Regel nicht überall genau, und für besonders große Perlen werden Preise nach Belieben gemacht. Eine birnförmige Perle von 37 mm Länge, welche der Schah von Persien besitzt, wird auf über 1 Million Pfund Sterling geschätzt. Einen verhältnismäßig noch höhern Wert erhält eine große Perle, wenn sich dazu eine gleiche findet.

In den Provinzen Mazänderan, Irak, Kerman und Chorasan, vorzüglich aber in Gilan, ist die Seidenraupenzucht ein Nahrungszweig der Einwohner. Die aus Gilan kommende Seide, die beste, ist mehr gelb als weiß, äußerst fein, biegsam und dehnbarer als andere Sorten.

Obschon Iran einen großen Reichtum an Metallen besitzt, so ist doch der Bergbau selbst von keinem ansehnlichen Umfange und Ertrage. Viele Gruben aus älterer Zeit sind verfallen. Bis noch vor kurzem kam das meiste für die inländischen Fabriken benötigte Kupfer aus der asiatischen Türkei, das meiste Eisen aus Vorderindien. Auch die von dem persischen Finanzminister verwalteten Kohlenlager leiden noch unter dem Mangel eines sachgemäßen Betriebes und technisch eingeleiteten Tiefbaues. Bisher war dort allein die primitive Abbauweise üblich. In mehreren Stollen, die ich besuchte, standen die Hölzer der Schachtzimmerung schief und krumm; mehrfach bröckelte das schuttige Erdreich hernieder, und die Füße mußten bis an die Knöchel in Schmutz und Grubenwasser waten; aber die schöne Kohle glänzte von allen Seiten her dem Auge entgegen. Es sind oftmals kleinere Unglücksfälle dort vorgekommen; doch erst mit einer größern Katastrophe, die schließlich unausbleiblich ist, wird in der Ausbeutung der Gruben eine Stockung eintreten, da die Eingeborenen sich ohnehin sehr ungern als Kohlenarbeiter verdingen. Seit der im Jahre 1889 erfolgten Erwerbung der nicht fiskalischen Bergwerke durch die Imperial Bank of Persia geht man ernstlich daran, auch bei den Kohlengruben mit einem rationell geleiteten Anbau einzugreifen. Ein bedeutender Gewinn steht in sicherer Aussicht, namentlich wenn man bedenkt, wie manche holzarme Plätze — z. B. Tehran, Kum, Isfahan 2c. — im Lande sind.

[1] Perlen werden nach dem Karat verkauft, und zwar ist ein Miskal (= 4,6 g) = 23 Karat.

10. Gewerbe und Handel.

Unter den mechanischen Künsten, zu denen die Iraner viel Geschick haben, stehen das Färben, Weben und Gerben, die Fabrikation von Gold- und Silberwaren obenan, obschon man es in allen diesen Gewerben nirgends so weit gebracht hat als in Ostindien, China und Japan. Die Weberei von



Fig. 26. Teppich-Weberei. (Nach Le Tour du Monde.)

Seiden- und Baumwollenstoffen (Fig. 26) ist indes zu hoher Vollkommenheit gediehen, und wir werden den geehrten Leser bei der Beschreibung bemerkenswerter Orte Irans mit einer Anzahl von Städten bekannt machen, deren jede durch ein ausgezeichnetes Fabrikat bekannt ist.

Die Seidenzeuge sind dauerhaft, fest und schön gefärbt, aber meistens einfach. Ohne eigentliche chemische Kenntnisse wissen die Perser das mitunter schlammige Wasser ihrer Flüsse zum unmittelbaren Gebrauche dadurch abzuklären, daß sie es mit einem Stück Alaun in einem hohlen Rohre umrühren. Auf gleiche Weise ziehen sie aus allen drei Naturreichen die glänzendsten und prachtvollsten Farben, welche sie so geschickt bereiten und vermischen, daß jede Mittelfarbe hervorgebracht wird; diese Farben teilen sie dann in ungeschwächtem Glanze den seidenen und baumwollenen Zeugen mit. Die bekannten Nankings werden aus einer Baumwolle verfertigt, welche schon von Natur gelb ist, und brauchen daher nicht erst gefärbt zu werden. Die meisten Fabrikate dieser Art werden wegen ihrer Wohlfeilheit in Iran selbst verbraucht. Selbst von den Nomaden kommen Filze, Teppiche, Zelte und Abbas oder Regenmäntel in den Verkehr. Die Frauen sticken auch seidene Tücher für die Männer und wissen darin kurze Denksprüche aus den Gedichten des persischen Dichters Hafis anzubringen. In Räscht kann man auf offener Straße die berühmten Tapissteriearbeiter bewundern, deren Fabrikate von den Reichen Irans mit hohen Preisen bezahlt werden. Das iranische Leder übertrifft das türkische an Güte und Schönheit; besonders auf die Bereitung des Chagrins versteht man sich ausgezeichnet und macht daraus leichte Schuhe und Pantoffeln. Die Schuhmacher zeichnen sich sowohl durch ihre große Anzahl als durch die Geschicklichkeit aus, mit Nägeln allerlei Figuren auf den Übersohlen der Schuhe darzustellen. Selbst Kamel-, Pferde- und Eselshäute werden zu mancherlei Gebrauch bearbeitet. Die Waffenschmiede bereiten gute Säbelklingen, die man gegenwärtig zum Teil noch höher schätzen soll als die berühmten Damascener. Von sonstigen Metallwaren kommt das meiste aus Europa. Die Gold- und Silberarbeiter verstehen sich ziemlich gut auf das Fassen der Edelsteine. Auch die Papiermacher und Töpfer verdienen eine rühmliche Erwähnung. Die Kunst, Papier aus Pflanzenstoffen zu verfertigen, ist bei den Persern sehr alt. In ältern Zeiten glaubte man, das persische Papier wie das chinesische bestehe aus Seide. Wir wissen aber, daß die Fasern der Baumwolle die Hauptgrundstoffe desselben sind, außer welchen, nach Verhältnis der größern oder geringern Feinheit, noch Reisstroh und anderes Stroh, die Rinde von Maulbeerbäumen, Fasern von Hanf, Nesseln &c. sowie der Überzug der Seidencocons dazu verwendet werden. Das Papier aus Baumwolle ist sehr weiß und glatt und kommt dem feinsten europäischen gleich. Um das Durchschlagen der Tinte zu verhindern, überzieht man das Papier mit einer starken Alaunlösung.

Weniger weit hat man es in der Glasfabrikation und Tischlerei gebracht. Worin aber die Iraner alle Asiaten übertreffen, das ist die Bereitung von Wohlgerüchen in allen Mischungen. Besonders ist das persische

Rosenwasser (gulab) das beste und teuerste, das man kennt. Es wird durch Destillation gewonnen, indem man dem Gewichte nach auf eine bestimmte Menge Rosenblätter anderthalbmal soviel Wasser gießt. Man erhält davon etwa die Hälfte Rosenwasser, welches jedoch neuerdings mit einem frischen Zusatze von Wasser destilliert wird. Aus dem nunmehr erhaltenen Rosenwasser, welches in flachen Gefäßen der Luft ausgesetzt wird, scheidet sich oben in einzelnen Tropfen das Rosenöl oder die Rosenessenz (atr-i-gul) ab, welche wie der Rahm von der Milch sorgfältig abgeschöpft wird, aber auch wegen der geringen Menge sehr teuer ist. Ich besuchte eine Rosenölfabrik in Meimänd, südlich von Schiras, und fand, daß zu ungefähr einem Doppelkeran oder Lot Rosenöl 200 000 Stück Rosen nötig waren. Aber ein solches Lot kostet auch, selbst auf dem Bazar in Schiras, 165 Keran oder 132 Mark. Wegen der Einträglichkeit dieses Gewerbszweiges findet man große Felder mit Rosen bepflanzt.

Maschinen sind bei den Persern fast ganz unbekannt. Einfachheit ist der Hauptzug in allen ihren gewerblichen Verrichtungen. Der Werkzeuge eines Handwerkers sind so wenige und diese überdies so einfach gefertigt als nur möglich. Dabei ist aber jedes so eingerichtet, daß es zu mehreren Zwecken verwendbar ist. So kann der Blasebalg des Schmieds, der nichts weiter ist als eine hohle hölzerne Walze oder Trommel mit einem Kolben, der hinwiederum mit einer Klappe versehen, auch zum Sitze und zum Werkzeugkasten dienen. Der Tischler bedient sich seines Maßes als Spazierstock, und sein Werkzeugkasten vertritt die Stelle einer Hobelbank. Der Goldarbeiter geht zu den Leuten, die ihn brauchen, ins Haus und nimmt seine wenigen Werkzeuge mit, als da sind: ein Topf — an Ofenstelle —, ein Blasrohr, Hammer, Feile 2c. Der Weber schlägt seinen Stuhl unter dem nächsten besten Baume auf, indem er vier Pfähle in die Erde steckt, zwei Walzen darauf legt, auf welche die Kette gezogen wird u. s. w. Ein Kleinkrämer hat bloß einen Kasten und einen großen Sonnenschirm; beide zusammen sind sein kleiner Laden oder seine Bude. Eine rühmliche Ausnahme von diesen Urzuständen macht die Metzgerzunft zu Tehran: sie ist im Besitze eines Schlachthauses! Merkwürdigerweise werden jedoch darin nur Hämmel geschlachtet; das Rindvieh verarbeitet der Metzger bei sich zu Hause. Die Hämmel werden abgehäutet und vor den Schlachthausverwalter gebracht. Der drückt jedem Tiere sein Siegel auf, alles Unbrauchbare soll er unerbittlich zurückweisen. Das versiegelte Fleisch wird dann zu Pferde in die Stadt gebracht und dort verkauft.

* * *

So vorteilhaft auch die Lage Persiens im Mittelpunkte Vorderasiens und zwischen zwei Meeren für den Handel erscheint, so ist derselbe doch

nicht so blühend, als er es bei der Menge schätzbarer Natur- und Kunsterzeugnisse sein könnte. Die Hauptursachen davon sind die Vernachlässigung der Schiffahrt sowohl auf dem Persischen Busen und dem Kaspischen Meere, auf welch letzterem Persien seit etwa 40 Jahren keine Schiffe mehr halten darf, als auch die von seiten Rußlands seit einigen Jahren erfolgte Aufhebung jedes Transits von Waren nach diesem Lande. Hierzu kommt der Zustand der oft über alle Beschreibung elenden Wege und Straßen, für deren Verbesserung nicht genügend vorgesorgt wird. Die Karawanseraien, wo anderwärts der Reisende Bequemlichkeit und Schutz findet, bieten größtenteils ein Bild des Verfalles dar. Das berühmte Gebäude dieser Art bei Säbsevar in Chorasan, welches ehemals 1700 Zimmer hatte und mehrere tausend Menschen und Tiere beherbergen konnte, ist heutzutage eine vollkommene Ruine und Räuberhöhle. Ebenso schlecht sieht es mit den Brücken aus.

Die meisten Geschäfte werden mit Rußland, der Türkei, Bokhara, Afghanistan, Vorderindien und Arabien gemacht. Die Russen verkehren vorzüglich in dem Hafen von Änzeli am Kaspischen Meere. Gegenwärtig sind neue Handelswege vom Schwarzen Meere aus über das russische Georgien und Armenien gebahnt. Die Russen nahmen bisher hauptsächlich Seide und mehrere ostindische Waren, welche sie größtenteils bar bezahlten. Der Handel mit den Türken geht über zwei Hauptwege: über Erzerum und Bagdad. Die Ausfuhren bestehen in Tabak, Pfeifenrohren, Schreibrohrstengeln, Seide, Rindvieh und Pferden; eingeführt werden gefärbte Leinen- und Baumwollenzeuge aus Manchester und Glasgow, Kupferblech aus London, Zinn und Zink aus Indien und Java, wollene Stoffe und Tücher aus Österreich und Deutschland und verschiedene andere Artikel aus Indien, Rußland und Marseille in geringen Mengen.

Die an der Küste des Persischen Busens, namentlich in dem Hafen von Buschähr, einlaufenden britischen und arabischen Schiffe nehmen rohe Seide, Wein, Rosenwasser, Datteln, Pferde, Weizen und Gerste, Gummi, Asa foetida und Opium ein. Aus dem Bezirke von Isfahan allein kamen im Jahre 1889: 4500 Kutis oder Kisten Opium zur Ausfuhr, von welchen zwei Drittel nach China, ein Drittel nach London verschickt wurden. Was sie bringen, besteht in europäischen Tüchern, Cochenille, Indigo, Eisen, Blei, Zinn, Gewürzen, Thee, chinesischem Porzellan, bengalischen Musselinen, Campecheholz, Fernambuk, Merkur, Papier, weißer Baumwolle, gewürfelter und gedruckter Leinwand, gegerbtem Leder, Kaffee (von Mokka), Edelsteinen und Wohlgerüchen.

Aus Afghanistan und Beludschistan erhält Iran Salmiak, Indigo, Schaffelle, Stahl, Rhabarber und Kaschmirshawls. Die Ausfuhr dahin besteht in groben Tüchern, Seiden- und Baumwollenzeugen, Leinwand, Zucker, Seide, Kupfer und trockenem Obste. In diesen Handel mit Afghanistan

Zu S. 111.



Fig. 27. Räschter Kaufleute.

ist zum Teil auch der von Bokhara einbezogen. Die Bokharen und Afghanen kommen selbst auf die persischen Märkte nach Tehran und Isfahan, um hier ihre Bedürfnisse einzukaufen. Bei diesem Verkehr mit dem Auslande bleiben bei weitem nicht alle eingeführten Waren im Lande, sondern ein beträchtlicher Teil derselben geht bloß durch und wird andern Nachbarvölkern zugeführt. Als ein nicht uneinträglicher Erwerbszweig der Nomadenstämme, besonders der Turkmenen in Chorasan, muß auch der noch heutzutage betriebene Handel mit Sklaven betrachtet werden, Gefangenen, welche in die Gewalt der Räuberhorden geraten und zu arm sind, sich loszukaufen. Auch werden zu Zeiten Negersklaven über Abessinien mittelst arabischer Schiffe, sogen. Daus, nach den persischen Häfen gebracht.

Die wichtigsten Handelsplätze sind im Innern Täbriz, Kermanschah, Mäschhäd, Hamadan, Kaschan, Isfahan, Schiras und Nischapur; am Persischen Busen Buschähr und am Kaspischen Meere Räscht. Die vornehmsten Kaufleute sind überall Iraner (Tadschiks); armenische, hindusche und parsische werden nur in einigen Plätzen angetroffen.

Ein wirklicher Aufschwung Irans läßt sich erst für den Augenblick in Aussicht stellen, wann die im vorhergehenden Kapitel erwähnte Bank ihren Zweck erfüllt und die natürlichen Hilfsquellen des Landes entwickelt. Diese Hilfsquellen liegen in den landwirtschaftlichen Erzeugnissen, deren Absatz dem Volke die Möglichkeit verschaffen wird, sich das nötige Kapital zu erwerben, ohne welches eine wahre Industrie nicht bestehen kann. Und daß dann die persische Kaufmannschaft ihren Mann stellen wird, das beweisen die nichts weniger als unintelligenten Gesichter unseres Bildes (Fig. 27).

11. Münzen, Gewichte und Maße.

Die altnationale persische Münze ist der Tuman, der in Gold geprägt wurde. Daneben kursierten auch Silbermünzen, all das aber in echt orientalischem Schlendrian. Jede Stadt, fast jedes Dorf hatte einen eigenen Kurs. Auch unechtes Geld wurde, mit Abzug selbstverständlich, angenommen, und mehr als einmal half sich die Regierung des Landes, „in dem die Sonne ständig scheint", durch höchsteigene Falschmünzerei aus einer peinlichen Geldklemme. All dem wollte Schah Nasreddin im Jahre 1879 ein Ende machen. Die Frankenwährung wurde eingeführt. Der Goldtuman sollte 10 und der Halbtuman 5 Franken gelten. In Silber wurden der Keran (1 Fr.) und der Doppelkeran (2 Fr.) geprägt, dem Centime sollte der Schahi entsprechen. Aber diese Regelung blieb nur frommer Wunsch, thatsächlich wird das persische Geld schon von der Münze unterwertig ausgegeben.

* * *

Die Gewichtseinheit ist der Miskal = 4,6 g. 1 Miskal ist = 24 Nukhud; 1 Nukhud (d. i. Kichererbse = 0,19 g) = 4 Gändum; 1 Gändum (d. i. Weizen, oder Dschou d. i. Gerste) = 0,048 g.

Als Handelsgewicht dient das Batmän, oder wie man gewöhnlich abgekürzt sagt, das Män, dessen Größe je nach den Landesteilen wechselt und nach der Zahl der Miskals sowie nach Abbasi (1 Abbasi = 80 Miskals) bezeichnet wird.

Folgende Batmäns und Vielfache des Batmän sind besonders bemerkenswert:

1. Das kleine Män, im ganzen Lande als Män-i-Täbriz bezeichnet, obwohl eigentlich das Män von Tehran, = 8 Abbasi = 640 Miskal = 2,944 kg.
2. Das Män-i-Noh Abbasi = 9 Abbasi = 720 Miskal = 3,312 kg.
3. Das Män-i-Bandär Abbas = 840 Miskal = 3,864 kg.
4. Das eigentliche Män-i-Täbriz = 1000 Miskal = 4,6 kg.
5. Das Män-i-Märagäh = 1250 Miskal = 5,750 kg.
6. Das Män-i-Schah = 1280 Miskal = 16 Abbasi = 5,888 kg.
7. Das Män-i-Asterabad } = 1440 Miskal = 18 Abbasi = 6,624 kg.
8. Das Män-i-Schustär }
9. Das kleine Män-i-Rei = 2560 Miskal = 32 Abbasi = 11,776 kg.
10. Das große Män-i-Rei = 3000 Miskal = 13,8 kg.

Juwelen werden nach dem Karat verkauft, und zwar ist ein Miskal = 23 Karat.

* * *

Die Einheit des Längenmaßes ist das Zar, im Norden auch Arschin genannt.

Zur Angabe der Länge von Tuch- und Baumwollenwaren bedient man sich vielfach der Bezeichnung Tup (d. i. Stück) und rechnet den Tup = 6 Zär-i-Schahi (= 6,72 m). Eine Spanne (Wädschab) ist ungefähr = 22 cm.

Äcker und Ländereien werden nach dem Dschärib vermessen, der meistens = 1066 □-Zär, in Isfahan und Abadäh aber nur = 1000 □-Zär gerechnet wird.

1 Dschärib = 10 Käfiz (in Gilan und Mazänderan auch Häviz).
1 Häviz = 4 Tscheharjäk (Tschäräk oder Tschäl).
1 Tscheharjäk = 10 Nei oder Neizäh.
1 Nei = 2 Zär.

Das Wegmaß ist der Färsakh (Farsang, Fursung, die alte Parasange), welcher etwa 6,5 km beträgt; es ist jedoch zu bemerken, daß die Färsakhs in verschiedenen Provinzen Persiens mehr oder minder voneinander abweichen. Das kommt daher, daß die Parasange ursprünglich die Postwegstunde ist, welche sich nach der Beschaffenheit des Geländes richtet.

12. Bildungswesen.

Die Wissenschaften und deren Pfleger haben bei den Persern von jeher, vor und nach der Einführung des Islam, eine hohe Achtung genossen. Was dem ersten Minister nicht gestattet war: sich vertraulich der Person des Schah zu nähern und mit ihm an derselben Tafel zu speisen, das war dem Gelehrten, besonders dem Dichter, vergönnt, und noch heute verkünden prachtvolle Grabmale, die den großen Dichtern des Volkes auf Befehl der Monarchen errichtet wurden — obschon in Verfall geraten —, das Ansehen, in welchem die Verblichenen dereinst gestanden. Auf dem Gebiete der Geschichte, sowohl der allgemeinen als der persischen insbesondere, hat die ältere persische Litteratur eine Menge sehr gehaltvoller Werke aufzuweisen. Auch das im Jahre 1826 unter dem Titel Meassiri Sultanieh (Herrscherdenkmale) erschienene und in Tehran gedruckte historische Werk von Ibn Nedschehkuli Abderrisak Seid ist erwähnenswert. Man rühmt dessen einfachen Stil, welcher sich vorteilhaft von dem Bombast der andern persischen und namentlich der türkischen Geschichtschreiber unterscheidet. Dabei ist die innere historische Wahrheit nicht verletzt, und der Verfasser läßt sowohl der Tapferkeit und Geschicklichkeit der russischen Befehlshaber in den Kriegen mit Persien als auch den Verdiensten englischer und französischer Gesandten und Offiziere um die Verbesserungen im Festungsbau, in der Artillerie, den Fabriken ꝛc. gebührende Gerechtigkeit widerfahren. — Sonst liegen die Geisteswissenschaften, die einst hier in hoher Blüte standen, elend danieder. Koran und Jurisprudenz beherrschen den ganzen Unterricht.

Die vornehmsten öffentlichen Lehranstalten sind die Medreses (s. Titelbild), deren man in allen namhaften Städten mehrere antrifft. Sie rühren freilich größtenteils aus älterer Zeit her, wo sie von Monarchen oder reichen Privatleuten gestiftet und mit den nötigen Fonds zu ihrer Unterhaltung versehen worden sind. Knaben und Jünglinge empfangen darin von den Mollahs (welchen Titel in Persien alle Gelehrten ohne Unterschied führen) unentgeltlichen Unterricht (Fig. 28), und zwar, je nach Verhältnis ihrer künftigen Bestimmung, im Lesen und Schreiben nicht nur der persischen, sondern auch der türkischen und arabischen Sprache, in der Grammatik, Redekunst, Dichtkunst, Philosophie (welche nach Aristoteles vorgetragen wird) und Mathematik (die man nach Euklid lehrt). In der Astronomie gilt allein das ptolemäische System. Zur Philosophie zählt auch das Studium der Arzneikunde, der Rechtswissenschaft, Theologie und Moral. Die letztgenannte besteht größtenteils aus Sentenzen und Parabeln in Versen. Einen großen Teil der Lehrstunden nimmt die Rhetorik weg; der Hauptvorzug eines Gelehrten wird in die Kunst gesetzt, sich nicht bloß richtig, sondern auch zierlich auszudrücken, wozu man vor allen Dingen einen nichts weniger als sparsamen Gebrauch

von Figuren, namentlich Tropen, Hyperbeln und Wortspielen, rechnet. Reiche Leute halten ihren Söhnen besondere Mollahs als Hauslehrer. Universitäten wie unsere europäischen kennt man nicht. Wer sich dem Gelehrtenstande widmen oder sich für Staatsämter — die nur aus der Klasse der Mollahs besetzt werden — vorbereiten will, bildet sich gewöhnlich unter der Leitung eines berühmten Mollah oder auf dem Wege des Selbststudiums weiter aus.

Die Lebensweise und die Aussichten der Mollahs sind von denen der europäischen Gelehrten sehr verschieden; insbesondere giebt es für sie, wenn sie sich nicht gerade dem Staatsdienste widmen wollen, keine bestimmte Berufsstellung; ein jeder Mann der Wissenschaft ist hinsichtlich seines Fortkommens und selbst seines Unterhaltes auf seinen eigenen Erwerb angewiesen. Die ältern Mollahs empfangen von den Medreses, zu denen sie gehören, nur einen unbestimmten, viele gar keinen Gehalt. Wer von ihnen es möglich machen kann, erhält sich aus eigenen Kräften und beschäftigt sich mit Erteilung des Unterrichts, um den Vorschriften der Religion Genüge zu leisten; öfter wohl, um durch Eifer und Kenntnisse sich einen Namen zu erwerben, der ihm mit der Zeit Einfluß auf die Masse der Schüler und Anhänger und damit auch Achtung und Reichtümer verschafft: zwei Ziele, nach welchen sie alle streben. Die ärmern Mollahs, die sich nicht selbst erhalten können, bekommen zuweilen eine kleine Unterstützung aus den außerordentlichen Einkünften der Medrese, wenn der Vorsteher sich entschließen kann, etwas davon zu solchen Zwecken zu verwenden. Bare Zahlung für Unterricht wird ebenso selten erwartet als geleistet; aber wenn ein Mollah die Kinder einer reichen oder vornehmen Familie erzogen hat, erhält er seine Belohnung.

Die Art, wie der Unterricht betrieben wird, muß bei den meisten als geradezu erbärmlich bezeichnet werden. Die Astronomie wird eigentlich nur um der Astrologie (nädschum) willen gepflegt, an welcher die Perser aller Stände mit dem hartnäckigsten Aberglauben hängen. Kein Perser unternimmt ein Geschäft von irgend einer Bedeutung, ohne sich vom Astrologen (munädschim) die glückliche Stunde oder die günstige Konstellation angeben zu lassen. Sir Malcolm erzählt im zweiten Teile seiner Geschichte von Persien einige lächerliche Beispiele von astrologischem Aberglauben. Als der Gesandte Abdul Rubbi Khan im Begriffe war, sich nach Indien einzuschiffen, verließ er die Stadt nicht durch das gewöhnliche Thor, weil ihm, wie die Astrologen sagten, dann eine ungünstige Konstellation am Himmel gegenübergestanden haben würde. Er ließ vielmehr auf einer andern Seite die Mauer einreißen und ging nun durch die Öffnung hinaus. Die Cholera, welche im Jahre 1821 das südliche Iran heimsuchte, wurde dem Einflusse des Canopus (eines Sternes erster Größe im Sternbilde des Schiffes) zugeschrieben, welcher damals kurz vor Sonnenaufgang über dem Horizont



Fig. 28. Lehrender Derwisch und Student in der Medrese.

sichtbar war. Überhaupt soll dieser Stern ganz außerordentliche Kräfte besitzen, welche nach den Umständen heilsam oder verderblich wirken. Man

behauptet z. B., wenn dieser Stern in einen Brunnen scheine, in welchen zum Gerben bestimmte Felle gelegt werden, sei der ganze Gerbeprozeß nicht nur augenblicklich vollendet, sondern es würden auch die Felle selbst in Bulkal (ein dem Juften ähnliches Leder) verwandelt werden. Vor dem astrologischen Mißbrauche mußte die wissenschaftliche Sternkunde bald erblassen. Der altpersische Kalender steht gar nicht mehr in Übung oder wird nur zu abergläubischen Zwecken mißbraucht. Von Jezdegerd an datieren nur noch die wenigsten der persischen Getreuen. Der mohammedanische Kalender — einer der schlechtesten aller Zeiten — hat mit allem Frühern aufgeräumt: statt mit dem ehrwürdigen Favardigan[1] beginnt jetzt auch der Perser sein Jahr mit dem Muharram. Ein Überrest alter Zeit hat sich nur darin erhalten, daß man nebenher nach dem zwölfjährigen Cyklus des mongolischen Tierkreises rechnet, der von der Maus bis zum Eber jedes Jahr ein anderes Tier zum Symbol hat. Wie es nach unserem Kalender heißt: „Im Jahre des Heils", so enden die königlichen Schriftstücke mit der Formel: „Gegeben in diesem gesegneten Maus-, Ochsen-, Leoparden-, Hasen-, Krokodil-, Schlangen-, Pferde-, Affen-, Huhn-, Hunde- oder Eber-Jahre."

Alle Mohammedaner, besonders die heutigen Perser, haben, wenn auch mit einigen Abweichungen, gewisse Tage, denen sie einen glücklichen oder unglücklichen Einfluß auf alle Unternehmungen zuschreiben. Für unglückliche Tage gelten: der Sonntag als der Todestag Mohammeds, der Montag und der Donnerstag, weil an ihnen eine Menge Heiliger den Tod erlitten; ganz besonders unglücklich aber sind der Samstag und der letzte Mittwoch des Monats Sefer. Jedoch gelten unter diesen Tagen hinwiederum einige für gewisse Verrichtungen glückbringend: so der Sonntag zur Vollziehung der Ehe, der Donnerstag zum Aderlaß. Fällt einer dieser unglücklichen Tage in die Zeit der Bairamfeste (d. h. nach dem Schluß des Fastenmonats), so wird er zu einem glücklichen. Der erste Tag eines Monats, möge er heißen wie er wolle, und der Freitag werden als glückbringend betrachtet; der letztere als der Sabbath der Mohammedaner, weshalb er auch den Beinamen el Fadileh (der Vortreffliche) erhalten hat. Außerordentlich viel hält man auf die Planetenstunden; es werden nämlich den Stunden der Nacht die zwölf himmlischen Zeichen zugeeignet, wie z. B. der ersten Stunde des Sonntags der Widder, der zweiten der Stier u. s. f.

* * *

Gewinn aus ihren Kenntnissen ziehen vorzüglich die, welche Theologie, Astronomie (oder vielmehr Astrologie) und Medizin mit Erfolg treiben.

[1] Den Favardigan wollte der Göttinger Orientalist de Lagarde in dem bis dahin unerklärten Feste Purim des Estherbuches wiederfinden. Richtiger hat dieses aber wohl Prof. Zimmern mit dem mandäischen Worte pûrâ, Gelage, zusammengebracht.

Die Ärzte werden verhältnismäßig schlecht bezahlt. Theologie und Astrologie, welche oft in einer Person vereinigt sind, lohnen am besten, und wenn ein Mann einmal im Rufe der Heiligkeit und Rechtgläubigkeit steht, so erhält er bald Anhänger; festen Gehalt bezieht er jedoch nicht, sondern er lebt von den freiwilligen Gaben, die ihm gespendet werden und die oft sehr reichlich ausfallen. Die Mollahs, denen es gelungen ist, ein eigenes Geschäft zu gründen, bewohnen natürlich ihre eigenen Häuser. Die zu den Medreses gehörigen bringen den größten Teil ihrer Zeit in den für sie bestimmten Zimmern zu und beschäftigen sich dort mit eigenen Studien oder mit Unterricht. Den Studierenden, besonders jenen, die schon weiter vorgerückt und aus der Ferne gekommen sind, wird in ihrer Medrese von dem Direktor ebenfalls ein Zimmer angewiesen.

* * *

Die persische Arzneikunde kennzeichnet sich als die gröbste Quacksalberei; selten trifft man bei einem Arzte mehr als eine verschwindende Kenntnis von den Eigenschaften und Wirkungen einiger wenigen Arzneimittel; desto größer aber ist die Dreistigkeit seines Auftretens.

Ein paar glückliche Kuren, die wohl gewöhnlich das Werk der kräftigen Natur sind, genügen, wie auch anderswo, um seinen Ruf zu begründen. Die persischen Ärzte (Hakims [1]) — stellen die Krankheiten sowohl als ihre Heilmittel unter vier Hauptklassen: heiß oder kalt, feucht oder trocken; jedermann eignet die eine oder die andere dieser Eigenschaften, und der oberste Grundsatz ist der, daß jede Krankheit mit einem Heilmittel von entgegengesetzter Eigenschaft behandelt werden müsse. Entstand ein Übel infolge von Feuchtigkeit, so müssen trocknende Mittel angewendet werden; hitzige Krankheiten werden nur durch kühlende Medizin geheilt. Diese Klassifikation der Krankheiten ist ja durchaus willkürlich, hat aber fast allgemein so tiefe Wurzeln gefaßt, daß man trotz des größern Vertrauens, das man in neuester Zeit in die europäischen Ärzte setzt, sich dennoch sträubt, ihren Verschreibungen zu folgen, wenn dieselben jener Lieblingsansicht widersprechen. Auf den Puls hält man sehr viel, und der Glaube, daß man aus demselben jedes geheime Leiden zu ergründen vermöge, ist allgemein verbreitet.

Auch eingeborene Augenoperateure giebt es in Iran. Sie sitzen meistens in kleinen Gewölben und operieren mit plumpen Instrumenten. Es ist daher leicht erklärlich, daß sie trotz aller unbestreitbaren Kenntnisse doch weit mehr Patienten völlig blind als sehend machen. Den grauen Star können sie nur niederdrücken, zu welchem Behufe sie zwei Instrumente, eine Lanzettenspitze und einen Pfriemen, anwenden.

[1] Der Name Hakim bedeutet einen Weisen und wird allen Ärzten zuerkannt.

Ein beliebtes Betäubungsmittel ist das Opium, dessen Wirkungen ich als bekannt voraussetzen darf. Die Eingeborenen kennen die Art und Weise genau, sich mit dem Mohnsafte dergestalt zu vergiften, daß jede ärztliche Hilfe vergeblich ist. Bei Lähmungen, Kontrakturen, kalten und heißen Geschwülsten, Wunden, Jucken, Erkältungen, Cholera morbus 2c. wird von den persischen Ärzten mit Vorliebe das Wachsöl sowohl innerlich als örtlich angewendet. Die Einreibungen werden gewöhnlich in der Sonnenhitze gemacht. Bei Cholera wird warme Brühe nachgetrunken, dann werden heiße Ziegel, in Tücher gewickelt, an die Fußsohlen appliziert und der Kranke mit Betten bis über den Kopf zugedeckt, um Schweiß hervorzubringen. Zu letzterem Zwecke braucht man auch das folgende ebenso einfache als billige Mittel: man siebt eine beliebige Menge Weizenkleie siebenmal aus und wäscht sie ebensoviele Male; zum achtenmal wird die Weizenkleie stark gerieben, ausgewaschen und durchgeseiht, dieses letzte Wasser bis zur Hälfte eingekocht, mit etwas Knoblauch und Mandelöl versetzt und so lauwarm getrunken. Der Knoblauch soll zur Vertreibung der bösen Geister dienen!

Solcher Heilmittel für die verschiedenartigsten Fälle könnte ich noch eine Menge beibringen, die fast alle das Eigentümliche an sich haben, daß sie sehr absonderlich sind; einzelne mögen ja ihrem Zwecke entsprechen, andere aber sind wieder derartige, daß man kaum begreift, wie solche Albernheiten in das Gehirn eines vernünftigen Menschen kommen konnten.

Glücklicher als die Gebildeten sind hier die Steppenperser daran. Sie werden selten von eigentlichen Ärzten behandelt; aber da ihre Lebensmittel so einfach und sie selbst in beständiger körperlicher Bewegung sind, so leiden sie nur selten an Krankheiten, und für diese hat jeder alte Mann und jede alte Frau der Nomadenstämme ein Arzneimittel.

Noch geringer als die wissenschaftlichen Fortschritte sind diejenigen, welche die Iraner in den Künsten gemacht haben. Am meisten ist noch die Musik ausgebildet, und zwar in einer auch für ein europäisches Ohr vergnüglichen Weise. Sie wird mit vieler Regelmäßigkeit erlernt und förmlich als Wissenschaft behandelt, obschon der Tonkünstler selbst geringgeschätzt wird. — Auch die Baukunst wird mit vielem Geschick betrieben; freilich beleidigt der persische Baustil selbst, und namentlich die Verzierungen, gar oft den Geschmack des gebildeten Europäers. — In der Malerei haben die Iraner innerhalb der letzten drei Jahrhunderte geringe Fortschritte gemacht; denn die meisten Schildereien in den Palästen zu Isfahan, die unter der Regierung des Schah Abbas gebaut sind, scheinen ebenso gut ausgeführt zu sein als die der ausgezeichnetsten neuern Künstler. Ihre Farben sind prächtig, und im Porträt treffen sie gewöhnlich gut. Einige ihrer kleinern Zeichnungen, die glasiert und auf Holz gemalt sind, deuten auf gleichen Kunstfleiß und Geschmack; aber es fehlt an den Regeln der Perspektive und des rechten Verhältnisses.



Fig. 29. Schah Nasreddin.

13. Schah Nasreddin und seine Umgebung.

Der Thron von Iran ist in männlicher Linie erblich, und zwar in der Weise, daß der Schah noch bei seinen Lebzeiten den Nachfolger bestimmt. Der gegenwärtige Schah Nasreddin (Fig. 29) ist 63 Jahre alt und blickt auf eine sechsundvierzigjährige Regierungszeit zurück; er zeichnet sich durch eine für einen Asiaten ungewöhnliche Bildung aus. Es ist nahezu unmöglich, all die Neuerungen und Reorganisationen aufzuzählen, die durch ihn geschaffen sind. Wer Persien vor 25 Jahren gekannt hat und es jetzt besucht, der wird über die bedeutenden Veränderungen, die inzwischen vor sich gegangen sind, nicht wenig staunen. In den letzten Jahren sind in Persien Eisenbahnen gebaut (die erste von Tehran bis zu dem Wallfahrtsorte Abdul-azim, dann zwischen der Ortschaft Amul und dem Hafen Hassan-abad am Kaspischen Meere), die alten Wege sind ausgebessert und eine Menge neuer Straßen angelegt worden. In Tehran und in andern Städten des Reiches sind eine Menge der verschiedensten Fabriken entstanden. Der Münzhof ist vollständig umgebaut, Buch- und Steindruckereien u. s. w. sind errichtet worden. Der Schah ist ein bemerkenswerter Kalligraph, er malt, zeichnet, ist ein großer Freund der Musik und hält sich einen französischen und einen österreichischen Kapellmeister. Kurze Zeit nach seinem Regierungsantritte gründete er ein besonderes Ministerium der schönen Künste; viele seiner Unterthanen, die ein Talent für Malerei besaßen, wurden ins Ausland geschickt, um sich daselbst zu vervollkommnen. Ein Privatsekretär übersetzt für ihn die französischen Zeitungen; er ist in der europäischen Politik wohl bewandert. In Tehran erscheinen gegenwärtig fünf Zeitungen: Iran (officiell), Tehran, Itila, Terhenk, Scheref, darunter zwei illustrierte; die Redaktion führt Mehmed Hassan Khan, der Itimad-es-Sultaneh, der mit den Vorrechten eines Ministers ausgestattete Chef der Presse; derselbe genoß seine Erziehung in Paris und schrieb eine Geschichte der Kadscharendynastie. Der Schah hat nicht weniger als vier Tagebücher veröffentlicht: Tagebuch der Reise nach Kärbela und Nedschef im Jahre 1870; Tagebuch einer Europareise im Jahre 1873; Reise in das kaspische Gebiet Mazänderan 1875 und Tagebuch einer Europareise im Jahre 1878. Das Wappen von Persien (Fig. 30): Löwe auf grünem Rasen und strahlende Sonne auf blauem Untergrund, wird von dem Schah nicht benutzt. Dessen Befehle und Schreiben enthalten statt der Unterschrift ein Siegel mit seinem Namenszuge. Die Übersetzung der Siegelinschrift ist folgende: „Als Nasreddin das Siegel in die Hand nahm (d. i. die Zügel



Fig. 30.
Wappen von Persien.

der Regierung ergriff), erschallte der Ruf der Gerechtigkeit vom Monde bis zum Fische" (durch die ganze Welt, die nach persischer Sage nach dem Fische sucht). Die persische Nationalhymne ist eine Schöpfung des persischen Armee-Musikkapellmeisters und Generals Gebauer. Die Melodie erinnert an unsere Zigeunerweisen. Die bemerkenswertesten Auszeichnungen sind: der Akdas-orden, aus Sternen und Schleifen bestehend, der nur Mitgliedern königlicher Familien zu teil wird; der Kuds, welcher dem Träger den Titel „Großer Emir" verleiht; der Timsulorden; das Porträt des Schah, mit Diamanten, in drei Klassen; die Schnupftabaksdosen in drei Klassen; die Diamanten-ringe in drei Klassen; die juwelenbesetzten Schwerter in drei Klassen; die Dolche; die Ehrenbänder in vier Klassen; der Juwelenstab; der Löwen- und Sonnenorden in fünf Klassen; ein 1873 gestifteter Frauenorden und schließlich die goldene Medaille. Die landesübliche Weise, jemanden zu ehren, ist jedoch, ähnlich wie an andern morgenländischen Höfen, daß der Schah ihm ein Ehrenkleid schickt.

Obwohl Nasreddin seine Regierung durch einige barbarische Handlungen befleckt hat, ist er nicht grausam. Bei seinen Unterthanen ist er beliebt; kein früherer Herrscher seiner Dynastie hätte sein Reich ungestraft so oft und so lange verlassen können. Seine am wenigsten anziehende Eigenschaft ist der Geiz, der ihn veranlaßt, große Geldsummen und Schätze anzusammeln. In dieser Beziehung ähnelt Nasreddin auffallend dem Schah Fatch Ali. Dieser war besonders in der Wahl der Mittel, sich Geld zu verschaffen, nicht wählerisch. Von den vielen, zum Teil höchst lächerlichen Beweisen dieser Leidenschaft mag hier nur einer angeführt werden. Als der Ur-großvater Nasreddins eines Tages mit dem Minister Mirza Scheffea spa-zieren ging, fand er auf der Erde eine Rupie, ungefähr 10 Pfennig. Er hob sie auf und sagte: „Was meint Ihr, Mirza? Ihr seid ein gelehrter Mann; glaubt Ihr, daß es auf irgend eine Art möglich sei, aus dieser Rupie 1000 Tumans zu machen?" Der Mirza antwortete: das übersteige seine geringen Einsichten, aber der Schah, ach! der Schah, der sei allmächtig und könne ohne Zweifel auch das bewirken, wenn er wolle. Der Schah rief einen Bedienten herbei und fragte, was es jetzt für Früchte gebe. Als er erfuhr, daß eben jetzt die Äpfel reif wären, so ließ er auf der Stelle soviel davon kaufen, als für die Rupie zu erhalten waren, nämlich 50 bis 60 Stück. Von diesen schickte er mehreren der vornehmsten Personen, auch dem Minister selbst, 3—4 Stück. Jeder Beschenkte mußte aber, der bestehenden Sitte gemäß, dem Schah ein weit ansehnlicheres Gegengeschenk machen und überdies den Boten anständig belohnen. Auf diese Art erhielt der Schah für seine Äpfel 1500 Tumans, die Boten aber 300 Tumans; indes nahm Se. Majestät auch die an sich und verteilte nur 10 Tumans unter die Dienerschaft.

Zu S. 121.



Fig. 31. Eingang zum Schahpalaste (Diamantenthor).

Von dem Schah und seiner Familie abgesehen, giebt es im ganzen Reiche keine Standesunterschiede. Alle Landesbewohner sind vor dem Gesetze oder vielmehr vor dem Schah völlig gleich. Zwar führen einige Familien den erblichen Titel Mirza, aber es sind weiter keine Vorrechte damit verbunden. Auch muß bei diesen Personen, um sie von den Prinzen zu unterscheiden, das Wort Mirza vor den Namen gesetzt werden. So heißt z. B. der persische Telegraphen-, Minen- und Unterrichtsminister, welcher 1889 die Europareise des Schah mitgemacht hat und 1884 in besonderer Mission nach Berlin geschickt wurde, Mirza Ali Khan. Der Titel Khan, welchen einige Staatsbeamte oder Generäle ihrem Namen anhängen, ist nicht erblich, sondern bloß vom Schah erteilt und rein persönlich. Der Sohn eines Khan darf sich Aga nennen. Nur unter den Nomaden giebt es adelige Familien, von welchen eine das Vorrecht hat, daß der Scheich aus ihr gewählt werden muß. Das ist namentlich bei den Turkmenen, Kurden und Arabern der Fall. Die Nomaden bezahlen — mit Ausnahme der drei Kurdenstämme Mekri, Bilba und Dschiaf, welche ganz unabhängig sind — dem Schah einen jährlichen Tribut und sind — mit Ausnahme der genannten drei Kurdenstämme, der Araber und des lurischen Stammes Feili — verpflichtet, auf sein Verlangen eine gewisse Zahl Krieger zu stellen, die er aber besoldet.

Zum Glanze des Hofes gehören zahlreiche hohe und niedere Beamte, Diener und der ganze Harem nebst dessen zahllosen Aufseherinnen und Eunuchen. Gemäß seines Amtes führt jeder dieser Angestellten einen besondern Titel, und zwar in nachstehender Reihenfolge:

Meheter oder Kammerherr; derselbe ist stets um die Person des Schah und genießt dessen volles Vertrauen.

Kulargazi, Kommandant der Kulams oder königlichen Haustruppen.

Eischikkagazi-baschi, Großmarschall, das Haupt über 40 Eischikkagazis. Die letztern wohnen an unterschiedlichen Orten des Landes, müssen aber stets, vier oder fünf an der Zahl, abwechslungsweise ein halbes Jahr bei Hofe weilen. Man sieht sie gewöhnlich an den Thüren des Palastes (Fig. 31) stehen, durch welche man sich zum Schah begiebt. Wenn fremde Gesandte vor dem Schah erscheinen sollen, so führt sie der Eischikkagazi-baschi, mit einem Dekemek oder Stabe versehen.

Ezaul Soehebet oder Gastmarschall, welcher den zur königlichen Tafel eingeladenen Gästen die bereits bestimmten Plätze anweist.

Nazer oder Hofmeister, auch Kerekjerak genannt, der Verwalter alles für die königliche Hofhaltung Eingekauften.

Tuschmal oder Küchenmeister.

Mohur-dar (Muhr-dar), der Großsiegelbewahrer.

Dävatar ist der Sekretär, welcher ein Tintenfaß bei sich trägt und das Siegel am Ringe des Schah mit Tinte bestreichen muß.

Mirachur-baschi oder Oberststallmeister.

Mirischikar oder Oberstfalkenmeister.

Sägban-baschi oder Jägermeister mit den Hunden.

Ezaul-kor oder Reisemarschall, welcher vor dem Schah herreitet; er selbst steht wieder unter dem Befehle des Großmarschalls und hat eine weitere Anzahl von Ezauls zur Verfügung, die um ihre Mützen rote Shawls gewickelt haben und alle mit großen Rohrstöcken versehen sind. Sie gehen gewöhnlich paarweise voraus und räumen im Namen des Schah alles, was dem Zuge hinderlich sein könnte, aus dem Wege.

Suffredji, des Königs Vorschneider.

Ab-dar, des Königs Mundschenk. Er muß das Wasser zu jeder Zeit in einem versiegelten Kruge verwahren, damit nicht etwa Gift darunter gemischt werde.

Khazine-dar, der Schatzmeister.

Amba-dar, der Kornverwalter.

Ezaul-nezar, der dem Schah, sobald derselbe in den Saal tritt, die Schuhe verwahrt.

Mehiman-dar, der Beamte, dem die persische Regierung auferlegt, irgend eine vornehme Person oder Gesandtschaft zu empfangen und sowohl für deren Unterhalt als für ihre sonstigen Bedürfnisse zu sorgen.

Speher-dar, der Reichsschildträger.

Tapur-dar, der Scepterträger.

Hakim-baschi, der Leibarzt.

Munädschim-baschi, der Hofastrolog.

Schäms-esch-schahera (die Sonne der Sänger), der Hofpoet.

Meschel-dar-baschi oder Oberlampenträger, welcher zugleich für die Beleuchtung des Palastes sorgt und bei den Reisen im Innern des Landes dem Schah eine goldene Lampe voranträgt.

Folgende Beamte bekleiden geringere Würden:

Izaulis; es sind dies Leute, die sich im Hofraume des Palastes aufhalten und Botendienste verrichten.

Kischikdschi-baschi oder Wachtmeister.

Dschabe-dar oder Zeugmeister.

Dschardi, Befehlshaber; er ruft die Befehle des Schah aus, weshalb er auch vor dem Reisemarschall herreitet.

Dschelaudar-baschi, das Haupt derjenigen, die dem Schah die Pferde vorführen und zum Aufsitzen halten müssen.

Mustafi, der Hofschreiber, mit etlichen andern Schreibern unter sich.

Serai-dar, der Baumeister, welcher die Hofbauten ausführt und in stets gutem Zustande erhalten muß.

Klitar, der Schlüsselmeister oder Schließer.

Muschrift oder Küchenschreiber.
Kahvetschi-baschi oder Oberkaffeemeister.
Kännadi, der Zuckerbäcker.
Scherbet-dar, der Aufseher über Gewürze und Konfekt.



Fig. 32. Reiterstandbild des Schah zu Tehran.

Omadsche-dar, welcher die Pagen des Schah und andere Hofleute im Schießen unterrichtet.

Bil-dars, Leute, welche auf einer Reise des Schah im Innern des Landes ungebahnte Wege ebnen, die Zelte aufschlagen, nach Wasser graben u. s. w.

Schatirs oder Lakaien.

Farzins, Läufer.

Färraschha-i-Ghazzebs oder Henker, ebenso wie die Leibwache stets in der nächsten Umgebung des Schah.

Das Ministerium besteht aus dem Sader A'azam oder Großvezier, dem Itimad-ud-dauleh (Stütze des Reiches) oder Minister des Äußern, dem Emir-ud-dauleh (Aufseher des Reiches) oder Finanzminister, dem Nizam-ud-dauleh (Ordner des Reiches) oder Minister des Innern, dem Emin-ud-dauleh (Ratgeber des Reiches) oder Telegraphen-, Minen- und Unterrichtsminister und den beiden Ministern des Krieges und der Presse. Außer von den ersten Ministern wird der Schah in jeder Regierungsabteilung von Staatssekretären unterstützt; sie stehen verschiedenen Ämtern oder Rechnungskammern (Defter Khanäh oder Urkundenkammern) vor, die Rechnungen in allen Religions-, Civil-, Finanz- und Militärzweigen der Regierung werden mit großer Ordnung und Genauigkeit geführt. Selten genießt ein Beamter in diesen Abteilungen irgend einen ausgedehnten Einfluß; jedoch werden aus ihnen öfter die Minister ausgewählt.

Da die Temperaturverhältnisse in verschiedenen Provinzen Persiens so mannigfacher Natur sind, so erscheint es auch erklärlich, daß die Herrscher der frühern Zeitepochen ihren Aufenthalt während des Jahres unausgesetzt wechselten. Während des Sommers hielten sie ihre Hofhaltung zu Ekbatana, bei dem heutigen Täbriz, welches wegen der Nähe der südwestlichen Gebirge eine gemäßigte Temperatur besitzt. Während der Wintermonate wurde Susa, in dem heutigen Susistan, zur Residenz gewählt, denn diese Stadt ist dem Nordgebirge am nächsten. Im Herbst und zur Frühlingszeit begab man sich nach Persepolis und Babylon. Auch die Könige der neuern Zeitabschnitte wechselten ihren Aufenthalt. Schah Abbas z. B. verweilte während des Winters am liebsten zu Furrahabad in Mazänderan, während Schah Sofi das ganze Jahr hindurch ein Nomadenleben geführt und abwechselnd die Städte Täbriz, Ardebil, Kazvin (das alte Arsatia) besucht hatte. Auch der jetzt regierende Schah zieht beim Erwachen der Natur von einem Sommerschloß zum andern, überall einige Wochen Hof haltend. Im Hochsommer geht er ins Hochgebirge des Älburz oder nach La'ar. Seine Lieblingssommersitze sind: der Kullei Ferengi zu Sultanieh, der Takt-i-Kadschar, der Tschin Ali, der Negauristan. Alle diese Paläste sind von herrlichen Gärten umgeben.

Seit sechs Jahren ist zu Tehran in einem königlichen Garten vor dem Kazviner Stadtthore das Denkmal Nasreddins (Fig. 32) in Lebensgröße zu Pferde zu sehen. Es wurde in dem Artillerie-Arsenal zu Tehran gegossen und dann vergoldet. Anfangs war beabsichtigt, das Denkmal auf einem der öffentlichen Plätze zu errichten; da jedoch die Mollahs, die

sich im allgemeinen eines bedeutenden Einflusses im Lande erfreuen, dem Plane gegenüber sich mißbilligend verhielten, beschloß man, das Denkmal in einem der eigenen Gärten des Schah vor den westlichen Thoren Tehrans aufzustellen. Die Enthüllung fand am 4. Oktober 1888 im Beisein des diplomatischen Corps, aller persischen Würdenträger, des Hofstaates und der Truppen statt. Als auf das vom Schah gegebene Zeichen der verhüllende Vorhang fiel, spielte die Militärmusik, und die Hofpoeten verlasen ihre Festgedichte. Nach Besichtigung des Denkmals wurden die sämtlichen Eingeladenen in prachtvoll geschmückte Zelte geführt und bewirtet. In dem genannten Arsenal werden gegenwärtig unter Leitung einiger europäischen Meister nicht ohne Erfolg verschiedene Gußarbeiten ausgeführt.

14. Verwaltung und Justiz.

Ganz Iran ist zum Behufe der Verwaltung in Provinzen und jede derselben wieder in Statthalterschaften eingeteilt, welche von Beglerbegs (Fürsten der Fürsten) regiert werden; in einigen Provinzen stehen auch königliche Prinzen an der Spitze der Verwaltung. Alle diese Statthalter haben in ihrem Geschäftskreise verhältnismäßig eine fast ebenso unumschränkte Gewalt wie der Schah im ganzen Reiche. Untergeordnete Beamte sind die Zatibs oder Untergouverneure, die Hakems oder Stadtbefehlshaber, der Darogeh oder Polizeilieutenant; ferner der Kälantär oder die erste Magistratsperson der Stadt und die Käd-chodas oder Magistratspersonen der verschiedenen Viertel. In kleinen Städten oder Dörfern ist das Recht der Einwohner zur Ernennung ihres Käd-choda thatsächlich anerkannt; wird einer gewählt, den sie nicht mögen, dann bewirken ihre Klagen und Beschwerden fast immer entweder dessen Abdankung oder Absetzung. Diese Magistrate können ihre Untergebenen zwar nicht immer gegen die Hand der Gewalt schützen und müssen oft selbst die Werkzeuge des Unterdrückers werden; doch ist die Beliebtheit bei ihren Mitbürgern immer ihre Stütze, und so sind sie bei der gewöhnlichen Pflege ihres Amtes unausgesetzt bedacht auf deren Wohl, Glück und Vorteil. In jeder großen oder kleinen Stadt von Bedeutung haben die Kaufleute, Handwerker, Mechaniker und Handarbeiter für jede Klasse einen Basta-asanef, Mittler oder Stellvertreter, dem der besondere Vorteil seiner Zunft obliegt und der in allen ihren Angelegenheiten mit dem Hakem der Stadt verhandelt. Er wird durch die Gemeinde gewählt, zu der er gehört, und vom Schah bestätigt. Selten wird er abgesetzt, außer auf die Beschwerden der von ihm Vertretenen hin, und selbst sie müssen Beweise seiner Nachlässigkeit oder verbrecherischen Handlungsweise beibringen.

Wiewohl die Lehensvasallen die Oberhoheit des Schah anerkennen, verweigerten sie ihm stets das Recht, sich in ihre innere Verwaltung einzumischen.

Der Weli von Georgien, dessen Besitzungen nunmehr eine russische Provinz geworden sind, behauptete viele Jahre hindurch den ersten Rang unter diesen Vasallen. Der Weli von Ardelan in Kurdistan genießt noch die Würden und Vorrechte, die seinen Vorfahren zu teil wurden. Seine Verwaltungsweise ist im großen und ganzen dieselbe, wie sie in andern Teilen Persiens üblich ist, nur daß sein persönliches Ansehen durch sein Verhältnis zum Schah beschränkt ist; denn es zügelt ihn die Furcht vor seinem Lehensherrn wie auch die Notwendigkeit, die Anhänglichkeit an seine Person, die seine Stärke ausmacht, zu wahren. Obgleich es in Kurdistan mehrere Städte giebt, so bewohnen die Kriegerstämme nur selten Städte oder ansehnliche Dörfer; auch sammeln sie sich nicht — ausgenommen im Kriegsfalle — in großen Lagern. Ihre Wohnungen sind oft vereinzelt, und selten liegen mehr als ein paar bei einander. Diese Sitte, beruhe sie nun auf der Bodenbeschaffenheit des Landes oder auf Anhänglichkeit an alte Gebräuche, verzögert jeden Schritt zur Civilisierung. Mehr als zwei Jahrtausende hindurch verharrten die Einwohner in unverändertem Zustande. Weder von der persischen Civilisation unter Nuschirvan noch von der arabischen unter den berühmtesten Kalifen drang je ein Strahl in die Wildnisse Kurdistans, so unmittelbar dasselbe auch an Ktesiphon und Bagdad grenzt. Der Kurde verachtete ein Wissen, das Verweichlichung und in deren Gefolge nur härtern Druck und gesteigerte Grausamkeit mit sich führte. Die wilde Freiheit, deren er in seinen unzugänglichen Gebirgen genoß, erschien ihm schöner, und er war auf seine Entbehrungen und Mühseligkeiten stolz, wenn er sie als Genossen seiner Unabhängigkeit betrachtete. In mehreren Bezirken Kurdistans bekennen die Einwohner sich von dem Schah abhängig, sind jedoch in betreff ihrer innern Verwaltung selbst unabhängiger als die von Ardelan; denn ihre Gebirge sind noch unzugänglicher. Zu den bemerkenswertesten gehört ein Zweig aus dem Stamme Hakkari, der in der hohen Gebirgsreihe, unmittelbar westlich vom Urumia-See und nahe der Stadt Salmas in Azärbaidschan wohnt.

Die Einsammlung der Abgaben ist mit der allgemeinen Rechtsverwaltung innig verbunden; der nämliche Beamte besorgt oft beide Obliegenheiten, und diese Vereinigung der Macht ist, je nachdem dessen persönlicher Charakter beschaffen ist, den Einwohnern bald günstig bald ungünstig. Die Staatseinkünfte, welche sich gegenwärtig auf 47 Millionen Keran belaufen, werden hauptsächlich aus den Erzeugnissen der Kron- und Regierungsländereien (khalesah) sowie von den Taxen und Auflagen auf Landbesitz und jede Art von Gütern und Waren gezogen. Vor der Regierungsperiode des Schah Nadir war den geistlichen Instituten ein großer Teil der Ländereien bewilligt worden, und sie wurden gleich reichlich durch die Großmut der Sefiden-Könige wie durch die Frömmigkeit ihrer Unterthanen beschenkt. Auch der persönliche Reichtum war während der langen Ruhe, die Persien

unter dieser Dynastie genossen, bedeutend angewachsen. Doch Nadir bemächtigte sich des Vermögens der Geistlichkeit, und unter den nachherigen Staatsumwälzungen sind die vornehmsten Familien fast alle untergegangen und ihre Ländereien der Krone anheimgefallen; nur ein sehr kleiner Teil der einst den Priestern gehörigen wurde zurückerstattet. Jetzt werden diese hauptsächlich durch Besoldungen in Geld unterhalten; in jeder Provinz wird von den Einkünften ein bestimmter Teil abgezogen, um die Richter der Schäriäthöfe zu bezahlen, Kollegien und Moscheen in gutem Zustande zu erhalten.

Die Kronländereien werden von den Bauern unter nicht ungünstigen Bedingungen bebaut. Nachdem die Ernte von einem eigenen Beamten geschätzt ist, wird die Saat, wenn die Regierung dieselbe vorgeschossen hatte, zurückerstattet; dann legt man zehn vom Hundert des Ganzen für die Schnitter und Drescher auf die Seite, und von dem übrigen zahlt der Bauer zwei Drittel dem Könige. Ist der Ertrag mit Hilfe eines nahen Stromes gewonnen, so zahlt man nach Abzug der Saat und der eben angeführten Gebühren zwanzig vom Hundert auf die Ausbeute. Kommt das Wasser aus Wasserleitungen, so zahlt man fünfzehn vom Hundert, und nur fünf, wenn es von Quellen und Behältern entspringt. Die Abgaben von den Landgütern werden gewöhnlich von den Eigentümern gepachtet, wodurch man sich Arbeit und störende Einflüsse der Unterbeamten erspart.

Jedes Aufmunterungsmittel wird angewendet, um die Bauern zur Besäung der Regierungsländereien zu bewegen, deren Ernten bloß vom Regen abhängen. Wenn der Bauer sich den Samen selbst anschafft, so fordert man für den Schah nur zehn vom Hundert. Solch ein Kornfeld ist zuweilen sehr ergiebig, oft schlägt aber auch die Ernte ganz und gar fehl. Die geschilderten Einrichtungen beziehen sich lediglich auf die sogen. Sommerernte oder das Schetvi. Für das Seifi oder die Winterernte bildet Reis die einzige Getreidegattung, die denselben Taxen unterworfen ist. Jeden andern Samen, der zu dieser Jahreszeit gesät wird, muß der Bauer hergeben. Das Geerntete wird in drei Teile geteilt, und ein Teil ist das Eigentum der Regierung. Privatbesitzungen zahlen zehn vom Hundert auf Winterernten.

Nach den hier angeführten Regeln wird das Einsammeln der Abgaben vom Acker in den meisten Provinzen gehandhabt. Je nach örtlichen Umständen und Gewohnheiten mag sich in einigen Gegenden der Anteil für die Regierung ändern, doch ist der Unterschied ohne Belang. Der Vertrag zwischen den Eigentümern, den Bauern und der Regierung ist einfach und allgemein verständlich. Die erstern zahlen oft einen beträchtlichen Teil ihres Zinses in Naturalien ab, je nach Übereinkunft, Gewohnheit und Zahlungsfähigkeit der Bauern. Arme Dörfer zahlen der Regierung beinahe nur in Naturalien; ist jedoch der Pächter reich, so zieht er gewöhnlich Zah-

lungen in barem Gelde vor, indem er dadurch die Einmischung der Unterbeamten vermeidet.

Die Regierung ist immer bereit, wüstes Land zu überlassen, besonders zum Häuserbau oder zur Einrichtung von Gärten. Es wird ein Erbzins gezahlt, der einer geringen Grundtaxe unterworfen ist; die Abschätzung der Fruchtbäume und Weingärten wechselt nach dem Alter der Bäume und der Beschaffenheit der Früchte. Die Fruchttaxe ist sehr mäßig.

Die Politik der Regierung hat sich immer geneigt gezeigt, den Wanderstämmen unter besonders günstigen Bedingungen Ackerland abzutreten. Diese aber bearbeiten selten mehr, als sie für ihren Verbrauch bedürfen. Die weiten Strecken Weideland, die man ihnen zum Winter- und Sommeraufenthalt anweist, betrachtet man zum Teil als einen Lohn für ihre kriegerischen Dienste; aber die Taxe wird familienweise erhoben, im Verhältnis zu ihrer Wohlhabenheit und der Zahl ihrer Vieh- und Schafherden, und von ihren Häuptlingen eingezogen. Diese Abgaben sind nicht immer gleich. — Für die Einwohner von größern Städten und Dörfern werden die Taxen von Nutzvieh folgendermaßen berechnet:

Eine milchende Kuh zahlt jährlich . . .	300	Dinar.
Ein Esel	200	„
Eine Zuchtstute	1000	„
Ein Kamel	300	„
Ein Schaf	700	„

Ein Teil des landesherrlichen Einkommens wird aus dem Grundzins der Häuser, aus dem Ertrage der Karawanseraien, Bäder, Läden, Wassermühlen, Manufakturen und aus den Auflagen auf alle Arten einheimischer und auswärtiger Handelsartikel gezogen. Alle fremden Waren, sie mögen zu Land oder zu Wasser ankommen, bezahlen in der ersten persischen Stadt, die sie passieren müssen, einen Eingangszoll von 5 %. Außerdem müssen im Verfolg des Weges bei den Gumrukkhanähs oder Zollhäusern neue Abgaben von 1—$2^1/_2$ % entrichtet werden. Dieser Zweig von Einkünften ist seit dem Erlöschen der Dynastie der Sefiden, auf welches Revolutionen mit unermeßlichen Konfiskationen folgten, ungemein gewachsen. Ganze Straßen in den großen Städten, die früher einzelnen gehörten, sind Eigentum der Regierung geworden und von dieser verpachtet. Die Einnahme von den Kaufläden ist sehr beträchtlich. Sind diese Regierungseigentum, so wird eine dem Gewinne der Pächter angemessene Abgabe bestimmt; sind sie Privateigentum, so erhebt die Regierung nach dem Anschlage des jährlichen Gewinnes Anspruch auf zwanzig vom Hundert. Eine Kopfsteuer im eigentlichen Sinne des Wortes giebt es in Persien nicht; aber die Art, die Grundzinsen und den Anteil an dem Ertrage aus den Kaufläden einzusammeln und die Abgaben von den Wanderstämmen einzuziehen, richtet sich nach ähnlichen Grundsätzen.

Die Regeln, auf welchen die gesamte Steuerverwaltung beruht, sind gerecht, und das System ist so klar, daß dabei eine nennenswerte Schwierigkeit oder Bedrückung nicht stattfinden kann; aber unglücklicherweise begnügten sich die Monarchen niemals mit dem Steuerertrage, und die Gerechtigkeit der Steuergesetze dient bloß dazu, dem Volke die unregelmäßigen und drückenden Abgaben, denen es beständig ausgesetzt ist, noch härter fühlbar zu machen. Die ersten derselben kann man gewöhnliche und außerordentliche Geschenke nennen. Die gewöhnlichen Geschenke für den Schah sind diejenigen, welche alljährlich sämtliche Gouverneure der Provinzen und Kreise, die Häuptlinge der Stämme, die Minister und alle hohen Bittsteller am Id-i-Nou Roze machen; sie richten sich nach der Beschaffenheit des Amtes und den Vermögensverhältnissen des einzelnen und bestehen aus den besten Erzeugnissen der persischen Industrie. Bisweilen wird eine große Summe Geldes gegeben, und dies ist immer das angenehmste Geschenk. Ein jeder Beamter von hohem Range muß dieses Opfer bringen, das als ein Teil der Einkünfte angesehen wird und als solcher in letzter Linie den Pächtern, Bauern und Manufakturisten zur Last fällt. Die dargebrachte Summe bemißt sich im allgemeinen nach dem Gebrauche: zu wenig geben heißt sein Amt verlieren, darüber hinausgehen aber in der Gunst steigen. Der Tribut, der dem Schah von den Häuptlingen gezahlt wird, ist auf die Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche verlegt und kann unter eine Rubrik mit den Geschenken am Id-i-Nou Roze gebracht werden; sein Erträgnis soll bis auf nahezu zwei Fünftel der festen Einkünfte steigen.

Außer dem gewöhnlichen Tribut der abhängigen Häuptlinge und den Geschenken der Prinzen und hohen Beamten am Id-i-Nou Roze giebt es noch außerordentliche von weniger bestimmter Art, die sich aber auch sehr hoch belaufen. Jede zu einem hohen Amte ausersehene Person macht ein Geschenk zum Zeichen der Dankbarkeit; es ist in der Regel bestimmt, bevor man sie ernannt hat, und wird als ein Kaufgeld für ihre Stelle angesehen. Monopole sind in Persien nicht unbekannt; aber diese verhaßte Art, die Einkünfte zu steigern, ist nicht gewöhnlich. Der Ertrag derjenigen Gebühren, welche die Gerichte auferlegen, und die unfreiwilligen Beträge, die man von denen, welche ihres Amtes enthoben werden, erzwingt oder unter dem Vorwande eines Verbrechens konfisziert, sind sehr beträchtlich. Man schätzt den jährlichen Ertrag aus diesen und andern, ebenso unlautern wie lästigen Quellen auf 6 Millionen Keran. Die drückendste aller Abgaben heißt Sader, eine öffentliche Brandschatzung, die, im Gegensatze zu den Malliat oder der regelmäßigen Einnahme, zur Bestreitung außerordentlicher Ausgaben erhoben wird. Wird der Armeestand erhöht, will der Schah eine Wasserleitung oder einen Palast erbauen, sollen Truppen durch das Land ziehen und mit Mundvorrat versehen werden, kommt eine auswärtige

Gesandtschaft nach Persien, oder heiratet jemand aus der königlichen Familie, kurz, bei jeder mehr als gewöhnlichen Veranlassung wird eine Auflage zuweilen auf das ganze Reich oder doch auf einzelne Provinzen gemacht. Der Sader erstreckt sich auf alle Klassen. Die Wanderstämme drückt er in der Regel am wenigsten; nicht allein weil sie die ärmsten sind, sondern auch weil sie einfach nicht zahlen. Am schwersten lastet er auf dem Gutsbesitzer und dem Bürger. Er sollte nach festen Regeln in gleichem Verhältnis wie die Malliat erhoben werden; aber die Statthalter der Provinzen verfahren bei der Eintreibung mit voller Willkür: sie bestimmen den Betrag, den ein Dorf im ganzen zu zahlen hat, und schalten dabei ohne Rücksicht auf Recht und Gerechtigkeit. Ein großer Teil der Einnahmen geht in den Kosten des Einsammelns auf, ein anderer wird in Naturalien eingezogen und zu öffentlichen Zwecken verwendet. Diese Naturalabgaben sind von zweierlei Art: Golla, aus zwei Drittel Weizen und einem Drittel Gerste bestehend, und Samane, Häckerling. Auch ist es ein allgemein eingeführter Gebrauch, die ersten Diener der Religion und der Justiz, die obersten Staatsbeamten, den königlichen Haushalt und die Armee mit Havalehs oder Anweisungen auf die öffentlichen Einkünfte der verschiedenen Provinzen zu bezahlen.

Die bedeutendsten Ausgaben des Schah sind jene für den Unterhalt seiner Familie und des Hofstaates sowie den Aufwand für Ehrenkleider und andere Geschenke, die Besoldung seiner persönlichen Diener und der nicht vom Staate besoldeten Beamten, endlich für den Sold der königlichen Haustruppen.

* * *

Das Gesetz Irans ist, wie bei allen mohammedanischen Völkern, auf den Koran und die Überlieferungen gegründet; doch seit der Begründung des Schiitismus haben die über dieses Gesetz wachenden Geistlichen alle Überlieferungen von den ersten drei Kalifen oder von andern, die als Feinde Alis und der Familie des Propheten gelten, verworfen. Nach den Grundsätzen einer mohammedanischen Regierung sollte es keine andern Gerichtshöfe als die zur Verwaltung der Schäriät oder des geschriebenen Rechtes eingesetzten geben; doch in Iran giebt es noch einen Zweig der Rechtsverwaltung, Urf (d. i. bekannt oder gewohnheitlich) geheißen: die weltliche Behörde, die es verwaltet, muß alle vor sie gebrachten Fälle nach dem Gewohnheitsrecht entscheiden. Dieses Recht, wenn es überhaupt so genannt werden kann, wurde niemals aufgeschrieben; denn die Mohammedaner dürfen kein anderes geschriebenes Recht haben als den Koran und die Überlieferungen. Es weicht in den verschiedenen Teilen des Reiches ab, da es sich sowohl nach örtlichem wie nach allgemeinem Gebrauche bestimmt. Als weltlicher Monarch steht der König an der Spitze des Urf, das als ein Ausfluß des königlichen Ansehens betrachtet werden kann, wiewohl es vor-

geblich den Gewohnheiten und Anschauungen des Volkes gemäß gehandhabt wird. Über seinen Ursprung kann kein Zweifel obwalten. Die Herrscher und Häuptlinge von Persien waren, wiewohl sie den Mohammedanismus angenommen, weder geneigt, ihre wesentliche Gewalt, noch die Gesetze und Gebräuche, die sie von den Vorfahren geerbt, zu opfern; und während sie solchen Geboten, die für heilig und unumgänglich notwendig galten, sich unterwarfen, bewahrten sie das Urf, als ihren alten Ansichten wie ihrer Regierungsweise besser entsprechend; doch die Ausübung wechselte stets nach der Gewalt und der Gemütsart des Monarchen. Es hat Perioden gegeben, in welchen der Religionseifer des Herrschers beinahe jeden Rechtsfall an die geistlichen Richter verwies; zu andern Zeitläufen wurden die weltlichen Behörden mit der vollen Gerichtsbarkeit bekleidet. Die letztern sind natürlich geneigt, die Privilegien der erstern zu verkürzen, und sind um Vorwände dazu selten verlegen. Der geistliche Stand (itschtehad) verlangte, daß die Schäriät alle Fälle ohne Unterschied vor sich ziehen solle; während die Urfbehörden, von der weltlichen Macht unterstützt, deren Zuständigkeit auf Streitigkeiten über religiöse Feierlichkeiten, Erbschaften, Ehen, Scheidungen, Verträge, Käufe und alle Civilprozesse beschränkten und in allen Fällen, wo es sich um ein todeswürdiges Verbrechen, um Diebstahl, Betrug u. s. w. handelt, sich selbst die Entscheidung vorbehielten.

Vor der Regierungsperiode des Schah Nadir behauptete die Geistlichkeit Einfluß und Reichtum. Der Oberpriester oder Sadder-ul-Saddur galt für den Stellvertreter des Imam; er beherrschte die ganze Priesterschaft, wohnte am Hofe und ernannte mit Zustimmung des Schah die ersten Richter. Die Ländereien, mit denen die verschiedenen Moscheen und mildthätigen Stiftungen ausgestattet waren, gewährten bedeutende Einkünfte, und die zur Verwaltung dieser Fonds eingesetzte Behörde stand vollständig unter der Leitung des Sadder-ul-Saddur oder Nawab, wie er auch als Stellvertreter des Imam genannt ward. Abbas der Große wollte eine Stelle, deren Inhaber eine so große Gewalt in seinen Händen vereinte, abschaffen; deshalb wurde beim Tode des Oberpriesters kein Nachfolger ernannt. Doch sein Enkel und Thronfolger Schah Sufi, der sich scheute, bei dieser Maßregel zu verharren, ergriff den Ausweg, gleich zwei Personen zu der Oberpriesterwürde zu erheben. Er glaubte durch Teilung der Gewalt den Einfluß ihrer Besitzer zu mindern. Einer hieß Sadder-ul-Saddur-i-Khes, der persönliche oder der Oberpriester des Königs; der andere Sadder-ul-Saddur-i-Aum oder der Oberpriester des Volkes. Der erstere hatte den Rang vor dem letztern, obgleich ihre Pflichten nahezu dieselben waren. Schah Nadir schaffte die Würde nicht nur ganz ab[1], sondern zog auch die den kirchlichen

[1] Als Schah Nadir die Würde abschaffte, gab er dem Inhaber eine kleine Pension. Dessen Abkömmlinge behielten diesen Gehalt und den Titel Nawab.

Instituten gehörigen Ländereien ein, um damit seine Truppen zu bezahlen. Diese Ländereien wurden nie wieder vollständig zurückerstattet.

Der Stand der Mudschtehids, etwa gleich unsern Prälaten, bestand stets in Iran; doch seit der Abschaffung der Sadder-ul-Sadders haben sie einen höhern Einfluß erlangt, als sie früher besaßen. Sie bekleiden kein eigentliches Amt, beziehen keinen Gehalt, haben nicht bestimmte Pflichten, sondern werden wegen ihrer höhern Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und Tugend durch den Willen ihrer Landsleute aufgefordert, deren Lehrer in der Religion und Beschützer gegen ihre Herrscher zu sein; und man bringt ihnen solche Achtung und einen Gehorsam entgegen, daß die stolzesten Könige sich bewogen fühlen, der Volksstimme beizutreten und für sie, wenn auch nur äußerlich, Verehrung zur Schau zu tragen. Es giebt selten mehr als vier oder fünf Mudschtehids[1]. Man erwartet von ihnen eine musterhafte Lebensweise und keinen weltlichen Prunk, und sie dürfen weder mit dem Könige noch mit den Regierungsbeamten sich verbinden. Selten legen sie ihren Charakter ab, dem sie ihren Rang verdanken; denn in demselben Augenblicke, wo sie davon abwichen, wäre der ganze Zauber verflogen; die Leute fragten sie nicht mehr um Rat, noch flehten sie um ihren Schutz. Stirbt ein Mudschtehid, ist sein Nachfolger stets eine Person vom höchsten geistlichen Range. Die Wohnungen dieser hohen Priester gelten als Freistätten der Unterdrückten; und die Hand der Despotengewalt wird manchmal von einer Stadt genommen, weil der Monarch einen Mudschtehid nicht verletzen will, der sie zu seinem Wohnorte gewählt, aber unter Gewaltthat und Ungerechtigkeit nicht wohnen will.

Der Nächste im Range nach dem Mudschtehid ist der Scheich-ul-Islam, ein Ausdruck, der wörtlich „der Älteste des Glaubens“ bedeutet, doch in seinem gewöhnlichen Sinne den höchsten Richter an einem Hofe der Schäriät bezeichnet. Einen Scheich-ul-Islam giebt es in jeder großen Stadt; er wird vom Schah ernannt, von dem er freigebig besoldet ist; doch zieht man bei seiner Ernennung meist Wunsch und Verlangen der Einwohner zu Rate; gewöhnlich wird der Mann nach der Meinung von seiner Heiligkeit und Kenntnis befördert. Diese Beamten erwerben sich oft eine Achtung, welche der des Mudschtehid nicht wesentlich nachsteht. Sie meiden sorgfältig jede offene Verbindung mit machthabenden Leuten; selbst der Schein eines solchen Verkehrs würde ihnen Achtung und Vertrauen des Volkes entziehen, das natürlich auf ihre Unabhängigkeit und Redlichkeit im höchsten Grade eifersüchtig ist.

In großen Städten steht noch ein Kasi (Kadi) oder Richter unter dem Scheich-ul-Islam; und der letztere wird gewöhnlich noch durch einen Rat

[1] Während meines Aufenthaltes in Persien lebten fünf Mudschtehids, in den Städten Kazvin, Tehran, Kum, Isfahan und Mäschhäd.

von Mollahs oder Gelehrten unterstützt, von denen viele umsonst dienen, in der Hoffnung, ihren Ruf zu erhöhen oder sich selbst zur Beachtung und Verwendung zu empfehlen. In den kleinern Städten findet sich nur ein Kasi, in Dörfern hat man selten mehr als einen untergeordneten Mollah, welcher einige arabische Sprüche lesen kann, was ihn dann in stand setzt, die Ceremonien bei Heiraten und Bestattungen zu verrichten, gewöhnliche Verträge auszufertigen und über einfache und klare Fälle zu entscheiden. In verwickelten Angelegenheiten wendet er sich an den Kasi der benachbarten Stadt, von dem solche oft vor den Scheich-ul-Islam oder höchsten Richter der Provinzhauptstadt gebracht werden.

Ebenso giebt es an den persischen Tribunalen einen Beamten, der den Namen Mufti führt; doch knüpft sich an diesen Titel nicht so hohe Gewalt wie in der Türkei. Des Mufti Obliegenheit ist mehr, die Auseinandersetzung des Rechtsfalles vor dem Gerichtshofe vorzubereiten und mit seinem Rate zu unterstützen, als diesen selbst zu entscheiden; doch da das Amt einen gelehrten Mann erfordert, bestimmt seine Meinung in nicht geringem Grade das Urteil seiner Obern. Er steht an der Stelle unseres Staatsanwalts.

Die niedrigen Klassen der Priesterschaft haben wenig Anspruch auf das Lob, das den höhern gezollt wird. Sie genießen weder einen Ruf noch können sie einen solchen erwarten, da ihre Ämter nicht von Dauer sind; selten steigen sie zu höhern geistlichen Stellen auf. Sie sind großen Versuchungen ausgesetzt und haben nur ein sehr geringes Einkommen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Beschuldigungen, welche sie im allgemeinen als ebenso listig wie käuflich darstellen, der Wahrheit entsprechen.

Die niedrigsten Beamten, denen die Pflege des Urf anvertraut ist, hören Klagen aller Art an und fordern Beweise; selbst die Dorfschulzen dürfen leichte Strafen verhängen oder kleine Geldbußen auflegen; doch wenn das Verbrechen bedeutend ist, wird der Schuldige an den Untergouverneur des Distrikts geschickt, dessen Gewalt ausgedehnter ist, und wenn der Fall wegen des Ranges der Parteien oder der Schwere des Verbrechens über des Untergouverneurs Befugnis hinausgeht, bringt dieser ihn an den Statthalter der Provinz, der über alle solche Fälle, welche nicht ans Leben gehen, zu entscheiden berechtigt ist. Doch die Gewalt, mit dem Tode zu bestrafen, wird vom Könige selten übertragen, es müßte denn ein Land in Aufruhr oder die Statthalterschaft einem königlichen Prinzen anvertraut sein. In allen andern Fällen wird der Schuldbeweis nach den gesetzlichen Formen vor dem Schäriäthofe ermittelt, an den König geschickt, und es erfolgt dann ein königlicher Befehl zur Hinrichtung des Verbrechers. Die Laienmagistrate halten ihre Gerichtshöfe stets öffentlich — was ohne Zweifel ihrem Verfahren einen heilsamen Zügel anlegt. Oft sind die Sitzungen sehr tumultvoll, obgleich der Kasi durch eine Schar von Unterbeamten, die auf Ordnung zu sehen

haben, unterstützt wird. Die Frauen, welche diesen Sitzungen beiwohnen, sind häufig am lautesten; denn die Gerichtsdiener dürfen ihnen nicht wie den Männern mit Schlägen Stillschweigen aufzwingen.

Die Strafen, welche die Schäriät verhängt, sind nach Art und Grad in Persien so ziemlich dieselben wie in den andern mohammedanischen Ländern. Die Leibesstrafen sind zum Teil höchst grausam und bestehen im Erwürgen, Enthaupten, Erdolchen, Abbrühen mit heißem Wasser, Fingerbrennen, Anschmieden, Einmauern, Abhauen der Hände und Füße, Ohrenabschneiden; in ungewöhnlichen Fällen, oder wo Schrecken eingeflößt werden soll, sucht die erfinderische Grausamkeit neue Wege, um die Leiden der Verurteilten zu steigern. In frühern Zeitläufen wurden sie zu langsamen Qualen verdammt, auf spitziges Holz gesetzt, also gepfählt, oder ihre Glieder durch Aufschnellen vorher zusammengebeugter Bäume zerrissen. Der persische Geschichtschreiber Mirza Sadek, der den Zug Sekki Khans nach Damghan beschreibt, berichtet uns ausführlich, daß bei dieser Gelegenheit zuerst die erfinderische Grausamkeit Sekki Khans aus seinen Feinden einen Garten gemacht habe. Denn er ließ die Erde in gleichen Entfernungen wie zur Aufnahme von Bäumen aufgraben, um auf diese Weise eine Allee zu bilden. Große Äste wurden dann abgehauen und an jedem, mit dem Kopfe nach unten, ein Gefangener angebunden; dann wurden sie in die Löcher gesteckt und mit der hineingeworfenen Erde langsam erstickt.

Als Fatch Ali Schah um den Thron warb, bestanden mehrere Parteien, die sich herumschlugen, bis sie zum Schlusse alle von diesem Könige besiegt wurden. Sadek Khan, einer der reichsten und mächtigsten Anführer, hielt sich lange allein, mußte schließlich aber der Übermacht weichen und flüchtete sich, vernichtend geschlagen, nach Grusien. Nach einiger Zeit bekam er Briefe vom Schah, der ihn seiner Freundschaft und des Vergessens versicherte: er solle nur ruhig heimkehren und seine Güter wieder in Besitz nehmen. Die Freunde warnten ihn sehr; allein er ließ sich bethören, kam nach Tehran und wurde lebendig eingemauert und gab dann vor Hunger, nachdem er seine Hände halb verzehrt, den Geist auf.

Eine entsetzliche Todesstrafe war im Altertum die sogen. Trögestrafe. Man nahm zwei Tröge, die genau aufeinander paßten, legte den Verbrecher in den einen auf den Rücken, deckte den andern darüber und verband ihn so mit jenem, daß bloß der Kopf, die Hände und die Füße hervorragten. Dem Verurteilten gab man zu essen; wollte er nichts nehmen, so zwang man ihn dazu durch Stiche in die Augen. Nach dem Essen aber gab man ihm zu trinken, goß Milch mit Honig vermischt in den Mund und über das ganze, immer gegen die Sonne gekehrte Gesicht, auf dem sich dann ein Schwarm von Fliegen ansetzte. In dem Verdauungsprodukte im Troge entstanden Maden und Würmer, die in den Körper krochen und ihn allmählich

zerstörten. Die persische Geschichte wimmelt von ähnlichen grauenhaften Beispielen, wo Tyrannen ihre Rache dadurch sättigten, daß sie ihre Feinde den schamlosesten Verletzungen und schrecklichsten Beschimpfungen aussetzten, ehe sie so barmherzig waren, sie zu töten.

Die fürchterlichsten Qualen scheinen die Perser mit vollem Gleichmute zu ertragen; daher gehört es zu ihren gelindesten Strafen, daß z. B. mit ungeheuern Knüppeln auf einen losgeschlagen wird, als wenn er kaltes Eisen wäre, oder daß einer Schläge auf die Fußsohlen bekommt, so daß er monatelang nicht gehen kann. Die Strafe der Bastonnade geht folgendermaßen vor sich: die Sträflinge entledigen sich der Schuhe, legen sich platt auf den Rücken und heben die Beine so hoch empor, daß sie bei den Knöcheln auf einen starken Pfahl zu liegen kommen, dessen Enden von zwei Männern gehalten werden. Drei lockere Schlingen sind vorher an dem Werkzeuge befestigt worden; durch dieselben zieht man die Füße der Schuldigen, und der Pfahl wird so lange umgedreht, bis die Schleifen dicht zusammengezogen und die Beine am Pfahle festgemacht sind. So liegend und befestigt, erhalten die Armen von zwei Färraschs (Bütteln)[1] die bestimmte Strafe; und trotz der Kaltblütigkeit, welche die Delinquenten bei den Vorbereitungen zum Empfang der Strafe an den Tag legen, erheben sie doch, sobald diese beginnt, das schrecklichste Geheul und Geschrei, als ob jeder Schlag ihnen bis in die Seele dränge; doch glaube ich, daß mehr Schläge auf den Pfahl als auf die Fußsohlen kommen. Man bedient sich dieser Fußprügel sowie anderer Martern auch als Folter, um Verbrecher zum Geständnis zu zwingen oder um der Auffindung verborgener Schätze nachzuhelfen.

Lange ward Iran von der unmenschlichen Sitte des Blendens und Augenausschneidens entehrt. Sie traf gewöhnlich Personen, welche nach dem Throne strebten oder doch leicht nach demselben hätten streben können, oder Stammhäuptlinge, die man ohnmächtig machen wollte, ohne sie hinzurichten; auch legte man diese Strafe den männlichen Einwohnern einer aufrühreriischen Stadt auf, um ein abschreckendes Beispiel aufzustellen. Der Bruder des Fatch Ali Schah war von diesem König schon mehreremal bei Verschwörungen entdeckt worden; Fatch Ali hatte ihm stets verziehen, in der Hoffnung, ihn durch Güte zu gewinnen. Jener aber leitete bei der nächsten Gelegenheit wieder neue Verschwörungen ein. Das letzte Mal nun ließ der Schah ihn festsetzen und ihm sagen, daß seine Augen ihm sehr gefielen. „Wenn meine Augen ihm gefallen, so kann er sie ja nehmen," erwiderte jener und ließ sich ohne Murren die Augen ausschneiden, worauf sie dem Schah auf einer goldenen Schüssel dargereicht wurden.

[1] Der volle Name lautet: Färraschha-i-Ghasieb oder Henker (buchstäblich „Diener des Zornes und der Gewalt"); sie begleiten immer den Schah bei seinen Reisen im Innern des Reiches und sind in jedem Augenblicke zum Vollzuge seiner Befehle bereit.

Frauen werden in Iran selten öffentlich hingerichtet; auch können ihre Verbrechen ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse wegen nicht oft danach beschaffen sein, um solche Schauspiele aufzuführen[1]; doch sind sie aller Gewaltthat und Ungerechtigkeit häuslicher Tyrannei ausgesetzt, und unschuldige Frauen werden nicht selten in die Bestrafung ihrer Gatten und Väter mit eingeschlossen, besonders wenn sie hohen Ranges sind. Häufig kommen Fälle vor, wo Frauen auf die Folter gelegt werden, um die verborgenen Schätze, von denen man sie unterrichtet glaubt, zu verraten; und wird ein Großer hingerichtet, so werden dessen Frauen und Töchter an Soldaten oder Maultiertreiber verschenkt. Diese Sitte verteidigt man mit der Notwendigkeit der Abschreckung; nichts, führt man an, hält andere leichter von ähnlichen Vergehen ab als die Furcht, daß ihre Familie ähnlicher Schmach ausgesetzt werde. Doch kein Klügeln kann uns mit einer Sitte versöhnen, die zugleich so schmachvoll, unmenschlich und ungerecht ist; mehr als alles bezeichnet sie vielleicht die weibische Grausamkeit einer despotischen und barbarischen Gewalt.

15. Heerwesen.

Nach den Nachrichten, welche wir über die Militärmacht des persischen Reiches besitzen, soll die Stärke des Heeres 539 000 Mann regulärer Infanterie und Reserve, 30 000 Mann Kavallerie, 5000 Mann Artillerie mit 200 Kanonen neuerer Konstruktion und 7200 Infanteriemilizen betragen; ich sage ausdrücklich „soll“, weil nach ungeschminkten Berichten verschiedener Militärinstruktoren der angegebene Stand der Mannschaft, besonders der Infanterietruppe, nur im Kriegsfalle zu erreichen wäre. Obwohl seit 1809 europäische Offiziere der verschiedensten Nationen in Iran gewirkt haben, sind die persischen Truppen noch weit entfernt, sich mit irgend welchen europäischen messen zu können. Es ist dies um so auffälliger, als nach Aussage gewichtiger Kenner die persische Nation, namentlich in ihren untern Ständen, zum Kriegsdienste außerordentlich geeignet ist.

Bei der Rekrutierung wird nicht die Zahl der Bevölkerung, sondern die gezahlte Steuer als Maßstab zu Grunde gelegt; dadurch entsteht eine große Ungleichmäßigkeit. Irgend welche Regeln hinsichtlich des Alters, der körperlichen Eigenschaften bestehen für die Truppen nicht. Neben Jünglingen von sechzehn Jahren sieht man sechzigjährige Greise, neben kräftigen, gesunden Leuten Kränkelnde und Invaliden, die lebenslänglich bei der Fahne aushalten müssen. Noch schlimmer steht es mit der Ergänzung des Offizierscorps. Es genügt, wenn die Offiziere die Gewehrgriffe innehaben und die notwendigen Kommandos abgeben können. Hauptsächlich auf Gunst und namentlich auf

[1] Giftmischerinnen werden durch den gemeinen Henker kopfüber von einem Turme herabgestürzt, andere schwere Verbrecherinnen in Abambars oder Brunnen geworfen.

Zu S. 136.



Fig. 33. Der Schah auf dem Exerzierplatz.

Geld sind die Beförderungen zu den höchsten Stellungen in der Armee und im Staate zurückzuführen. Es sind zwei Militärschulen vorhanden, jedoch sind die Kurse ganz willkürlich; die Lehrer tragen vor, was sie wollen. Auch sind die Vorrechte der Abiturienten nicht festgestellt, und die sogenannte Generalstabsschule, in der nur Söhne vornehmer Eltern Aufnahme finden, entläßt die Zöglinge aus ihrer ersten Klasse mitunter direkt als Oberste. Die andere Schule hat der Armee bis zum Jahre 1879 nicht einen Offizier gegeben, sondern nur Spielleute ausgebildet. Es ist begreiflich, daß Offiziere, welche ihre Anstellung und Beförderung lediglich Geldopfern verdanken, während ihrer ganzen Dienstzeit das Bestreben haben, sich so viel wie möglich zu bereichern. Das geeignetste Mittel ist, so wenig Mannschaften wie möglich bei der Fahne zu haben, dabei aber die Löhnung für die volle Etatsstärke in Anrechnung zu bringen. Derartige Mißbräuche seitens der Offiziere führen natürlich zu Meutereien und Unordnungen aller Art, und es kommt sogar vor, daß die Mannschaften den Offizieren gegenüber zu Thätlichkeiten schreiten. Die Löhnung der Soldaten ist äußerst dürftig. In natura erhält der Mann nur Kleidung, für alles übrige jährlich 12 bis 16 Tuman in Geld. Natürlich empfängt er auch diese geringen Bezüge nicht ohne Abzug, so daß er sich meistens nur von Bauernbrot, Schafkäse, saurer Milch und Kräutern, wie z. B. Staudensalat (Lactuca sativa), Gartenrettich (Raphanus sativus), Gartenkresse (Lepidium sativum), grüne Minze (Mentha viridis), ernährt und warme Kost für ihn zu den Ausnahmen gehört. Wahrscheinlich um diese Nachteile auszugleichen und die Leute wieder zu Kräften kommen zu lassen, gilt die Regel, daß jedes Bataillon, nachdem es ein Jahr Dienst gethan hat, das nächste Jahr beurlaubt wird.

Es sind 80 Infanterieregimenter in der annähernden Friedensstärke von 63 950 Mann vorhanden; doch kann der Mannschaftsstand im Kriegsfalle auf Befehl des Schah verzehnfacht werden. An eingeborenen Offizieren sind einem Infanterieregimente zugeteilt: ein Regimentsinhaber und General (särtip), ein Oberst (sercheng), zwei Majore (dschaver), ein Adjutant (adschutan), zehn Hauptleute (sultan), zehn Oberlieutenants (naib-i-aval), zehn Unterlieutenants (naib-i-duvan), zehn Unteroffiziere (begzadeh) und ein Quartiermeister (vekhil-baschi).

Noch bis vor kurzem war die größere Anzahl der Regimenter mit Gewehren verschiedener Modelle bewaffnet; erst seit 1889 erhielt die Infanterie eine einheitliche Handfeuerwaffe, nämlich Werndlgewehre. Ebenso werden seit der letzten Europareise des Schah Schießübungen nach europäischem Muster veranstaltet. Zu diesem Zwecke wurden auf der weiten Ebene bei Tehran (Tehran-Kazvin) eine größere Anzahl von Schießständen errichtet, wo wöchentlich einmal die gesamte Garnison der Hauptstadt erscheint, um in Gegenwart des Schah und des Prinzen Kriegsministers

zu schießen. Diese Übungen werden jetzt nicht allein in Tehran sondern auch in den andern großen Garnisonsorten des Reiches fortgesetzt. Ein persisches Manöverbild giebt Fig. 34.

Etwas sonderbar erscheint es, daß die Infanterie nach österreichischem Muster, die Kavallerie (savaräh) teils nach deutschem teils nach russischem Schnitt organisiert ist. Hervorzuheben ist ein Dragonerregiment mit Helm und Pickelhaube, dann ein Ulanenregiment, beide nach deutschem Muster equipiert. An diese beiden Regimenter schließt sich die sogen. Kosakenbrigade unter dem Befehle des Obersten Schnéour an, die mit Berdankarabinern, einem Geschenke des russischen Kaisers an den Schah, ausgerüstet ist. Das russische Offizierscorps dieser Brigade besteht aus dem obengenannten Obersten, einem Major, aus drei Kapitänen (darunter der naturalisierte Deutsche Kaspar v. Blumer), einem Lieutenant und sechs außer Etat stehenden Offizieren.

Die Artillerie (tubkhanäh)[1] ist vollständig regulär, obwohl ihre Organisation nichts mit der europäischen Artillerie gemein hat. Sie besteht aus drei völlig voneinander gesonderten Bestandteilen: Leuten, Geschützen und Pferden, die nicht einmal unter einem und demselben, sondern unter verschiedenen Befehlshabern stehen. Die Bataillone zu 250 Mann vertreten die taktischen Einheiten der Artillerie. Batterien und Brigaden giebt es nicht, da die Geschütze nicht bataillonsweise verteilt, sondern in den Arsenalen zu Täbriz, Tehran, Isfahan u. s. w. aufbewahrt werden. Auch die Pferde bilden eine administrative Einheit unter dem Namen „Artillerieställe“ und stehen unter dem Adschutan-baschi oder Generalstabschef, wobei möglichst billige Unterhaltung eine Hauptrolle spielt. Bei den Übungen der Bataillone werden daher immer soviel Geschütze benützt, als gerade bespannt werden können. Es werden auch nicht solche Geschütze gebraucht, die man im Kriegsfalle zu verwenden beabsichtigt, sondern alte, ausrangierte, glatte Stücke, an denen nichts mehr zu verderben ist und die auch nur blind bedient werden, weil sonst die Munition gestohlen werden könnte. Von den vorhandenen 1000 Geschützen sind 200 für den Krieg brauchbar, und nur 46 in Europa gefertigte Kanonen entsprechen modernen Ansprüchen. Die Kamelartillerie (Kameldrehbassen = zambureks)[2] besteht aus 500 kleinen Kanonen, welche vorn am Sattel des Kamels, auf dem der Artillerist reitet, befestigt sind, und teils während das Tier fortgeht, teils indem es niederkniet, abgefeuert werden.

[1] Besondere Verdienste um die persische Artillerie hat sich der seit dem Jahre 1878 teils in Tehran teils in Täbriz als Militärinstruktor weilende Österreicher General W. Wagner v. Wetterstaedt erworben.

[2] Diese Benennung ist von Zambur oder Wespe abgeleitet. Der Endbuchstabe k bezeichnet das Diminutivum; die Drehbassen können also kleine Wespen genannt werden.

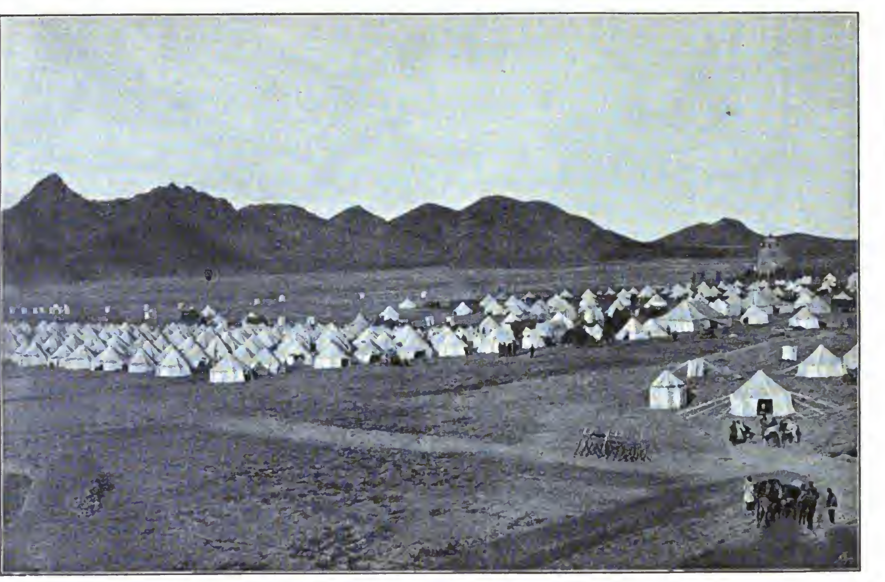


Fig. 34. Persisches Feldlager

Milizinfanterie in der Gesamtstärke von 7200 Mann existiert nur in den Gebieten von Gilan, Mazänderan und Chorasan. Dieselbe ist in kleine Kommandos zu 50—100 Mann verteilt und leistet nur innerhalb ihres Gebietes Dienst.

Die Kavalleriemiliz hat für die Armee eine viel größere Bedeutung. Man unterscheidet zwei Arten: die beständige, welche von verschiedenen angesiedelten Stämmen gestellt wird, und die nur im Kriege aufgebotene[1], die sich aus den Nomadentribus zusammensetzt. Die ständige Miliz mag etwa 20 000—25 000 Reiter stark sein und zerfällt in 81 einzelne Kontingente in der Stärke von je 250—300 Pferden. Die tüchtigsten Streitkräfte rekrutieren sich aus den Kurdenstämmen im Norden, den Timuris im Osten und den Stämmen der Affcharen, der Schakaki, der Märändi, der Karadaghi, der Kangulu, der Mukaddum, der Domballu, dann aus den Nomadenstämmen der Bakhtiaren im Südwesten des Reiches. Die Nomadenreiterei wird auf 150 000—200 000 Reiter veranschlagt, die jedoch im Kriege bloß dann aufzubieten sein dürften, wenn die Nomaden mit dem Zwecke des Krieges einverstanden sind. Die Kavalleriemiliz hat nur ihren eigenen Offizieren zu gehorchen, und weder die Männer der ständigen Miliz noch die Nomadenreiter lassen sich's gefallen, von andern als von den Gliedern ihres eigenen Corps befehligt zu werden.

Der Schah hat beständig einen Trupp Reiter (3000—4000 Mann) um seine Person, die sogen. königlichen Leibwachen. Sie sind prachtvoll beritten und gut bewaffnet; ihr Sold[2] ist nicht nur größer als bei den andern Truppen, sondern sie werden auch zu jedem Dienst gebraucht, der einige Aussicht auf Gewinn bietet[3].

Vor der Regierung des Schah Abbas des Großen bestand die persische Armee bloß aus der unregelmäßigen Reiterei und der Milizinfanterie. Abbas bildete aus Verlangen, sich den türkischen Janitscharen zu widersetzen und die überhand genommene Macht der Khans oder Häuptlinge der Stämme zu zügeln, ein Corps von 12 000 Infanteristen und einen rohen Artilleriepark. Auch errichtete er eine Truppe von 12 000 Reitern, die von den Lieblingsoffizieren seines Hofes befehligt wurden. Mit Hilfe dieses Heeres,

[1] Im Falle eines Krieges besteht die Löhnung dieser Leute in 5—7 Tuman jährlich und 2—3 Eselsladungen Korn.

[2] Sie bekommen 20—30 Tuman jährlich, und da dies gewöhnlich in Anweisungen auf die Einkünfte bezahlt wird und sie diese persönlich erheben dürfen, so erpressen sie immer etwas über die Gebühr, und das ist nicht schwer: der bloße Name des Kulam Schah oder königlichen Leibgardisten setzt ein Dorf oder einen Kreis in Schrecken.

[3] Jeder Prinz von Geblüt, der eine abgesonderte Statthalterschaft verwaltet, hat ein kleines Corps von Kulams oder Leibwächtern, die in Bezug auf Löhnung, Ausrüstung und Verwendung auf demselben Fuße stehen wie die des Schah.

das ohne Unterschied aus Leuten von den Kriegerstämmen und Sklaven aus Georgien gebildet und einzig vom Monarchen abhängig war, gelang es Abbas und dessen unmittelbaren Nachfolgern, die Macht der großen Khans, deren Anhang früher die ganze bewaffnete Macht des Reiches ausgemacht hatte, zu vernichten. Später wurde diese Truppe auf 30 000 Mann herabgesetzt und zuletzt derart zerstreut und entmutigt, daß sie weder dem Monarchen noch seinen Feinden furchtbar sein konnte. Der Geist und die Kraft derselben lebte bei den Unruhen und dem Kriege wieder auf, der während des letzten Jahrhunderts Persien heimsuchte. Die Armee des Khadsche Mehmed Aga bestand aus irregulärer Reiterei und Milizinfanterie, etlichen schwerfälligen Kanonen und einer Anzahl Kameldrehbassen. Aber Fatch Ali Schah bildete, um sich den Russen entgegenzustellen und seine Regierung im Innern zu befestigen, ein Corps regulärer Infanterie und Artillerie, das zu jener Zeit 20 000 Mann stark war; ein Teil[1] dieser Truppen, die von englischen

---

[1] Der andere Teil, 12 000 Mann stark, ward von dem damaligen Thronfolger, dem Prinzen Abbas Mirza, errichtet und unterhalten. Das Ganze ward zuerst von französischen, nachher von englischen Offizieren discipliniert. Es verdankte seine Wirksamkeit dem Charakter des Abbas Mirza, der sich Mühe gab, es in seinem Äußern und in der Bewaffnung den regulären Armeen von Europa gleichzustellen. Er hat sein Hauptaugenmerk auf die Infanterie und Artillerie gerichtet, ein Beweis seines Scharfblicks, da die persische Kavallerie an sich schon gut, wenn auch mit einer regulären nicht zu vergleichen ist. Allein sie macht einen Teil des Nationalstolzes der Perser aus, und so durfte sie der Prinz schon aus diesem Grunde nicht antasten. Er wurde in seinen Unternehmungen kräftig von dem Schah unterstützt, der ihn seines milden Charakters und seines Verstandes wegen, aber noch mehr, weil er von einem Weibe aus der Familie Kadschar geboren wurde, zum Thronfolger ernannt hatte. Nach dem Berichte des Kapitäns Moutis war die Infanterie sowohl als die Artillerie leicht und zweckmäßig gekleidet. Erstere hatte blaue, auch rote Jacken von englischem Tuche, die letztere blaue mit Verzierungen von Schnüren, die beim Gemeinen von Baumwolle, bei den Offizieren von Silber oder Gold waren; diese trugen überdies noch rotseidene Schärpen wie das englische Militär. Alle hatten breite Hosen aus weißem Zeuge und die persische Nationalmütze aus Schafsfell. Statt der persischen Pantoffeln hatten sie Stiefel, welche sie lange nicht anziehen wollten, bis sie am Ende doch dem Beispiele des Thronfolgers folgten. Die Gewehre waren aus England, die Kanonen wurden in Täbriz selbst gegossen, auch gutes Pulver erzeugte man. Die Manöver waren einfach und hatten hauptsächlich den einen Zweck im Auge, die Massen bei Bewegungen zusammenzuhalten und gut zu schießen. Die reitende Artillerie und die Kavallerie trugen englische Säbel, die Infanterie das Bajonett an der Seite. Der Sold dieser Truppen war größer als der einer andern Truppenklasse. Die Offiziere bezogen von 40—500 Tuman jährlich, der gemeine Mann 10 Tuman nebst manchen Uniformstücken und Rationen im Dienste. Als ermunternde Zugabe für diesen neuen Zweig der Armee wurden den Soldaten Kronländereien zu günstigern Bedingungen als irgend einem andern Inhaber abgegeben. Prinz Abbas Mirza starb im Jahre 1833, zu derselben Zeit, als er seinen ältesten Sohn, Mohammed Mirza (späterhin Mohammed Schah), mit dem Heere gen Herat geschickt hatte.

Offizieren eingeübt waren, wurde von der Regierung bekleidet, bewaffnet und besoldet und auf einem Fuße gehalten, der von dem der Miliz verschieden war. Sie wurden dann bei der Bildung der jetzigen regulären Truppenteile zu Grunde gelegt.

Der Hauptfehler des persischen Heeres besteht darin, daß es an irgend welchen Bestimmungen für eine Mobilisierung fehlt und in dieser Hinsicht alles von den augenblicklichen Entschlüssen des Schah abhängt. Zudem mangelt ein einheitlicher Oberbefehl bei diesen Truppen mit ihrer zum Teil veralteten Organisation, die in den einzelnen Ressorts vom Kriegsminister abhängig, aber in der Oberleitung, Bewaffnung und Equipierung verschieden erscheint.

An einer Seemacht fehlt es Iran gänzlich, ungeachtet es nach zwei Seiten hin an das Meer stößt.

16. Das Leben der Europäer in Persien.

Es ist eine unleugbare Thatsache, daß gewöhnlich niemand aus Neigung oder um des schönen Klimas willen nach Persien geht. Der dortige Aufenthalt gilt dem Europäer als ein Exil; Offiziere, Ärzte, Kaufleute &c. betrachten das Leben in Persien im Lichte äußerer Rücksichten. Wer sich ein Vermögen oder das Anrecht auf eine namhafte Pension gesichert, der segnet den Tag der Heimkehr. Ausnahmen bilden etwa der General Madrazzo und die seit ungefähr sechs Jahren zum Schiitismus übergetretene Familie des Baron Staudach. Niemand sollte sich ein Urteil über Persien erlauben, der nicht wenigstens eine heiße Zeit im Lande zugebracht hat. Von Mitte Mai bis Mitte September kehrt „das Land der Sonne" Seiten heraus, von denen der Reisende, welcher es bloß während der kalten Monate kennen gelernt hat, nicht entfernt eine Vorstellung besitzt. Ich will hier nicht des nähern auf das freudlose Leben des eigentlichen Sommers und die Gefahren eingehen, welche vor allem andern Sonnenglut und Fieber mit sich bringen. Wer nicht früher Gelegenheit gehabt hat, sich mit einer tropenmäßigen Kopfbedeckung zu versehen, der darf nicht versäumen, sich einen starken Hut aus Kork oder Mark mit einer breiten, niederfallenden, das Genick beschattenden Krempe zu kaufen. Auch sind schwarze Gläser ratsam, und zwar solche, welche das Auge auch auf der Seite unter der Schläfe beschatten. Eine weitere notwendige Vorsichtsmaßregel ist die Impfung; denn die Pocken grassieren beständig in Persien, namentlich im Monate Februar, und die Gefahr der Ansteckung ist bei den mangelhaften sanitären Einrichtungen eine viel größere als in Europa.

Gasthöfe giebt es überhaupt nur in Kazvin und Tehran; an weniger besuchten Orten findet man zur Unterkunft wohl eine sogen. Karawanserai

oder ein Posthaus (tschaparkhanäh) mit wenigen Zimmern (Fig. 35), in die man alles Erforderliche mitbringen muß, vor allen Dingen einen Koch und das nötige Küchengerät und Eßgeschirr. Oft genug ist der Reisende einfach auf Gastfreundschaft in europäischen oder armenischen Häusern angewiesen.

Die Tagesordnung, der man sich in einem Armenierhause unterwerfen muß, ist überall die gleiche. Früh nach dem Erwachen erhält man zunächst sirupartig eingemachte, überaus süße Früchte, namentlich Weichselkirschen, vielfach auch Rosenblätter, sogen. Dultschatze, die man mit Wasser und Mastixliqueur genießt. Später folgt Tschai (Thee) mit mehreren Wiederholungen meist ohne irgend etwas Brotartiges. Hierauf gehen Wirt und Gast ihren Geschäften nach, ohne sich während des Tages weiter um einander zu bekümmern. Erst abends nach 6 Uhr findet man sich wieder zusammen. Dann plaudert man, auf den Wandpolstern eines Empfangszimmers liegend, von den Erlebnissen des Tages und genießt dazu wieder den unvermeidlichen Mastix, indem man gleichzeitig von herumgereichten trockenen oder frischen Früchten nascht. Die danach im Speisezimmer eingenommene Hauptmahlzeit ist immer besonders reich an Gemüsen. Beispielsweise liebt man vor allem gefüllte Kürbisse, gefüllte Wein- oder Nußblätter, Bohnen und Salat. An der Tafel des reichen Armeniers fehlen zu bestimmten Jahreszeiten außer den ständigen Geflügelbraten und Ragouts selten Forellen und Krebse. Merkwürdig ist die Sitte, stets die ganzen Tischkanten ringsum hoch mit Scheiben von Brot zu belegen, welches die Armenier gleichwie die Perser während des Mahles in großen Mengen hinunterschlingen. Als Getränk wird der besonders beliebte Kazviner oder Khullarer Wein kredenzt. Den Beschluß macht ein weiteres Plauderstündchen im Salon, während dessen bei außergewöhnlichen Gelegenheiten auch Bier gereicht wird. Etwa mitanwesende strenggläubige Perser verschmähen indes auch dieses. Bereits vor 9 Uhr sucht man das Lager auf, das in der Regel von Matten und Polstern, die man auf die Diele breitet, gebildet wird. Frühaufstehen ist allgemeine Sitte.

Wenn ich es unternehme, einen europäischen Haushalt zu schildern, so muß ich naturgemäß von mancherlei Abweichungen absehen, die in den lokalen Eigentümlichkeiten und in dem Range oder den Vermögensverhältnissen des Hausherrn begründet sind. Der äußere Zuschnitt, namentlich die Anzahl der Diener, ist jedoch bei Europäern, die zur Gesellschaft gehören, im großen und ganzen übereinstimmend, ob nun die Zahl der Familienangehörigen größer oder kleiner sei. Ich habe bei meiner Darstellung das Hauswesen eines europäischen Militärinstruktors im Auge und entlehne die Einzelheiten zum Teil den Notizen, welche ich mir während meines dreijährigen Aufenthaltes dort gemacht habe.

Zu S. 142.

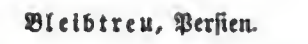


Fig. 35. Persisches Posthaus.

Die Häuser (Fig. 36) sind einfache, zumeist in Gärten stehende Gebäude mit plattem Dach (schirvani). Sämtliches Mauerwerk wird aus sonnengetrockneten Lehmziegeln, mit Thonstroh (kahgil) vermischt, aufgeführt, das der Paläste mit tief eingelassenen, schweren, mit Gips verkleideten Steinplatten besetzt, welche unter sich durch Haken und Holzbalken verbunden werden. Der Keller des Hauses heißt Sirsemin, das Unterhaus Khanäh, der darüber befindliche Teil Kusch, der nächsthöhere Dschause und das oberste Stockwerk Kasser. Die offenen, mit niedrigen Gittern versehenen Gemächer nennen die Perser Aivan. Man findet dieselben nicht selten an allen vier Seiten des Hauses angebracht, und sie werden während der heißen Jahreszeit allgemein als Schlafkammern benutzt. Im Winter dagegen hält man sich

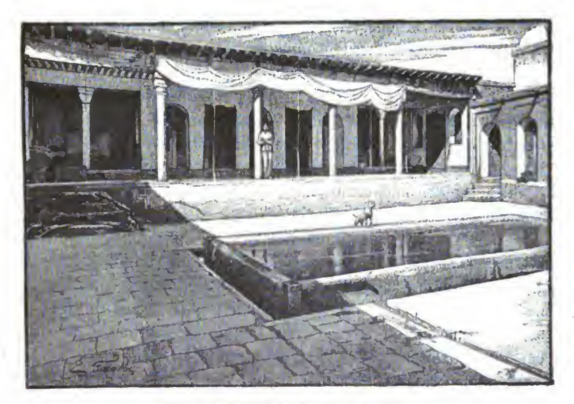


Fig. 36. Persisches Haus nach der Hofseite.

ausschließlich im Unterteile des Hauses auf. Im allgemeinen besitzt ein jedes Haus einen Vorhof (häjat), durch welchen man zu den Wohnabteilungen und Gemächern gehen muß. Die Häuser gehören ausnahmslos Eingeborenen und werden von Europäern meistens auf drei Jahre gemietet; ein Haus von 7—8 Zimmern (ataks) kostet 80—120 Tuman im Jahre, in den Jeylocks oder Sommersitzen viel weniger. Das Haus hat außerordentlich wenig Fenster, manchmal gar keine, dagegen um so mehr Thüren. Die Zimmer sind 5—7 m hoch, die Wände fast durchgehends mit Malereien bedeckt. Jedes Zimmer belegt man mit einer aus dünnem Rohr geflochtenen Matte (chasir), die für den Raum besonders hergestellt wird. Über derselben liegt entweder eine wollene Fußdecke (gelim) oder ein hübscher Teppich

(kalitschah). Die Badevorrichtung ist meistens sehr einfach; geräumige Steinwannen habe ich nur in den größten Häusern gesehen. Die Küche befindet sich am äußersten Ende des Hauses, da deren Düfte und die Wärme des Herdes sehr lästig werden würden. Das Mobiliar pflegt in den Haushaltungen mangelhaft und auf das Notwendigste beschränkt zu sein; nur der Empfangssalon (talar) ist hübsch eingerichtet. Im übrigen fragt man nicht nach Schönheit, sondern nach Bequemlichkeit, dem ersten Erfordernis, welchem alle häuslichen Rücksichten untergeordnet werden. Der Europäer kann seine persische Wohnung eben nie als ein wirkliches Heim betrachten; darum ist alles auf den Fall eines baldigen Abbruches eingerichtet; schon wenn ein Offizier versetzt wird, lohnt es sich bei den riesigen Entfernungen fast nie, irgend etwas an Möbeln mit sich zu nehmen. Kleiderschränke, Tische, Stühle ꝛc. wechseln beständig ihre Besitzer und sehen natürlich oft nicht nur altväterisch, sondern auch recht abgenützt aus.

Zu den Notwendigkeiten des Lebens in Persien gehören für den Europäer Wagen und Pferde; ohne sie kann sich auch der minder glänzend Gestellte nicht behelfen. Ein junger Mann mag sich auf ein Reitpferd beschränken, doch wird er an den schwülen Sommerabenden die Spazierfahrt in einem bequemen europäischen Wagen schmerzlich vermissen. Mit Pferden wird ein außergewöhnlicher Luxus getrieben; meistens wird die Rasse der Turkmenen verwendet.

Man ißt in Persien gut und reichlich, um sich gegen das aufreibende Klima widerstandsfähig zu erhalten. Der leicht sich einstellenden Appetitlosigkeit wird durch scharfgewürzte Speisen entgegengewirkt. Beim Genuß geistiger Getränke ist große Mäßigkeit ratsam; aber völlige Enthaltsamkeit ist vom Übel und führt bei dem an den Genuß von Spirituosen Gewöhnten zu baldiger Entkräftung. Von dem für den Export stärker gebrauten Bier aus Kasan und Kiew pflegt man nicht mehr als 1—2 Flaschen des Tages zu sich zu nehmen, da es leicht Verdauungsbeschwerden hervorruft. Ich persönlich würde deshalb raten, Bier nur in der kalten Zeit, im übrigen Jahre dagegen täglich eine halbe Flasche Rotwein zu trinken. Bei Abendgesellschaften pflegt Champagner gereicht zu werden.

Die Lebensmittel sind in ganz Persien sehr billig. Nachfolgende Angaben mögen dies veranschaulichen: 1 Män (3,312 kg) Hammelfleisch $1^1/_2$—2 Mk., dieselbe Menge Rindfleisch 1 Mk., Brot 25—40 Pfg., Reis 80 Pfg., 1.10—1.40 Mk., Javazucker 4.30 Mk.; 1 Huhn 40—80 Pfg.; 40 Eier 80 Pfg.; 100 Män (331,2 kg) Brennholz $5^1/_2$—12 Mk., Gerste 20—24 Mk., Stroh 7.20—8 Mk.

Eine notwendige Vorbedingung für das Wohlbefinden des Europäers ist, selbst im Sommer, rasche und reichliche Bewegung im Freien, für welche die Zeit nicht fern von Sonnenuntergang und die frühen Morgenstunden

zu benutzen sind. Die praktischen Engländer der Tehraner Gesandtschaft und der englisch-indischen Telegraphenlinie haben in den letzten Jahren das Lawn-tennis-Spiel eingeführt, das den dortigen Lebensverhältnissen in ausgezeichneter Weise entspricht, um so mehr, als sich die Damen an demselben beteiligen können.

Die Nachtruhe im Sommer gehört im betrübendsten Sinne des Wortes zu den Schattenseiten des persischen Lebens. Zwar ist das Bett zum Schutze gegen die Mosquitos mit Vorhängen aus feiner Gaze, sogen. Peschedans, versehen, die an einem Holzgestell angebunden und sorgfältig unter die Matratze gestopft werden; aber trotzdem finden die entsetzlichen Quälgeister nur gar zu oft den Weg ins Innere. Das Geschrei der hungernden Schakale ist die Ouverture, dann setzen die Straßenhunde ein, nach einer Pause beginnen die Esel mit ihrem grunzenden Gebrüll, das alles nicht selten begleitet von den schrillen Tönen einheimischer musikalischen Instrumente. Dazu kommen Katzen, Haushunde, Fledermäuse, Ratten und sonstiges Viehzeug ins Zimmer.

Nichts ist für einen persischen Haushalt so bezeichnend als die große Zahl der Diener, wie sie durch die landesübliche Arbeitsteilung auch unter einfachen Verhältnissen nötig wird. Da ist 1. der Koch mit einem monatlichen Gehalt von 30—40 Keran, 2. ein Hauptdiener mit 30—40 Keran, 3. ein Diener zur Aufwartung mit 30—40 Keran, 4. ein Diener zur Begleitung mit 25—30 Keran, 5. die Dienerin der Hausfrau mit 30 Keran, 6. der Kutscher mit 40—60 Keran, 7. der Stallknecht mit 20—30 Keran, 8. die Waschfrau mit 30 Keran, 9. der Wasserträger mit 10—15 Keran, 10. der Gärtner mit 25—30 Keran, 11. die Thorwache, bestehend aus Soldaten der persischen Armee, mit 20 Keran der Mann.

Alle diese Leute begeben sich, mit Ausnahme der Wache (karaul), abends nach ihrer Wohnung und stellen sich des Morgens wieder im Hause ihres Herrn ein. Um die persönlichen Verhältnisse der Diener kümmert sich der Europäer nicht, wie er ja auch weder für die Verköstigung noch für andere Lebensbedürfnisse derselben zu sorgen hat; nur darf ein Geschenk (ina'am) zum Id-i-Nou Roze nicht fehlen, und denjenigen Dienern, welche, wie z. B. der Kutscher, nach außen zu repräsentieren haben, wird eine Livree mit buntem Besatz geliefert. Von seinem persönlichen Diener pflegt man täglich genaue Abrechnung zu verlangen. Denn weiß einer, daß ihm unablässig auf die Finger gesehen wird, und jede Veruntreuung sofort entdeckt werden würde, so kann man ihm getrost die Verwaltung seines Inventars und der Geldsummen, die man im Hause hält, überlassen; zu einer Unterschlagung in großem Stil fehlt es den Leuten an dem Mut, es sei denn, daß sie bei einem alleinstehenden Herrn dienen, der erkrankt und dem Tode nahe ist. Wer in der Wahl seiner Dienerschaft Glück gehabt hat und kein allzu großes Gewicht auf kleine Veruntreuungen legt, wird kaum wünschen,

seine persischen Diener gegen europäische zu vertauschen, da ihm diese schwerlich ein solches Maß von Bequemlichkeit verschaffen könnten. Besondere Anerkennung verdient die Geschicklichkeit der Köche, welche es verstehen, selbst mit den geringsten Mitteln Mahlzeiten von mehreren Gängen herzustellen. Auf Reisen in Gegenden, wo die Kultur ein Ende hat, führen dieselben nur einige wenige Geschirre mit sich, improvisieren einen Herd, indem sie ein paar Löcher in den Erdboden graben, und liefern, wenn nur Hühner, Eier und einige Vegetabilien aufzutreiben sind, dem Herrn ein Nähar (Frühstück) und ein Scham (Diner) ganz wie zu Hause. Hat sich ein Diener den Unwillen seines Herrn zugezogen, so macht dieser sich gewöhnlich in Scheltreden voll orientalischen Schwulstes Luft; nicht nur der Übelthäter, sondern auch sein Vater und seine Mutter, seine Großeltern und Urgroßeltern werden mit argen Namen belegt; man wünscht ihm, daß sein Vater verbrennen solle u. a. m.

Wird man zu einem Diner in dem Hause eines vornehmen Persers eingeladen, so wird man von dem Wirt, seinen Söhnen und sonstigen Familienangehörigen männlichen Geschlechts empfangen, aber nirgends wird man eine Spur von dem Vorhandensein einer Frau bemerken. Noch weniger darf man sich den Verstoß gegen das Anstandsgefühl erlauben, auf die Gattin oder die Tochter eines Mannes anzuspielen; er ignoriert Weib und Töchter und erwartet von dir, daß du dasselbe thust. Eine praktische Schranke zwischen Perserinnen und Europäerinnen besteht in der Thatsache, daß eine Europäerin gewöhnlich nur in sehr beschränkter Weise mit der Sprache des Landes vertraut ist. Selbst unter den Männern, welche jeden Tag persisch reden, sind nur wenige im stande, über irgend einen Gegenstand außer ihrem Berufszweige diese Sprache fließend zu sprechen. Jedermann lernt nur das für seine eigenen Erfordernisse nötige, oft seltsam beschränkte Wörterverzeichnis, aber zu irgend einer allgemeinen Unterhaltung über abstrakte Gegenstände wären die wenigsten fähig.

Das Familienleben leidet in Persien unter der oft herantretenden Notwendigkeit, die Frau, wenn ihre Konstitution dem Klima nicht gewachsen ist und die Sommerfrische in den Bergen sich als unzureichende Kur erweist, auf längere Zeit und nicht selten für immer nach Europa zu schicken. Dann ist es unumgänglich, die Kinder während der ganzen Zeit ihrer Entwicklung dem verderblichen Einflusse des persischen Klimas zu entziehen. Selbst wenn physiologische Gründe den Aufenthalt der Kinder von etwa dem siebenten bis zum siebenzehnten Jahre in Persien nicht verbieten würden, könnte man doch denselben drüben nicht die erforderliche Schulbildung zu teil werden lassen; ja man darf noch einen Schritt weiter gehen und sagen: Es ist fast ein Ding der Unmöglichkeit, dem entsittlichenden Einfluß der eingeborenen Dienerschaft zu begegnen und in Persien aus einem europäischen Kinde einen anständigen Menschen heranzuziehen.

17. Die politische Lage Persiens.

Persien hat eigentlich erst in unsern Tagen wieder angefangen, von seinem Dasein Kunde zu geben. Der neuerliche Besuch der bedeutendsten europäischen Staaten seitens des Schah, die Errichtung von Gesandtschaften sämtlicher Großstaaten Europas und der Republik Nordamerikas in Tehran, endlich das jetzige hastige Vordringen Rußlands in Centralasien längs der Ostgrenzen Persiens bis ganz in die Nähe Herats lenken besonders die allgemeine Aufmerksamkeit auf das „Land der Sonne und des Löwen".

Obwohl schon im 17. Jahrhundert von unsern politischen Missionen und Kaufleuten aufgesucht, blieb Persien doch immer ein versiegeltes Buch, und was Chardin von der Macht des Sefidenreiches und von der Pracht des gigantischen Isfahan erzählte, galt lange Zeit für das Spiegelbild der bestehenden Verhältnisse. Das 18. Jahrhundert brachte über das Perserreich unheilvolle Bürgerkriege, Ruinen und Elend, und als im Beginne des jetzigen Jahrhunderts Napoleon I. das Netz seiner für die damalige Zeit noch phantastischen Pläne auch über ganz Persien ausbreitete[1], da fanden die europäischen Gesandten nur noch die erbärmlichen Schatten vergangener Herrlichkeit vor. Der Begründer der heute regierenden Kadscharendynastie war sozusagen der letzte Typus altasiatischer Despoten; er mordete, raubte und eroberte nach Herzenslust, und sein Nachfolger Fatch Ali, der Mann mit dem längsten Barte im Lande und mit den herrlichsten Juwelen auf der Königsmütze, hätte sich ganz bequem auf dem breiten Königsthrone ausstrecken können, wenn die von Norden sich herabsenkenden Schatten der Russenmacht ihm nicht hie und da in gleichem Maße den Blick getrübt hätten, wie die vom Süden aufwärtsstrebenden Lichtstrahlen englischer Erfolge in Ostindien ihm die Augen in unliebsamer Weise blendeten. Persien wurde frühzeitig der Spielball dieser beiden europäischen Kolosse, deren Nebenbuhlerschaft ihm gewaltige Verlegenheiten bereitete und es sozusagen auf die Schulbank drängte — natürlich nicht aus Liebe zur Sache, sondern nur in der Hoffnung auf eine günstige Abwehr europäischer Kultur.

---

[1] Napoleon I. nahm in seinem Ehrgeize lebhaft jeden Plan auf, der nur entfernte Aussicht darbot, England treffen zu können, und so lag es in seiner Absicht, den Schah auf die britischen Besitzungen in Indien zu hetzen. Die englische Regierung geriet über diese Schritte in große Besorgnis, und ihre Gegenbemühungen führten zu einem unmittelbaren Verkehr mit der persischen Regierung, die binnen fünf Jahren durch zwei Gesandtschaften vom englischen Könige beehrt wurde. Schah Fatch Ali hatte auf die Eröffnungen Napoleons gehört in der Hoffnung, daß dessen Vermittlung oder Macht ihm zum Wiederbesitz Georgiens verhelfen würde; doch als der Wechsel in den Verhältnissen Europas den französischen Kaiser zwang, seine Pläne auf Asien aufzugeben, kehrte der Perser zum Bündnis mit England zurück.

Die Thronbesteigung Mohammeds, des Vaters des jetzt regierenden Königs, stieß auf geringern Widerstand, als man allgemein erwarten mußte. In den ausgesogenen Provinzen, in den verkommenen Städten konnten nicht einmal die Elemente eines kräftigen und hartnäckigen Bürgerkrieges geweckt werden, obwohl die Lust dazu den zahlreichen Thronprätendenten nicht fehlte. Fatch Ali hatte in den letzten Jahren seiner Herrschaft, wo sein alternder Geist immer schwächer, sein Geiz, seine Habsucht und Üppigkeit immer stärker wurden, die Verwaltung und Einkünfte der Provinzen vollständig seinen vielen Söhnen überlassen. Er pflegte damit die vielköpfige Hydra der Prätendenten und Parteiungen. Als ihn endlich im Jahre 1835 zu Isfahan der Tod erreichte, suchte jeder seiner Söhne seinen Anhang zu vermehren, um des verwaisten Thrones Herr zu werden. Aber die materiellen Mittel reichten nicht aus zur Befriedigung ihrer Herrschergelüste. Diese Mittel waren ebenso armselig, als der Charakter der Prinzen schwach, ihr Geist unbedeutend war. So reichte die geringe Macht des jungen Thronerben und die Unterstützung, welche ihm englisches Gold und die Organisierung eines kleinen geschulten Truppencorps unter dem Befehle der englischen Offiziere Nisbitt und Sir Henry Bethune Lindsay zuführte, vollkommen hin, ihm den Erfolg zu sichern, den Zil-es-Sultan, welcher sich zu Tehran in aller Eile zum Schah von Persien hatte ausrufen lassen, wieder zu stürzen, die rebellischen Oheime in Fars zu Paaren zu treiben und siegreich den Einzug in die neue persische Hauptstadt zu halten. Das persische Reich war zu tief zerrüttet und geschwächt und die Nachbarreiche ihrerseits waren zu ohnmächtig, um Mohammed und seinen europäischen Schützern einen ebenbürtigen Nebenbuhler entgegenstellen zu können. Auch das Afscharengeschlecht war zu sehr herabgekommen, um aus seiner Mitte gegen die herrschende Kadscharenfamilie einen Mann vom Schlage Nadir Schahs — barbarischen Angedenkens — als Führer einer Parteibewegung zu stellen. Selbst in den fernsten Provinzen siegte überall die von englischen Befehlshabern aufrechterhaltene europäische Zucht der neuformierten Truppen über die asiatische Unordnung und Unfähigkeit. Die rebellischen Oheime vermochten diesem kleinen Corps nur schwachen Widerstand entgegenzustellen und wurden großenteils als Gefangene nach Tehran geschickt, wo die einen der Cholera oder der Kerkerluft erlagen, die andern aber später Gnade fanden und teilweise wieder als Statthalter angestellt wurden.

Nach dem Tode Nasreddins wird aller Wahrscheinlichkeit nach zwischen dessen Söhnen ein Kampf um die Krone entbrennen. Zil-es-Sultan wird sich auf das Recht der Erstgeburt, der andere, Muzaffer-ed-din Mirza, sich darauf berufen, daß er bereits seit seiner Geburt als der Nachfolger seines Vaters bezeichnet wird. In demselben Augenblicke aber, wo die beiden Brüder gegeneinander das Schwert ziehen, werden auch andere, der Dynastie der

Kadscharen vollständig fremde Thronbewerber aufstehen und der eine oder andere gewiß politische Strebungen bekunden, die den im Gulistanschen Traktat vorhergesehenen und für Rußland bindenden Bestimmungen widersprechen werden. Auf diese Weise kann der bevorstehende Kampf um den persischen Thron sowohl im eigenen Interesse Rußlands als auch im Interesse der Dynastie der Kadscharen eine Einmischung Rußlands nach sich ziehen.

* * *

Alle Nachrichten, welche aus Centralasien über Tehran nach Europa gelangen, lassen auf die Thatsache einer allgemeinen Beunruhigung der Grenzländer seitens des auf stete Gebietserweiterung bedachten Rußlands schließen; in nicht zu ferner Zeit ist demnach eine Krisis zu gewärtigen. Denn nach eigenem Geständnis geht Rußland nach Süden vor, „langsam wie die Schildkröte, aber auch ebenso sicher".

Da ist vor allem der im Jahre 1887 erfolgte Einfall der Turkmenen des Ata-Bai-Stammes am linken Ufer des Etrekflusses, die auf persisches Gebiet einfielen, plünderten, raubten und mordeten; sie sollen selbst, was außergewöhnlich ist, 30 Perser ums Leben gebracht haben. Diese Helden hätten das Wagestück einer Aleman (Raubzug) nach Persien unter den heutigen Umständen keineswegs unternommen, wenn ihnen nicht im voraus seitens der hart anwohnenden russischen Behörden freies Geleit versprochen worden wäre. Am Etrek und Görgen getraut sich sonst kein Turkmene mehr, ohne russische Einwilligung sich vom Platze zu rühren, und daß sie nun sogar stark bewaffnet aufmarschiert sind, beweist klar, daß den Russen diese Bewegung erwünscht gewesen. Denn Persien hat sich in neuerer Zeit etwas widerhaarig gezeigt, es liebäugelt zu viel mit den Engländern, es wehrt sich gegen die russische Umarmung von Chorasan, es hat Ejub Khan der anglo-indischen Regierung ausgeliefert. Neuerdings scheint eine Drohung Rußlands nach Tehran abgegangen zu sein und den Schah in solche Furcht versetzt zu haben, daß er seinen Sohn Zil-es-Sultan von der Statthalterschaft Isfahans abberufen hat. Dieser Prinz gilt als der tüchtigste, erfahrenste und gebildetste Sohn des jetzigen Königs und ist durch und durch englisch gesinnt, ebenso wie sein Nebenbuhler, der in Täbriz residierende Kronprinz Muzaffer-ed-din, durch seine streng russischen Sympathien von jeher bekannt und bei dem persischen Volke nicht beliebt ist. Die Absetzung Zil-es-Sultans soll daher eine Abweisung des britischen Einflusses und das Einlenken in russisches Fahrwasser bedeuten. Wie lange Rußland sich mit diesem Erfolge seiner bis zum Überdrusse bekannten Einschüchterungsmethode Persien gegenüber zufriedengeben wird, hängt von den in absehbarer Zeit eintretenden Ereignissen in Afghanistan ab.

Nicht nur wird Englands politischer und kommerzieller Einfluß in Chorasan in erschreckender Weise zurückgedrängt, sondern russische Sendlinge untergraben auch weidlich die ganze Provinz von Herat und dehnen die Aufwiegelungen über Ferrah und Sebzevar bis an das rechte Ufer des Hilmend aus. Daß England diesem russischen diplomatischen Feldzuge gegenüber es an einer entsprechenden Thätigkeit nicht fehlen läßt, ist selbstverständlich. Obwohl Sir Henry Drummond Wolff im Rufe eines energischen, vorsichtigen und zum Umgange mit Orientalen vollauf geeigneten Diplomaten steht, hatte er bei den ränkesüchtigen persischen Ministern eine sehr schwierige Stellung; denn seine Aufgabe war, die in Persien stark festsitzende russische Suprematie zu beseitigen. Wenn russenfreundliche Preßstimmen von einem starken Wachstum russischen Einflusses am persischen Hofe zu erzählen wissen, so lassen sich doch die Zugeständnisse, welche Rußland vom Schah in betreff der Errichtung des russischen Generalkonsulats in Mäschhäd u. s. w. zu erzwingen gewußt hatte, nicht annähernd mit denen vergleichen, welche England vorher durch die Freigebung der Schiffahrt auf dem Karun erhalten hatte.

Unbestritten hat England ein Interesse daran, Persien vom Süden aus zu kultivieren, in der richtigen Auffassung, daß ein mächtiges Persien ein mächtiger Bundesgenosse Englands im centralasiatischen Kampfe werden könnte. Beläuft sich ja der Handel seines indischen Reiches allein mit Persien auf etwa 30 Millionen Pfund Sterling jährlich. Noch vor der amtlichen Thätigkeit des nunmehr abberufenen englischen Vertreters am persischen Hofe, Sir Drummond Wolff, wurde der erste Teil jener Eisenbahn, welche die Hauptstadt des persischen Reiches mit dem Kaspischen Meere verbinden soll, in Betrieb gesetzt. Die 1500 km, welche zwischen Tehran und Räscht, dem Hafen an der Südküste des großen russischen Binnenmeeres, liegen, werden bei der großen Fertigkeit, welche die Russen in den letzten Jahren im Eisenbahnbau bewiesen haben, wohl schon in kurzer Zeit befahren werden. Das Kabinett von St. James ist begreiflicherweise ob der russischen Eisenbahn nach Tehran stutzig geworden und hat demzufolge den Dispositionsfonds seines Vertreters in Tehran auf 250 000 Pfund Sterling jährlich erhöht. Im Jahre 1889 bemühte sich Englands Vertreter, den Karunfluß den englischen Dampfschiffen, die den Euphrat und Tigris befahren, zugänglich zu machen. Durch die Freigebung der Schiffahrt auf diesem Flusse soll Persien dem englischen Einfluß sowohl auf politischem als auf kommerziellem Gebiete geöffnet werden. Indessen zögerte der Schah, auf die Kombination einzugehen, teilweise, weil Übereilung seine Sache überhaupt nie war, teilweise, weil er sich fürchtete, dadurch irgendwie die Unzufriedenheit der Russen hervorzurufen. Nachdem aber in demselben Jahre Fürst Dolgorukij zur Begrüßung des Zaren von

Tehran nach dem Kaukasus sich begeben hatte, setzte Sir Drummond Wolff beim Premierminister des Schah alle Hebel in Bewegung, um diese Konzession endlich zu erlangen. Nach langwierigen Verhandlungen gab der Schah dem Rate seines ersten Ministers nach, der durch das vom 18. Oktober 1889 datierte Distichat des Schah sämtlichen in Tehran beglaubigten Missionen eröffnete, daß künftighin die Schiffahrt auf dem Karunflusse offen sei für Handelsschiffe aller Nationen, und zwar von Muhammärah an der türkischen Grenze bis nach Ahvaz.

Soll die freie Schiffahrt auf dem Karun einen internationalen Wert erlangen, so muß die Strecke von Ahvaz bis Schustär reguliert und müssen in weiterer Folge die seit Jahrhunderten verwahrlosten Karawanenstraßen von Ahvaz über Komeschen oder von Schustär nach Isfahan und Tehran hergestellt werden. Der bisherige Hauptkarawanenweg von Buschähr über Schiras-Isfahan nach Tehran ist fast doppelt, jener von Täbriz nach Tehran aber nahezu dritthalbmal so lang. Alles in allem scheint die Linie Karun-Schustär-Tehran auch für den Handel der andern Handelsnationen vorteilhaft zu sein.

Was bedeutet nun aber der Karun für Englands Erfolge des weitern? Englisches Kapital, gedeckt durch die formellen Verheißungen des Schah, wird nicht länger säumen, massenhaft nach Persien einzuströmen und dort die Herstellung von Verkehrsstraßen, Gründung von Geldinstituten u. s. w. vorzunehmen. Auch noch anderer wichtiger Pläne ist zu erwähnen, um deren Durchführung der neuernannte englische Gesandte, Sir Lascelles, sich jetzt ganz besonders bemühen würde. Es sind das zwei schon von früher her bekannte Eisenbahnunternehmen, zu denen sich in neuester Zeit noch mehrere andere hinzugesellt haben; zu den erstern gehört dasjenige des Baron Reuter, das im Jahre 1873 vom Schah bereits genehmigt wurde. Diese Eisenbahn sollte von Buschähr über Isfahan, Tehran, Räscht und Täbriz mit dem russischen Eisenbahnnetz in Verbindung gebracht werden. Der Hauptzweck der Engländer ging aber dahin, die Bahn vom Persischen Golf bis nach Isfahan und vielleicht auch Tehran auszubauen und die nördliche Linie für eine unbestimmte Zukunft aufzuschieben. Nach einem zweiten englischen Plane sollte daher Isfahan zum Knotenpunkt eines persischen Eisenbahnnetzes werden, von dem aus eine Bahnlinie über Jäzd nach Bandär Abbas und weiter längs der Küste des Indischen Meeres durch Beludschistan über Kuratschi nach Indien, die zweite von Isfahan westlich nach Bagdad und Mossul und eine dritte in nordwestlicher Richtung nach Tehran geführt werden sollte. Dieses Eisenbahnnetz hatte den ausschließlichen Zweck, den politischen und strategischen Interessen Englands zu dienen. Die Linie sollte dann weiter über Bagdad-Mossul, Diarbekr, Sivas, Angora, Ismid nach Konstantinopel geleitet werden; doch sind alle diese Bahnen

infolge der Intriguen der russischen Diplomatie bisher unausgeführt geblieben. Wenn sich die persische Regierung thatsächlich an England anschließen will, so wird man dies wohl sehr bald an den weitern Konzessionen erkennen, die der Schah im Persischen Golf an England machen wird. Es handelt sich hier um verschiedene Pachtpläne, durch welche die Imame von Maskat, wie die Sultane von Oman (Vasallen Englands) genannt werden, die Insel Kischm (Taviläh) mit ihren reichen Korallenfischereien einzuheimsen hoffen. Diese Insel hat für England Persien gegenüber eine gleiche strategische Bedeutung, wie sie der Insel Cypern als Stützpunkt für die Erwerbung von Syrien, Mesopotamien, Armenien und Kurdistan erwachsen könnte.

Wenn auch russische Preßstimmen versichern, daß Rußlands Absichten nur rein kultureller Natur seien, so kann die unausgesetzt versuchte Revolutionierung im nördlichen Afghanistan sowie in den persischen Gebieten des Etrek- und Görgenflusses keinen ernsten Politiker über die eigentlichen Endziele Rußlands täuschen. Seit Jahrzehnten rücken die Russen allmählich in Centralasien vor: Samarkand (1868), Bokhara (1870), Chiwa (1873), Chokand (1876), Merw (1882) sind die wichtigsten Stationen dieses mit seltener Geschicklichkeit unternommenen Eroberungszuges. Rußlands Bemühen geht vor allem dahin, sein Eisenbahnnetz über Afghanistan auszubreiten. Am 13. December 1886 wurde die Eisenbahnlinie von Merw nach Tschardschui eröffnet; dort wurde 1887 die größte hölzerne Eisenbahnbrücke der Welt erbaut, die 4 km lange Brücke über den Amu Darja, und am 27. Mai 1888 traf der erste Zug in Samarkand ein. Im Jahre 1893 erhielt General Annenkoff den Befehl, die Bahn bis Taschkend auszubauen, und dadurch wird Turkestan mit dem Kaspischen Meere und Afghanistan in unmittelbarer Verbindung stehen. Andererseits denken die Russen natürlich auch daran, die Eisenbahn nicht nur von Merw über Serachs nach Herat, sondern bis nach Sibi (südwestlich von Kandahar) fortzuführen, wo die von Schikarpur an den Indus führende Eisenbahn beginnt. Haben die Russen einmal in Kabul festen Fuß gefaßt, so ist, nach einem Ausspruche Iskander Khans, eines eingeborenen Fürsten, nichts auf der Welt im stande, sie von dort zu verdrängen.

Wir fassen den Stand der Dinge in Centralasien mit wenigen Sätzen zusammen. Rußland ist auf asiatischem Boden in seinem eigentlichen Element, wie England auf dem Ocean unverwundbar, ja fast unantastbar. Einen Angriffskrieg von seiten Englands hat Rußland in Asien nie zu fürchten. Rauhe Gebirgsfesten, unwirtbare Wildnisse und Steppen schützen hier seine Grenzen. Rußland hätte bei einem Zuge nach Indien heute geringere Hindernisse zu beseitigen als alle frühern Eroberer, welche diese Richtung genommen. Alexander, Timur und Nadir Schah mußten auf

dem Wege schon einen weit stärkern Widerstand bewältigen, als ihn heute russische Invasionsheere in den militärisch ohnmächtigen Zwischenstaaten finden würden. Der Beistand des Schah von Persien und des Emirs von Afghanistan zu einem russischen Zuge gegen Indien ist nicht ausgeschlossen, um so weniger, als diese Fürsten ihre Schwäche gegen Rußland kennen und fühlen und nur die Wahl hätten, dem Eroberer sich anzuschließen oder von ihm zermalmt zu werden. Unzweifelhaft spottet die Zukunft des Orients alles berechnenden Weissagens, weil unvorhergesehene Fälle, wie die Möglichkeit des Erscheinens großer Männer, welche mit mächtiger Hand in die Geschichte eingreifen, niemals ausgeschlossen werden können.

Vierter Teil.

Beschreibung der bemerkenswertesten Orte und Ruinen Persiens.

1. Tehran samt Schimran, Isfahan, Kum, Kaschan, Hamadan, Kazvin, Sultanieh.

Im nordwestlichen Teile der Provinz Irak (des alten Mediens) liegt Tehran (Teheran), die Hauptstadt der Provinz und seit der Regierung Aga Mohammed Khans zugleich des ganzen Reiches. Der Eindruck, den es in der Entfernung auf den Reisenden macht, ist gar nicht ungünstig. Es liegt in einer Ebene am Fuße des Älburzgebirges, über dem sich der Dämavänd hinter der Stadt majestätisch emporhebt. In der Nähe aber erscheint Tehran ganz reizlos. Bloß der Residenzpalast zieht die Blicke der Ankommenden auf sich. Die Nähe der Gebirge macht die Umgebung der Stadt sehr fruchtbar; die durch die Frühlingsregen anschwellenden Bäche führen nicht bloß hinlängliches, sondern selbst überflüssiges Wasser herbei. Die große Feuchtigkeit und Ausdünstung des Bodens bewirkt dann, daß das Klima der Stadt im Sommer ungesund wird. Zugleich wird im Sommer die Hitze so unerträglich, daß fast jedermann die Stadt verläßt und der Hof sich gewöhnlich nach den gemäßigten Ebenen von Sultanabad und Audschan begiebt.

Die Stadt wird von einem tiefen Graben, 100 Türmen und einer Lehmmauer im Umkreise von $7^1/_2$ km eingeschlossen. Von ihren vier Thoren führt das südliche nach Isfahan, das nordwestliche nach Täbriz. Der neueste und gesundeste Stadtteil ist der höchstgelegene nördliche, das sogen. Schimraner Viertel[1]. Der Hauptvorzug dieses weit ausgedehnten Viertels ist das reine Wasser, welches in sechs Kanälen vom Älburzgebirge her in die Stadt geleitet wird und beim Eintritte noch ganz frisch ist. Die reichen Perser samt der Auslese der Europäerkolonie sind bereits aus dem Innern der Stadt in dieses gesundere Viertel gezogen. Der Stadtteil südlich von der Residenz des Schah, der Machaleh Schah Abd-ul-Azim, der zugleich der volkreichste und wasserärmste, enthält die Karawanseraien und Bazare. Der

[1] Schimran wird von den Persern von Schah Miran abgeleitet.

westliche Stadtteil weist die meisten Paläste auf, der südöstliche ist der ärmste und ungesundeste.

Die Zahl der Häuser in Tehran schätzt man auf 12 000. Bemerkenswert sind 7 Moscheen, 4 Medresen, 150 Karawanseraien und ebensoviele



Fig. 37. Löwenbändiger.

Bäder oder Hammams. Die Einwohnerzahl mag sich im Winter und Frühling auf nahezu 200 000 belaufen; im Sommer findet man kaum 120 000 Seelen in der Stadt. Was dem Hofe nicht folgt, begiebt sich dann in das benachbarte kühlere und gesunde Gebirge, wo man unter Zelten wohnt. Zur Zeit des Id-i-Nou Roze beherbergt Tehran nicht selten an 50 000 Fremde.

In den volkreichen Stadtteilen Tehrans sieht man in offenen Gewölben Barbiere, deren es zwei Arten giebt: die Dellaks, die das Haar scheren und zu den rituellen Beschneidungen herangezogen werden, und die Dscherahs, die ausschließlich das Amt eines Wundarztes bekleiden. Gebräuchlich ist es, daß der Perser von besserem Stande sein eigenes Schermesser in die Barbierstube mitbringt, da er aus Furcht vor den Pocken (keschi) kein fremdes Messer an sich kommen läßt.

Eine der Hauptsehenswürdigkeiten bildet der große „Bazar Emir“[1]; in tausend Krümmungen schlängelt er sich durch die Stadt und ist ewig von Müßiggängern und Spekulanten aller Art angefüllt, die sich im Durchdrängen nicht selten Rippenstöße versetzen, bis sie am Ende von einem Reiter oder Esel an die Wand gequetscht werden. Dazwischen erscheinen manchmal die Löwen des Schah, welche von ihren Führern an Ketten inmitten der Menschenmenge spazieren geführt werden (Fig. 37). Hier sieht man Kohlköpfe und Knoblauch neben seidenen Zeugen und gebratenes Schaffleisch neben Shawls liegen. Die Kaufleute sind unverschämt und fordern mehr als den doppelten Wert. Von jedem Zeuge hält der Verkäufer nur kleine Stücke vorrätig; will man mehr haben, so läuft er im Bazar herum und sucht bei seinen Freunden. Sehr wenige führen Shawls und immer nur ein paar. In Hinsicht der Shawls ist man überhaupt in ganz Europa im Irrtum. Persien hat die allerschlechtesten, die ich je gesehen; denn die besten werden aus Kaschmir über Bagdad nach Konstantinopel gebracht, wo sie nicht nur sehr gut bezahlt, sondern auch nach ganz Europa verschickt werden. Ich habe hier Shawls rühmen gehört, die keine Dame von Stande bei uns tragen möchte. Darum wundert es mich gar nicht mehr, daß der persische Gesandte in St. Petersburg, der sich's einfallen ließ, der Gräfin Orloff einen Shawl zu schenken, ihn bald an ihrem Kammermädchen erblickte, an der Gräfin hingegen einen so kostbaren, wie er ihn in seinem Leben nicht geträumt hatte. Die Preise, die man in Konstantinopel und Rußland für Shawls zahlt, können die Perser nie zahlen. Ein Hauptfaktor in den Bazaren ist der Dälläl, der Hausierer, manchmal auch ein persischer Jude. Ehemals bildete das Institut der Dälläls eine Art Gilde mit Aufnahmsbedingungen, Statuten, Vorrechten und einem von der Behörde bestätigten Vorstande. Davon blieb indes weiter nichts übrig als der Titel „Dällälbaschi“ des einstigen Präsidenten, womit man nunmehr aus besonderer

[1] Dieser Bazar wurde in den fünfziger Jahren von Mirza Jaghi Khan Emir, dem damaligen Großvezier, erbaut. Nach Verlauf von zwei Dezennien wurde der letztere durch den Einfluß seiner Feinde vom Schah aller seiner Würden entsetzt, nach dem Schlosse Finn in die Verbannung geschickt und schließlich von Hadschi Ali Khan ermordet, der ihm nach Vorzeigung des kaiserlichen Fermans eigenhändig im Bade die Pulsadern öffnete.



Fig. 38. Palast des Schah in Tehran.

Höflichkeit jeden noch so armen Dälläl anzusprechen pflegt. Da gewöhnlich nur Gegenstände von geringerem Werte durch Vermittlung des Dälläl verschachert werden und er auch nicht viel dabei verdient, so sucht er möglichst viel auf einmal umzusetzen und keucht schwer beladen durch den Bazar, eine Schabracke und ein paar alte Teppiche über den Rücken geworfen, einige Pistolen und Handschars in den Gürtel gesteckt, die Finger bis an die Nägel voll Ringe, sämtliche Taschen seiner Kleidungsstücke gefüllt mit Kleinigkeiten aller Art, wie Uhren, echten und unechten Ketten, Edelsteinen rc.

Der Residenzpalast (Fig. 38) steht in der Citadelle, welche ein besonderes Viereck von 1900 m bildet und mit eigenen Festungswerken umgeben ist, die sich an die nördliche Stadtmauer anschließen. Dieser Palast ist wie alle Gebäude der persischen Großen ein Konglomerat von einzelnen, je nach vorübergehender Laune rasch und leicht aufgeführten, unzusammenhängenden und im Stile nicht harmonierenden Baulichkeiten. An prachtvollen Bausteinen hat Persien keinen Mangel, und in Steinmetzarbeiten sind die Perser von alters her sehr gewandt; man sieht daher einige Hallen mit kühnen Gewölben auf imposanten Säulen, wie z. B. die Salamshalle, den Marmorthronsaal und den Pfauensaal. Die breite Steintreppe zum Ceremoniensaal ist wahrhaft prächtig. Die Wände der Innenräume sind mit großen weißen Marmorplatten bekleidet, in welche Koransprüche in Goldbuchstaben eingraviert sind. Gleich daneben und dazwischen sind wieder Bauwerke aus Lehmziegeln, zu denen unglaublich ungeschickte Treppen mit unförmig hohen, schmalen Stufen führen. Zwischen allen Gebäuden sind Gartenanlagen mit prachtvollen Platanen, Bassins und kunstvoll angelegten Wasserkanälen. Diese Bassins sind mit grünen Fayenceziegeln ausgelegt, die das darüber rieselnde Wasser smaragdgrün erscheinen lassen. Die Verbindungsmauern zwischen den Gebäuden, die zugleich Abschlußmauern der einzelnen Höfe bilden, sind mit Fayencemosaik bekleidet, welche Riesen und Ringer und Schlachtscenen aus den fabelhaften Kämpfen Rustems darstellen. Das gleiche Gemisch von Schönem und Geschmackwidrigem findet man auch im Innern der Gemächer: alte persische Möbel, Thronstühle in Form von hohen Bettgestellen, Armsessel aus Edelmetall mit Edelsteinen aller Art besät, Teppiche von höchstem Werte, Galanteriewaren und an den Wänden Ölgemälde von fragwürdigem Werte in reichen Goldrahmen. Erwähnenswert sind mehrere ganz gute Zeichnungen und kolorierte Bilder von der Hand des jetzigen Schah. Drei Salons sind vollständig modern-europäisch ausgestattet, mit Tapeten und Parkettböden; sie sind aber vollgepfropft mit all den tausend Raritäten, welche der Schah selbst angekauft oder von europäischen Potentaten zum Geschenk erhalten hat. Die größere Anzahl der Bilder in der königlichen Galerie (Fig. 39) sind Porträts europäischer Herrscher der Gegenwart und Vergangenheit sowie auch Scenen aus den Kriegen des großen



Fig. 39. Die Bildergalerie des Schah von Persien.

Korsen. Im Pfauensaale ist insbesondere das Porträt des Kaisers Franz Joseph I. zu sehen, das dieser vor 20 Jahren dem Schah zum Andenken geschenkt. Die Gemächer machen vollständig den Eindruck eines Museums, in dem die größte Unordnung herrscht. In dem Empfangssaale und dem



Fig. 40. Persische Musiker.

Arbeitszimmer des Schah sieht es ebenso bunt aus. Neben diesen zwei Räumlichkeiten ist ein großer Musiksalon, in dem durcheinander mehr als zwanzig Klaviere, Orgeln, Spieluhren und ähnliches stehen. Ich bezweifle jedoch, ob Se. persische Majestät jemals den Wert europäischer Musik erfassen

kann. Die Perser sind allerdings einer der musikliebendsten Stämme des Orients, aber ihr Begriff von Melodie ist weitaus verschieden von dem unsrigen. Melodie und Rhythmus fällt ihnen wesentlich zusammen, deshalb spielen in der primitiven Nationalmusik (Fig. 40) die markierenden Instrumente, Pauken und Baßtuben, bei weitem die erste Rolle. Alte Bücher, geschriebene und gemalte Koranexemplare findet man in einem besondern Raume. Jeder Herrscher, von den frühesten Zeiten ab, hielt es für seine Pflicht, einigemal den Koran von den hervorragendsten Künstlern seiner Zeit schreiben und malen zu lassen. Es giebt Bücher, die über 1000 Jahre alt sein sollen, desgleichen Drucke, deren Herstellung weit vor Erfindung der Buchdruckerkunst in Europa fällt: die Perser hatten die Handhabung der Schriftplatten einst von den Chinesen überkommen. Doch diese Technik ging verloren, bis erst vor einigen Jahrzehnten eine Staatsdruckerei eingerichtet wurde, die jetzt den persischen Büchermarkt versorgt.

Die Schatzkammer ist im wahren Sinne des Wortes eine Kammer, nicht über $3^1/_3$ m hoch. Hier sahen wir den Thron, der einen Pfauen vorstellt, auf einem dreistufigen Gerüste von gediegenem Golde ruhend. Die Arbeit ist jedoch sehr plump, ohne allen Geschmack hin und wieder mit emaillierten Blümchen versehen. Ferner einen schönen, aus echten Perlen gewirkten Teppich nebst dem dazu gehörigen Ohrkissen und einen Khalian, an welchem eine Menge Solitärs sitzen. Auf einem großen Shawlteppich lagen zwei Kronen, eine Mütze mit einer brillantenen Agraffe, vier Dolche, von denen der Griff des einen aus einem Stück Smaragd besteht, mehrere Säbel, ein diamantener Gürtel, eine Reihe der an Größe sowohl als Schönheit ausgesuchtesten echten Perlen, sehr viele Perlenschnüre, außerdem der berühmte Schild, ein diamantenes Scepter, viele Kleider, ganz mit Perlen und Solitärs durchwirkt. Alle diese Gegenstände werden jedoch überstrahlt von den beiden Armbändern, an denen zwei große Solitärs angebracht sind: der Daria-i-nur (das glänzende Meer) und der Ku-i-nur (der glänzende Berg). Das Wasser dieser Steine ist außerordentlich rein. Mir drängte sich unwillkürlich der Gedanke auf: Wie viele Millionen Menschen könnten von dem allein glücklich gemacht werden, was in dieser kleinen Stube aufgespeichert ist, und es liegt da ohne irgend welchen Nutzen! Man behauptet, daß diese Steine noch von dem Schah Nadir aus Indien mitgebracht worden seien, wo er sie dem Großmogul bei der Eroberung von Delhi abgenommen habe; damals wurde auch der obenerwähnte Pfauenthron nach Isfahan gebracht. Seine Seitenlehnen waren damals noch mit zwei unschätzbaren Diamanten besetzt, von denen der eine „Medusenhaupt", der andere „Mondberg" hieß. Als Nadir ermordet wurde und die plündernden Afghanen durch die Säle des Schlosses rasten, brach einer von ihnen den „Mondberg" heraus und schenkte ihn am Abend mit der ganzen Begeisterung des entzückten Wilden

einer persischen Tänzerin. Das Mädchen hatte keine Ahnung von dem märchenhaften Vermögen, das ihr zugefallen. Sie trat den Stein um ein paar Goldstücke an einen Armenier ab, und dieser verkaufte ihn gegen das Adelsdiplom und 450 000 Rubel an den Schatz des Zaren. Im Pfauenthrone steckt seitdem nur noch das „Medusenhaupt“.

Außerhalb des Schimraner Thores, an der großen, an beiden Seiten mit Bäumen und Sträuchern bepflanzten Fahrstraße, befindet sich in einem vor zehn Jahren neu angelegten Garten der dem Prinzen und Kriegsminister gehörende Sommerpalast Hazred-abad (Fig. 41). Eine Stunde von hier entfernt erblickt man das königliche Schloß Kasr-Kadschar. Eine weitere Stunde fahrend, kommt man in das Dorf Rustem-abad. Es ist dies eine der wenigen Straßen in Persien, welche mit Wagen befahrbar sind und auch befahren werden. Hinter dem Dorfe werden die ersten Vorberge des Älburz sichtbar, eine Reihe nackter, runder Hügel, welche die Aussicht auf die dahinter liegenden fruchtbaren Bergabhänge und Thalflächen verdecken. Auf der Höhe dieser Hügel angelangt, schaut man gegen Norden und Nordosten ein weites Thal, das sich im Osten wieder mit der Steinwüste verbindet. In diesem Thale und aus demselben nordwärts dem Gebirge entlang sich hinaufrankend, liegen die zahlreichen Dörfer des Schimran und das königliche Lustschloß Niaveran, ein luftiger, schattiger, quellenreicher Sommersitz. Für diejenigen, welche geschäftehalber fast täglich zur Stadt müssen, ist der Sommeraufenthalt nicht ohne Beschwernisse, weil das der Stadt zunächst gelegene Dorf doch zwei Stunden entfernt ist und das Reiten bei sengender Sonnenglut keineswegs zu den Annehmlichkeiten einer Sommerfrische gerechnet werden kann. Dessenungeachtet soll jeder Europäer den Sommer im Gebirge zubringen, um die nötige Kraft und Ausdauer zu erhalten. In der Dunstatmosphäre der Stadt verliert man Schlaf und Appetit, und schließlich stellen sich Fieberanfälle ein. — Von den Dörfern Gulahek und Zergändeh, den Sommeraufenthaltsorten der Engländer und der Russen, führt der fahrbare Weg noch bis zu dem eine halbe Stunde dahinter liegenden großen Dorfe Tädschrisch, dem Sommersitze der französischen Gesandtschaft. Die Dörfer ziehen sich in den Schluchten noch ziemlich hoch hinauf; bis zu dem höchstgelegenen, mit Namen Paskaleh, hat man zwei Stunden zu steigen. Diese Dörfer reihen sich wie eine Kette am Fuße des Älburzgebirges aneinander bis gegen Osten, wo das königliche Schloß Topschantapeh (Hasenhügel) das angebaute Gelände abschließt.

* * *

Etwa 340 km südsüdöstlich von Tehran liegt Isfahan (Ispahan), welches noch im 18. Jahrhundert die Hauptstadt des persischen Reiches war. Wegen ihrer Größe von den alten Griechen Hekatompolis, das ist

Hundertstädtige, genannt, soll sie vor Timurs Zeiten wegen ihrer hervorragenden Stellung als Sammelpunkt für das Kriegsheer Sepahan benannt worden sein. Sepahan ist die Mehrheit des alten persischen Worts Sepah oder Kriegsheer; noch heute heißt der Oberbefehlshaber der persischen Armee Sepah Salar. Zur Zeit des Schah Abbas wurde Isfahan an Stelle der Stadt Kazvin zur Residenz erwählt und zählte bereits nach einigen Jahren gegen 50000 Seelen. Man hält es für das Aspadana des Ptolemäus. So groß der Umfang ihrer Mauern ist — wohl an 37,5 km —, so verödet ist gegenwärtig das Innere der Stadt; mehr als drei Viertel liegen in Trümmern. Man sollte meinen, Gottes Fluch laste auf diesem Platze wie auf Babylon. Häuser, Bazare, Moscheen, Paläste, ganze Straßen stehen völlig öde und verlassen. Ich bin stundenlang unter ihren Trümmern umhergeritten, ohne ein lebendes Wesen zu treffen, ausgenommen etwa einen Schakal, der über die Mauern guckte, oder einen Fuchs, der in seinen Bau schlüpfte. In einer langen Strecke von Trümmern, wo Häuser in allen Abstufungen des Verfalls vorkommen, sieht man nur hie und da eine bewohnte Stätte. Die Ansicht indes, welche ein Reisender, der von Süden kommt, von der ungeheuern Stadt genießt, ist im schönsten, großartigsten Stile. Man kann also dem Perser wohl verzeihen, wenn er voll Entzücken ausruft: Isfahan nisfe dschehan! (Isfahan ist die halbe Welt!)

Das Innere der Stadt und der Anblick der Straßen insbesondere ist ganz gleich wie bei allen persischen Städten. Die kahlen Mauern der Häuser nach der Straßenseite geben selbst den bewohnten ein ödes Ansehen. Die Eingänge von der Straße in die Häuser sind meistens schmal und niedrig. Bei einem armen Manne ist die Hausthüre keine 2 m hoch. Selbst die reichen Kaufleute, deren es hier mehrere giebt, haben, so viel Reichtum auch im Innern ihrer Wohnungen herrscht, nicht viel größere Eingänge. Dies ist eine Vorsichtsmaßregel, damit die Diener der Großen nicht sogleich, ohne alle Umstände, wie sie es sonst wohl thun würden, hineindringen können. Auch fürchten die Reichen, durch eine große Hausthüre, wie man sie an den Wohnungen der Großen findet, ihren Wohlstand zu verraten und den Statthalter lüstern zu machen.

Die bedeckten Bazare sind $3^1/_2$—$5^1/_2$ km lang. Für Fremde bilden sie den unterhaltendsten Erholungsplatz; denn hier strömt unablässig Volk zusammen von allen Ständen, jeder in seinem eigenen Beruf. Manche durch die Märchen der „Tausend und einen Nacht“ uns bekannt gewordenen Auftritte sieht man hier in der Wirklichkeit. Da ist der junge christliche Kaufmann; die Frau von Stande auf ihrem Katir oder Maultier, von Dienerin und Eunuch begleitet; der jüdische Arzt; der Dälläl oder Warenausrufer; dort sitzt der Bartputzer in einem kleinen Laden an die Wand gelehnt; fast jedes Gewerbe ist vertreten.

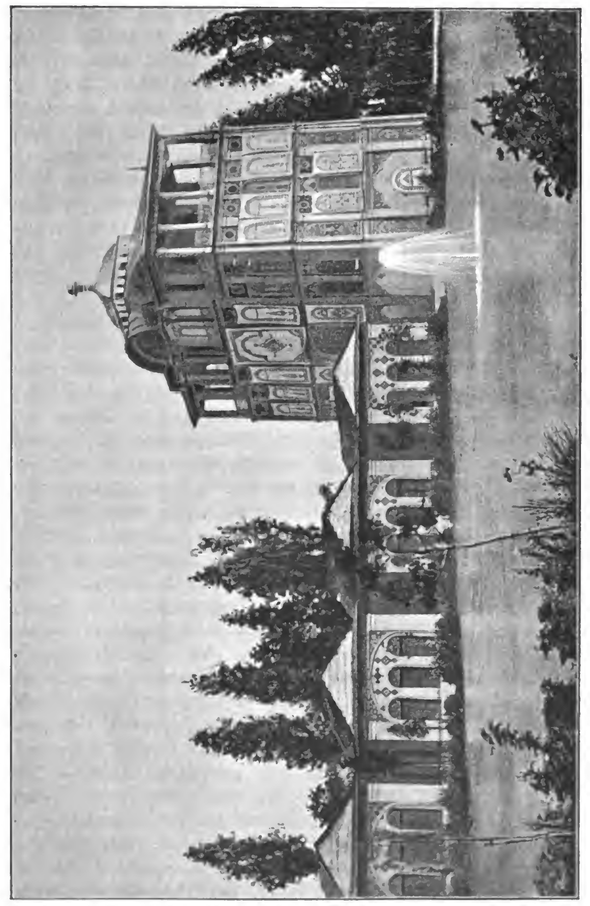


Fig. 41. Hazred-abad.

Die Stadt liegt in einer Ebene, von wo man im Umkreise von 22 bis 30 km in südsüdwestlicher Richtung den Gebirgsstock des Dämaväud und in nordöstlicher den Berg Jeilak Perjan sehen kann. An der Südwestseite der Stadt fließt der Zendeh-Rud, d. i. fließendes Wasser, vorbei. Derselbe kommt vom nahen Gebirgsstocke her, zerteilt sich in mehrere Bäche, die von den Eingeborenen in Cisternen und durch die ganze Stadt geleitet werden. Man sieht drei von Schah Abbas I. aus Ziegeln erbaute große und schöne Brücken; sie sind sämtlich nach einem Plane errichtet und gleichen den altrömischen Wasserleitungen. Neben dem gepflasterten Wege in der Mitte, der für die Reiter und das Vieh bestimmt ist, laufen zu beiden Seiten bedeckte Gänge für die Fußgänger hin. In der trockenen Jahreszeit hat der Fluß nur wenig Wasser, da das meiste durch die Bewässerungskanäle auf die Äcker und Gartengründe außerhalb der Stadt abgeleitet wird.

Eine der ersten Merkwürdigkeiten der Stadt ist der große Platz El Maidan Schah oder Königsplatz, ein längliches Viereck von 820 m Länge und 220 m Breite. Am südlichen Ende des Maidan erhebt sich die prächtige, von Schah Abbas erbaute Moschee; sie ist dem Mahdi, dem letzten der zwölf Imame, gewidmet. Nach einer alten Sage der Schiiten wird dieser Imam, der bei Kufa in eine Höhle sich begeben haben soll, in spätern Tagen wiederkommen, Alis Pferd „Duldul“ besteigen und an der Spitze „der Gerechten“ die ganze Menschheit zum Koran bekehren. Zu der Moschee schreitet man über ein mächtiges Quadernpflaster, in dessen Mitte ein Abambar oder Cisterne, bestimmt für die rituellen Waschungen, angebracht ist. Die Pforte ist aus kunstvoll ausgehauenem Marmor aufgerichtet und ebenso hoch wie die zu Sultanieh an der Moschee Khoda Bandeh. Die Thüre ist mit dickem versilberten Blech, teilweise durch vergoldete Partien geziert, verkleidet. Durch dieselbe tritt man auf beiden Seiten in hochgewölbte, breite Galerien, mit Matten belegt, auf welchen die Gläubigen ihre Gebete zu verrichten pflegen. Die Galerien erstrecken sich rund um einen großen Hejar oder Hof, in dessen Mitte sich gleichfalls eine achteckige Cisterne befindet. Oberhalb der großen Galerien sind kleinere und gegen den Hof zu goldverzierte Marmorsäulen zu sehen. Von hier aus gelangt man zu dem eigentlichen Heiligtum der Moschee mit der Gebetsnische und der Kanzel (katib). Der Eingang, ein gewölbter Schwibbogen, ist von bedeutender Höhe und mit blauen Fayenceziegeln und prächtig in Gold eingelegten Kälamkars oder Blumenarabesken geschmückt. Auch dieser Teil der Moschee ist geräumig und auf mehrwinkligen Marmorpfeilern aufgebaut. Eine ähnliche Moschee, aber viel kleiner, ließ Schah Abbas zu Ehren des Mahdi in Täbriz aufbauen und den hierzu benötigten Marmor aus Erivan bringen.

Auf der einen Seite des Königsplatzes erblickt man einen Teil vom Palaste des Tamasp Schah, mit einer hohen, von Pfeilern getragenen Galerie, auf welcher der Monarch zu sitzen pflegte, wenn er Gesandte empfing, die dann mit ihrem Gefolge sich unten auf dem Platze befanden. Gegenüber erhebt sich die kleine, aber zierliche Moschee des Lutf Ali Khan. Am nördlichen Ende des Platzes gewahrt man noch die Überreste eines Gebäudes, welches Schah Abbas für die in Isfahan angesiedelten Europäer errichtet hatte, die überhaupt sehr in seiner Gunst standen. Auch die Armenier hatten sich des besondern Wohlwollens dieses hervorragenden Monarchen zu erfreuen; ein Beweis davon ist noch die jetzige schöne Kirche in der armenischen Vorstadt Dschulfa, welche ebenfalls auf seine Kosten erbaut worden ist. Vom Maidan gegen den Palast des Schah Abbas zu, auf einer von hohen Pfeilern getragenen Galerie, befindet sich das Nagareh Khanäh, auf welchem die Schalmei- und Hornbläser den Sonnenaufgang und -Untergang sowohl wie die Mittagsstunde anzeigen. Ein solches Spiel ist in all denjenigen Städten gebräuchlich, wo der Schah oder ein Prinz und Statthalter residieren. Die Sitte soll mongolisch sein und aus Timurs Zeit stammen, hängt offenbar aber mit der altpersischen Sonnenanbetung zusammen.

In den nach dem Maidan Schah einmündenden Straßen trifft man dreierlei Arten von Schanklokalen: im Schire Khanäh produzieren sich zu bestimmten Tagesstunden Sänger und halbwüchsige Tänzer; im Tschai Khattai Khanäh wird Thee getrunken und das Schachspiel gepflegt; im Kahveh Khanäh gilt als Hauptzweck des Aufenthalts das Kaffee-Trinken und Khalian-Rauchen.

Man kann sich einen Begriff von der ehemaligen Größe und Pracht Isfahans machen, wenn man bei Chardin liest, daß es zu jener Zeit nicht weniger als 137 königliche Paläste zählte. Gegenwärtig sind nur noch drei derselben in gutem Zustande. Im Jahre 1387 n. Chr. rückte Timur nach Isfahan, das sich alsbald bei dem Beginn der Belagerung ergab. Zufrieden mit dieser schnellen Unterwerfung, befahl er, die Stadt zu schonen, aber den Einwohnern eine schwere Steuer aufzulegen. Diese war zum größten Teile schon gesammelt, als ein Zwischenfall die Stadt in Ruinen verwandelte. Ein junger Grobschmied schlug eines Abends zufällig zu seinem Vergnügen auf einer kleinen Pauke; eine Menge Einwohner, dies für Alarm haltend, versammelten sich und erhitzten sich bei der Besprechung des erlittenen Unrechts in solchem Maße, daß sie einen Angriff auf die machten, welche sie als Urheber ihres Elendes ansahen, und ehe es Morgen ward, 3000 der in die Stadt gelegten Tataren getötet hatten. Die Thore wurden geschlossen; doch eine nachhaltige Verteidigung war unmöglich. Als Timur das Schicksal seiner Krieger vernommen, überstieg seine Wut alle Grenzen. Er mochte auf keine Vertragsbedingungen hören, und das Feuer seiner Ent-

rüstung steigerten die kalten Gebote der Staatsklugheit. Er stand im Beginne seiner Laufbahn, und Isfahan sollte daher zu einem warnenden Beispiele für die andern Städte der Erde werden. Die unglücklichen Einwohner wußten, was ihnen bevorstand, und leisteten verzweifelten Widerstand, doch vergebens. Die Mauern wurden im Sturm erstiegen, und der grausame Eroberer erlaubte nicht nur Plünderung und Gemetzel, sondern befahl auch jedem Krieger, ihm eine gewisse Anzahl Köpfe zu bringen[1]. Einige von ihnen, menschlicher als ihr Gebieter, kauften lieber die bestimmte Anzahl, als daß sie widerstandslose Leute ermordeten. Alle Ermordeten zu zählen war unmöglich, doch waren es an die 70000 Köpfe; in Pyramiden aufgehäuft, erhoben sie sich als Denkmale wilder Rache[2]. Eine ähnliche Verwüstung mußte Isfahan wegen der Rebellion von Khodscha erleiden. Nach Josafah Barbarus' Berichte, der im Jahre 1471 n. Chr. in Persien war, wurde den nach dieser Stadt ausgeschickten Soldaten strengstens eingeschärft, nicht ohne einen Rebellenkopf ins Lager zurückzukehren. In Ermanglung von Männern griff man nun zu dem Auskunftsmittel, daß man einer beträchtlichen Anzahl von Weibern die Köpfe abschlug, dieselben glatt schor und als Männerköpfe den Truppenführern überbrachte. Erst unter Schah Ismails I. Regierungsperiode konnte sich die Stadt ein wenig erholen. Der Palast Seadet-abad dient jetzt durchreisenden Gesandten und andern angesehenen Fremden zur Herberge.

Der Tschehar-bag, d. h. vier Gärten, ist eigentlich eine Gruppe von acht Palästen, welche den Namen Hescht Bihisti oder die acht Paradiese führen und nebst den Gärten insgesamt von einer gemeinschaftlichen Mauer umschlossen werden. Der Hauptplan besteht in langen, parallel laufenden Gängen, welche von Reihen schlanker und dichtbelaubter Platanen, der berühmten Tschenarbäume, beschattet werden. Dazwischen steht eine Menge mannigfaltiger Obstbäume und Gesträuche. Kanäle laufen an den Alleen in derselben Richtung hinab und endigen meist in großen Marmorbecken mit Springbrunnen. Das Ganze nimmt sich aus wie eine Art von Wald, durch dessen Dickicht sich Tausende von glänzenden Bächen ziehen. Mehrere

---

[1] Timur erwähnt dieses Blutbades in seinen Denkwürdigkeiten folgendermaßen: „Ich eroberte die Stadt Isfahan, und ich vertraute dem Volke von Isfahan und gab das Schloß in ihre Hände. Und sie empörten sich, und den Darogha, den ich über sie gesetzt, töteten sie nebst 3000 von den Streitern. Und da befahl ich, es sollte ein allgemeines Gemetzel unter dem Volke von Isfahan angestellt werden." (Timur, Institut. p. 119.)

[2] Scherrif-edin Ali, der Geschichtschreiber und Lobredner Timurs, kann diese Thaten barbarischer Grausamkeit nicht verhehlen; während er jedoch über das Schicksal der armen Bewohner von Isfahan leicht hinweggleitet, erzählt er auf das umständlichste die Sorgfalt, mit der Timur die Grundstücke eines toten Doktors der Rechte vor Beraubung zu schützen suchte. (Geschichte von Timur Beg II, 292.)

Öffnungen gewähren den Anblick der verschiedenen Paläste, die im Hintergrunde der grünen Gänge zwischen dem Laube wie zauberhafte Pavillons schimmern; kommt man indes näher, so findet man zwar stattliche Gebäude, aber von höchst plumpem und schlecht gegliedertem Bau; alles ist von außen mit Verzierungen, Vergoldungen, Bildhauerarbeiten, Malereien und Spiegeln

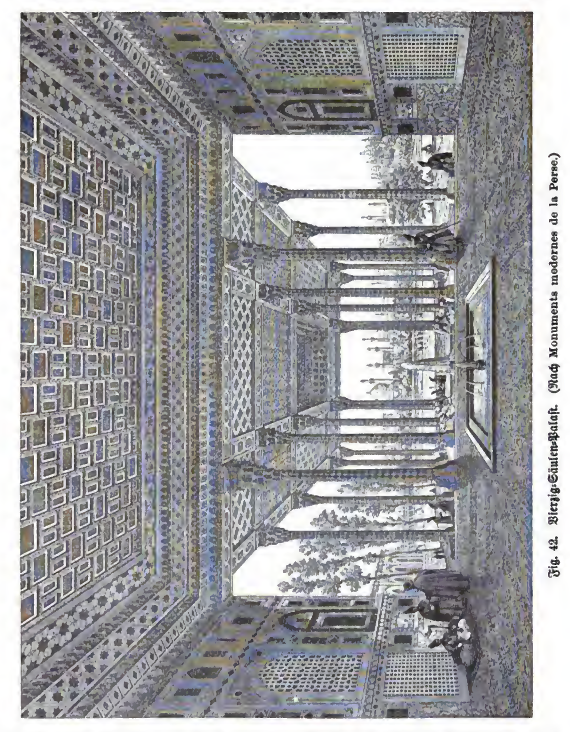


Fig. 42. Vierzig-Säulen-Palast. (Nach Monuments modernes de la Perse.)

aufs äußerste überladen. Fast an jeder Stelle des Gebäudes sind Spiegel angebracht, so daß das Auge, wenn die Sonnenstrahlen darauf fallen, völlig geblendet wird.

Der Palast Tschehel Situn (siehe Fig. 42), d. h. der vierzig Säulen — es sind deren eigentlich nur zwanzig, welche aber durch den Widerschein

des Wassers verdoppelt werden —, übertrifft an Schönheit und Pracht alles, was man in Persien sehen kann. An der Vorderseite befindet sich eine offene, flachgedeckte Säulenhalle. Die vier Mittelsäulen, welche sich von den Ecken eines viereckigen Wasserbassins erheben, weisen an den Fußgestellen vier Löwen, aus festem Stein gehauen. Der achteckige Schaft besteht aus einem einzigen Sykomorenstamme. Die Höhe beträgt an 16 m, die Dicke nimmt von unten nach oben ab und faßt da, wo sie an das Kapitäl stößt, kaum $^1/_2$ m. Das letztere ist viereckig und sieht, da es nach oben zu dicker wird, einer umgekehrten Pyramide ähnlich. An jeder Seite gewahrt man die der sarazenischen Baukunst eigentümlichen Nischen. Für das schwere Dach sind diese Säulen viel zu schwach. Auch beleidigt das Mißverhältnis der Höhe zur Dicke das Auge ungemein; wahrscheinlich werden die Dachbogen zwischen den Säulen bald herabstürzen. Die Schäfte und Kapitäle sind über und über mit versilberten Glasspiegeln bedeckt. Bei einigen bilden sie spiralförmig ringsum gewundene Rinnen, bei andern sind sie in senkrechter Richtung angebracht, bei noch andern mit Blumen und Figuren verziert. Das Getäfel am Dache des Portikus ist in viereckige Felder abgeteilt, welche allerlei Verzierungen in Himmelblau und Gold enthalten. Die Hinterwand des Portikus ist eine einzige, mit Gold und Spiegeln bedeckte Fläche, nicht nur prachtvoll im ganzen, sondern auch im einzelnen. Bildnisse schöner Frauen, Bildhauerarbeiten in Marmor, Inschriften, mit höchster kalligraphischer Kunst ausgeführt, teils mit Tinte auf Papier teils mit Gold auf blauem Email, und hundert andere Dinge, deren man sich — erdrückt von der Last des Glanzes und Reichtums — kaum wieder erinnern kann, nehmen alle Sinne gefangen. Der Saal, in welchen der Portikus führt, ist wo möglich noch prachtvoller, so daß dieser nur als Vorbereitung auf denselben betrachtet werden kann. Indessen sind die Verzierungen des Saales von anderer Beschaffenheit. Die ungeheure Größe desselben wäre allein schon hinreichend, ihm ein großartiges Ansehen zu geben. Das kuppelförmige Dach ist unbeschreiblich schön, und die großen Felder mit historischen Malereien, welche die Mauern schmücken, sind, so unvollkommen ihre Ausführung auch einem europäischen Auge erscheinen mag, dennoch wegen der Bildnisse, die sie enthalten, und der Begebenheiten, die sie darstellen, vom höchsten Interesse. Schah Abbas der Große, der merkwürdige Erbauer dieses königlichen Palastes, ist z. B. dargestellt, wie er einem indischen Monarchen Audienz erteilt. Unter seinem Gefolge bemerkt man die Bildnisse der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit. Die Wände schmücken die Schildereien von Kriegs- und Staatsauftritten.

In einer beträchtlichen Entfernung von dem Palaste der vierzig Säulen steht der Winterpalast mit dem Harem, dem Zeughause und den von einem ziemlich hohen, mit Hirsch- und Büffelhörnern verzierten Turm überragten

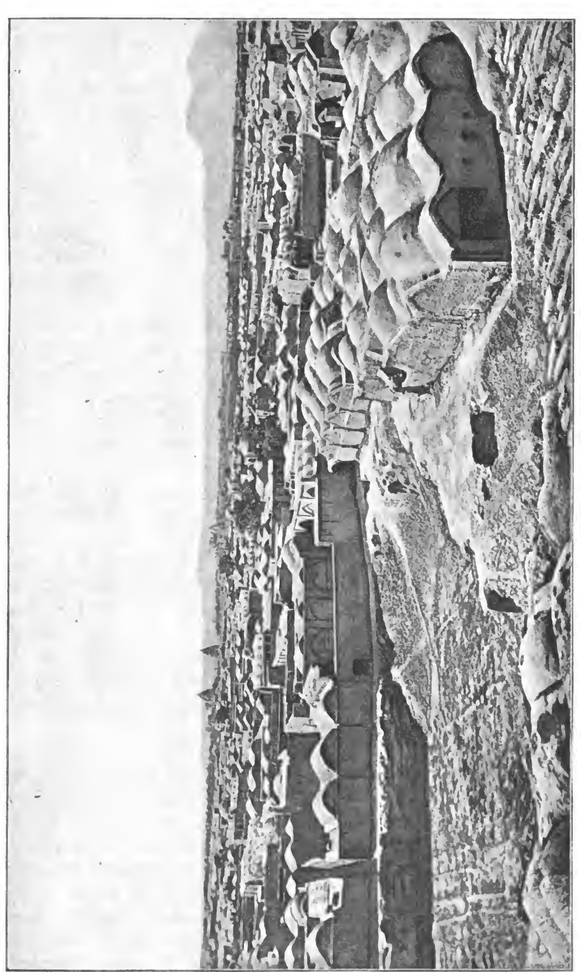


Fig. 43. Kum. (Nach L'Art antique de la Perse.)

Ställen. Nahe dabei befindet sich der in viel einfacherem Stile als die alten Paläste erbaute Palast des frühern Statthalters, des Prinzen Zil-es-Sultan Massud.

Von den Karawanseraien und 273 öffentlichen Bädern, die hier im 17. Jahrhundert bestanden, ist jetzt nahezu der größere Teil nicht mehr vorhanden. Aber man findet noch gegen 100 Moscheen und einige große Medreses. Von den letztern ist die bei der Moschee Mesdschid die besuchteste. In dem Hofraume erblickt man das Grabmal des Tikia Mir Abdul Kassim Fendereski, eines gelehrten und berühmten Arabers, der den Plato, Aristoteles und andere griechische Philosophen in seine Sprache übersetzt hat. Die Medrese Schah Achmeds nimmt sich zwar prächtiger aus, aber sie ist, wie die andern Anstalten dieser Art, sehr herabgekommen und hat nur noch ein paar Mollahs.

Die Zahl der heutigen Einwohner mag 100000 betragen, der Mehrheit nach Tadschiks. In Dschulfa, einer besondern Vorstadt jenseits des Flusses Zendeh-Rud, $5^1/_2$ km von der eigentlichen Stadt entfernt, wohnen etwa 400 Armenierfamilien, der Überrest einer ehemaligen Bevölkerung von 10000 Seelen. Die 13 armenischen Kirchen, die es einst hier gab, sind auf einige wenige zusammengeschmolzen. Erwähnenswert sind die römisch-katholische, die amerikanische und die englische Kirche.

An Dschulfa schließt sich die Vorstadt Täbriz-abad an, sonst auch Abbas-abad genannt, weil Schah Abbas einen großen Teil der Bewohner von Täbriz dahin gebracht hat. Eine weitere Vorstadt ist Hassen-abad, von dorthin verbrachten Georgiern bewohnt. Diese sind, gleich den Armeniern, zum größern Teile wohlhabende Kaufleute, die ihrer Geschäfte wegen in ganz Persien herumreisen und auch die angrenzenden Länder besuchen. Die zur Zeit des Schah Abbas an der Westseite der Stadt gelegene Vorstadt Geber-abad ist bis auf wenige Häuser verschwunden, da zu Ende des 18. Jahrhunderts nahezu sämtliche Gebern (Parsen) Isfahans nach Indien auswanderten. Die Vorstadt Jahudia wird bloß von Juden bewohnt.

Die Einwohner Isfahans sind ziemlich gewerbthätig. Sie verfertigen Brokate, Baumwollenzeuge, besonders Gädek, welcher dem Nanking gleicht und vom Schah bis zum Bauer herab allgemein getragen wird; ferner Papier, Schießpulver, Säbelklingen, Feuerwaffen, Glas, allerlei irdenes Geschirr, Leder und Lederwaren ꝛc., welche Gegenstände zum Teil in beträchtlicher Menge ausgeführt werden. In der nächsten fruchtbaren Umgebung von Isfahan wird Acker- und Gartenbau getrieben. Man erzeugt Weizen, Reis, verschiedene Handelsgewächse und köstliche Früchte, besonders Äpfel, Birnen und Melonen. Ein oft sehr fühlbares Übel für die Einwohner Isfahans ist, wie auch anderwärts in Persien, der Mangel an Brennstoff.

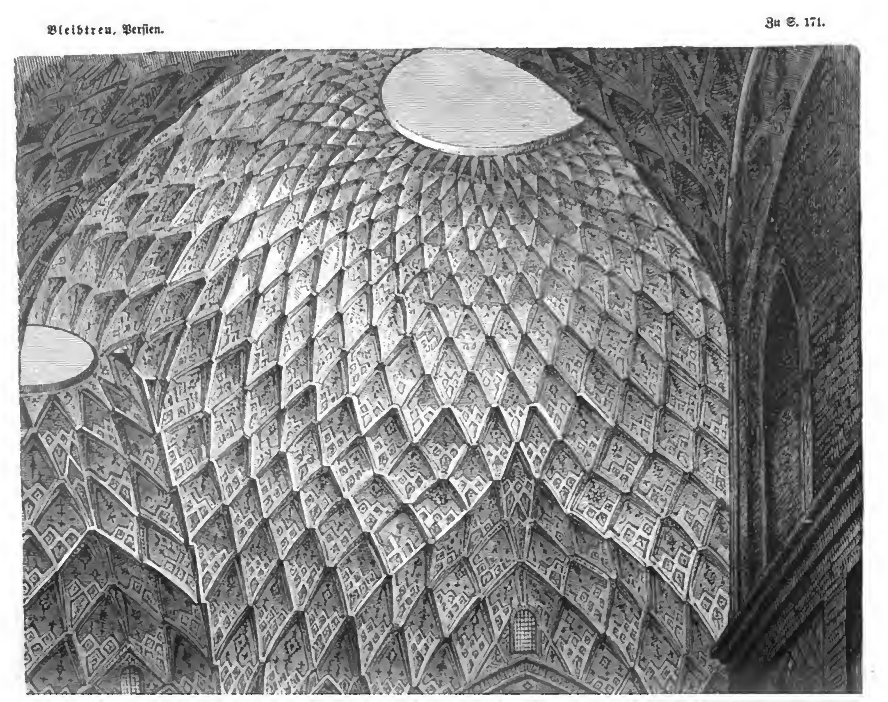




Fig. 44. Die neue Kaufhalle (Karawanserai) in Kaschan.

Man heizt daher mit getrocknetem und mit Erde vermischtem Kuh-, Esels- und Pferdemist sowie mit alten Knochen, Obstschalen 2c.

* * *

Nächst Isfahan liefert die Stadt Kum (Fig. 43) oder Kom (wahrscheinlich das alte Choana des Ptolemäus) ein Beispiel, wie tief ein ehemals blühender und berühmter Ort im Laufe der Jahrhunderte herabsinken kann. Statt ihrer ehemaligen 100 000 Einwohner sind deren nur mehr 40 000 vorhanden. Diese Bevölkerung besteht größtenteils aus Seids oder Nachkommen Alis; es liegt hier eine Menge mohammedanischer „Heiligen" begraben, daher ist die Stadt nicht minder wegen ihrer todten als wegen ihrer lebendigen „Heiligen" berühmt. Mit Ausnahme der Grabkapelle und der großen Moschee der Fatimeh (der Tochter des Propheten Mohammed), welche auf Befehl des Schah Fatch Ali wiederhergestellt und ausgeschmückt worden ist, liegen die meisten übrigen großen Gebäude, darunter mehr als 40 Moscheen, in Trümmern. Bei der großen Moschee sind auch die Schahs Sefi und Abbas II. begraben. Fromme und reiche Perser in allen Teilen des Reiches ließen es sich ehemals viel Geld kosten, einen Begräbnisplatz in Kum zu erhalten; die Moschee war daher sehr reich. Gegenwärtig soll indessen diese fromme Sitte etwas abgenommen haben. Einst war der Ort wegen seiner Seidenwaren berühmt; jetzt beschäftigen sich die Einwohner nur mit der Erzeugung von Glas- und Töpferwaren und einigem Getreide- und Reisbau. In und außerhalb der Stadt findet man in den Gärten viele schöne Früchte, unter diesen eine Art Melone, Schammameh genannt, in der Größe und Gestalt einer Pomeranze. Die Früchte sind rot, gelb und grün gefleckt, haben zwar keinen besonders süßen Geschmack, werden jedoch des überaus lieblichen Geruches wegen überall von den Eingeborenen in den Händen herumgetragen.

* * *

Zwischen Kum und Isfahan, an der Straße nach Tehran, liegt in einer Ebene Kaschan, eine große, mit Mauern und Türmen umgebene Stadt, welche jedoch nicht über 60 000 Einwohner zählt. Ihre Brokate sind noch immer, wie ehemals, durch ganz Persien berühmt; auch die Shawls und die Kupfergeschirre und kupfernen Handlaternen von Kaschan sind sehr gesucht. Überhaupt ist Kaschan als einer der gewerbfleißigsten Orte im Reiche zu betrachten. Indessen sind die Einwohner, was gegenseitiges Überlisten im Handel betrifft, sprichwörtlich geworden. Unter den Gebäuden verdienen der Palast des Schah, 40 Moscheen, einige Medreses sowie eine stattliche Karawanserai (Fig. 44) bemerkt zu werden.

Eine schlimme Plage der Einwohner sind die vielen und sehr gefährlichen Skorpione. Aus diesem Grunde pflegt ein Eingeborener, wenn er

einem andern etwas Böses wünscht, zu sagen: Äkrab Kaschan de bestet senet! (Daß dich der kaschanische Skorpion stechen möge!) Dieses gefürchteten Ungeziefers halber haben die Bewohner der Stadt ihr Ruhelager nicht direkt auf der Erde, sondern auf Tschehar-pais, d. i. auf vierfüßigen Holzgestellen. Eine andere Art von Ungeziefer, eine Spinne, bei den Eingeborenen Euburekhan benannt, kann man oft an dem Gewebe zwischen den Bäumen hängend sehen. Sie hält sich am liebsten an steinigen Orten auf und nistet unter einer niedrigen Strauchart mit breiten Blättern und durchdringendem Geruch; das Kraut wird Tremne und von den Turkmenen Jausohan genannt. Wenn kein anderes Mittel mehr hilft, um den von einem solchen Tiere vergifteten Menschen zu heilen, so gebrauchen die Eingeborenen folgende Kurmethode. Sie legen den Kranken auf den Rücken und gießen ihm vorerst süße Milch im Übermaße ein. Dann betten sie ihn in einen Trog und hängen ihn an vier Stricken in die Höhe, wenden den Trog so lange herum, bis die Stricke fest zusammengedreht sind. Auf Kommando ziehen sie dann die Hände zurück, so daß die Stricke sich plötzlich aufdrehen und der Trog herabgleitet. Dadurch bekommt der Patient einen solchen Schwindel, daß er sich vollständig erbricht. Zwar wird dem Kranken für den Augenblick geholfen, doch empfindet er zu bestimmten Zeiten die Wirkungen des in seinem Körper zurückgebliebenen Giftes.

* * *

Hamadan (das alte Ekbatana, die ehemalige Hauptstadt Mediens) liegt südwestlich von Tehran, am Fuße des Älvendgebirges, auf mehreren Hügeln, in einer höchst fruchtbaren, fleißig angebauten Gegend. Aber die Stadt selbst zeigt nur Trümmer vergangener Größe und Schönheit. Das ansehnlichste Gebäude ist noch die Moschee Dschum'ah; nahe dabei im Hofe sieht man eine Menge Grabmäler, deren eines dasjenige des Mardochäus und der Esther sein soll.

Der benachbarte Berg Älvend (der Orontes der Alten) ist nicht nur in Persien, sondern im ganzen mohammedanischen Asien sowohl wegen seiner natürlichen als übernatürlichen Eigenschaften berühmt. Er soll nach den Versicherungen des gemeinen Volkes Gold- und Silbererz enthalten, und auf seiner Oberfläche soll ein gewisses Kraut wachsen, welches die Kraft hat, jedes Metall in Gold zu verwandeln; auch behauptet man, daß hier allein der wahre Stein der Weisen gefunden werde. Bis auf den heutigen Tag sollen viele Menschen in Hamadan ihr Leben mit dem Suchen nach dem berühmten Kraute zubringen [1]. Ein Granitblock enthält zwei altmedische

[1] Zur Illustrierung dieses in jener Stadt fast allgemein verbreiteten Aberglaubens mag nachfolgende Geschichte, die Sir Malcolm erzählt, wiedergegeben werden. Vor mehreren Jahrzehnten versicherte ein armer Mann einem der reichen Kaufleute,

Inschriften, welche, nach der Versicherung der Eingeborenen, die Geschichte eines ungeheuern Schatzes enthalten, der nicht weit von dieser Stelle vergraben liegt. Nur wer das Glück hat, die Inschriften zu entziffern, wird den Schatz heben. Ein Gebäude, von dem auf der Spitze des Berges noch Trümmer übrig sind, soll ein Sohn des Königs Salomo aufgeführt haben.

* * *

Kazvin (Kazbin) liegt nordwestlich von Tehran, in einer ebenen, sandigen Gegend, mittelst Karawane eine halbe Tagreise vom Fuße des südsüdöstlich gelegenen Älvendgebirges entfernt, unweit vom Passe von Rud-bar; es gehört unter die größten Städte des Reiches und hat eine Menge unter Harun ar Raschid erbauter Paläste, Moscheen und Gärten aufzuweisen, welche später durch Nadir Schah vermehrt worden sind. Aber

er habe eine herrliche Entdeckung gemacht. „Aber," sprach er, „wenn ich, der als ein armer Mann bekannt ist, plötzlich reich werden sollte, so wird man mein Geheimnis mutmaßen, mich einstecken und martern, bis ich's entdecke. Wenn Ihr es nun besäßet, so liefet Ihr nicht diese Gefahr. Deshalb will ich Euch mit meiner Entdeckung bekannt machen, und seid Ihr nach wiederholten Versuchen überzeugt, daß ich Euch die Wahrheit gesagt habe, so sollt Ihr mir einen kleinen Anteil an dem Reichtum geben, zu dem Ihr gelangen müßt, und ich will gehen und meine Tage in der Kapelle des heiligen Ali in Andacht beschließen; denn da sie unter türkischer Regierung steht, so werde ich sicher vor der Gefahr sein, der ich durch mein gutes Glück beständig ausgesetzt bin." Der ganze Vorschlag schien so vernünftig zu sein, daß der Kaufmann ihm vollen Glauben beimaß. Man machte ihn mit allen Stoffen bekannt und warf sie in den Schmelztiegel, einen ausgenommen, nämlich „die Erde von Badeus"; diese aber wäre, nach Versicherung des Armen, nicht bloß auf dem Berge Älvend zu finden, sondern auch in mehreren Gegenden Persiens, und da sie zu manchen Zwecken diene, auf den meisten Märkten zu haben. Darauf wurde er aufgefordert, seine Leute auszuschicken, um sich nach der Wahrheit dieser Aussage zu erkundigen. Sie kamen und brachten etwas von der Erde, die sie wohlfeil gekauft hatten. Als alles fertig war, schritt man zum Versuch, und es kam Gold zum Vorschein. Des Kaufmanns Freude war groß, aber um Betrug zu vermeiden, wurde der Versuch wiederholt und mit dem nämlichen Erfolge. Alle Zweifel waren nun beseitigt, und er eilte, das Kaufgeld zu bezahlen, um den Teilnehmer los zu werden. Dieser Mann begnügte sich mit 2000 Tumans und ging in die türkische Provinz Bagdad. Nach dessen Abreise beschloß der Kaufmann, mehr Gold zu machen; aber die Krämer, welche die „Erde von Badeus" verkauft hatten, waren verschwunden. Er hielt es indessen für möglich, daß dieses wesentliche Ingrediens sich in andern Städten vorfände. Seine Korrespondenten in Schiras, Tehran und Isfahan erhielten Brief über Brief mit dem Verlangen, allem „Khak-e-Badeus" nachzuspüren und es aufzukaufen; doch hatte niemand einen solchen Namen je gehört. Die Wut des Kaufmanns leitete bald zu der Entdeckung des Betruges. Der Spitzbube, von dem er hintergangen war, hatte 30 oder 40 Goldstücke klein gefeilt und in mehrere Körbe voll Erde verteilt, die er mit einem schönen Namen beehrte und seinen Mitschuldigen zum Verkaufe gab. Er selbst war unterdessen außer dem Bereiche der Justiz, und der Kaufmann hatte zu seinem Geldverluste den Spott eines jeden, der die Geschichte erfuhr.

infolge heftiger Erdbeben ist alles arg beschädigt, vieles gänzlich zertrümmert worden; nur weniges steht noch aufrecht. Indessen ist der Ort noch ansehnlich genug und zählt etwa 30 000 männliche Einwohner, welche hauptsächlich Seidenwaren, Feuerwaffen, Säbel 2c. verfertigen. Die hiesigen Weintrauben gelten nächst denen von Schiras für die besten in Iran; auch zählen die Musiker von Kazvin zu den geschicktesten. In der Stadt sind keine Quellbrunnen, sondern das Wasser wird von dem nahen Gebirgsstocke durch unterirdische Kanäle hierher geleitet. Die Einwohner haben eine bedeutende Anzahl von tiefen Eiskellern, in welchen sie das Eis den ganzen Sommer hindurch in festem Zustande zu erhalten verstehen.

Auf dem großen Maidan, neben dem großen Garten, steht der vom Schah Ismail erbaute Palast. Die Pforten und Außengewölbe sind mit bunten und mit Gold durchstrichenen Glasursteinen besetzt. Die Gemächer sind mit vergoldetem Laubwerk und mit Bildern ausgeschmückt; den letztern fehlen zwar nach der allgemeinen persischen Manier die Schatten, um so lebhafter sind aber die Farben. Im Hintergrunde des Palastes und des Gartens befindet sich eine alte, verfallene Badstube, Hammam Kharabeh genannt. Über diese Badstube wird von den Einwohnern folgende Sage als wahre Begebenheit erzählt. Vor langer Zeit lebte zu Kazvin ein geschickter Arzt, Namens Lokman, von Geburt ein Araber, den die Perser nicht allein wegen seiner Arzneikunst — über die er mehrere Bücher geschrieben haben soll —, sondern auch wegen seines hervorragenden Verstandes außerordentlich rühmten. Als Lokman infolge seines hohen Alters seinem Ende entgegensah, gab er seinem Sohne drei festverwahrte Gläser reinen Wassers, mit dem Beifügen: wenn man mit dem ersten Wasser einen noch nicht in Fäulnis geratenen Verstorbenen begieße, beginne derselbe zu atmen und sich zu regen, nach dem Gebrauch des zweiten könne er sich aufrichten, nach dem des dritten aufstehen, ja sogar seine frühere Lebensweise wieder aufnehmen. Lokman Zade wollte diese Probe an seinem verstorbenen Vater nicht anstellen, doch nachdem er in spätern Jahren selbst erkrankt war, befahl er dem Diener, nach seinem Verscheiden den todten Körper in einer warmen Badstube mit diesem Wasser zu begießen. Als nun der Zade gestorben, kam der Diener dem Befehle seines Herrn nach, legte den Leichnam in das genannte Hammam und goß nach vorgeschriebenem Maße das Wasser zweier Gläser über ihn; sofort begann der Tote sich zu regen und sich aufzurichten. Nachdem aber der Diener bei dem dritten Glase etwas gezögert, rief der Lebendigtote: Bris, bris! (Gieße, gieße!) Infolge dieses unvermuteten Zurufes erschrak der Diener so heftig, daß er das Glas zu Boden fallen ließ und es entzweibrach. Auf das hin mußte sich der Zade wieder niederlegen und unter die Toten gerechnet und begraben werden. Man sagt auch, daß der Engel Gabriel das Glas aus der Hand des Dieners geschlagen habe und daß

man die Rufe Bris, bris! in dem Hammam Kharabeh zu gewissen Zeiten noch immer höre.

An der Ostseite der Stadt ist der Friedhof, neben welchem Schahe-zade (einer der Nachkommen der Kalifen und Sohn Husseins) in einer kleinen Moschee begraben liegt; weil er als großer „Heiliger" gilt, müssen bei seinem Grabe, gleichwie dies auch bei den Grabstätten anderer „Heiligen" geschieht, zur Erforschung der Wahrheit Eidschwüre abgelegt werden. Sobald ein rechtgläubiger Schiite das Thun und Reden eines andern in Zweifel zieht, verweist er denselben sofort dahin und spricht: Schahe-zade Hussein, pile musef? (Kannst du das beschwören bei dem Sohne Husseins?)

In frühern Zeiten hielten einige persische Herrscher ihre Hofhaltungen in Kazvin; so war Schah Tamasp der erste König, der seinen Sitz von Täbriz hierher verlegte.

* * *

Sultanieh (heute Sultanabad genannt), ein Grenzort zwischen den Provinzen Irak und Azärbaidschan, liegt drei Tagereisen nördlich von Kazvin in einer Ebene. Die Stadt hat auf beiden Seiten ziemlich hohe Berge, namentlich zur Rechten den Berg Keider. Wegen einiger hohen Häuser und Türme fällt sie von außen sehr ins Auge, innen ist sie jedoch arg verwüstet, und die alten Stadtmauern sind nahezu verschwunden. Sultanieh soll über $3^{3}/_{4}$ km lang gewesen sein. Etwas über 3 km entfernt, auf dem Wege nach Hamadan, sieht man noch heute eine mit einem Turme gezierte hohe steinerne Pforte, die durch den Zahn der Zeit außerordentlich gelitten hat.

Sultanieh soll Sultan Mahmud Khoda-bandeh, ein Tatar aus dem Geschlechte der Usbeken, erbaut und zu einem Königssitze erhoben haben, wie dies auch der Name Sultanieh andeutet. Die alte Stadt ist teils von Tamerlan teils von dem Perserkönige Khodscha Reschid zur Strafe für die Empörung der Einwohner verwüstet worden. Der alte Residenzplatz ist gleich einer Festung mit starken Mauern aus großen Quadern und viereckigen Türmen umgeben. Das schönste Emarat oder Gebäude ist die Moschee, in welcher Mahmud Khoda-bandeh begraben liegt. Die Kuppel ist über 42 m hoch und hat 33 Schritte im Durchmesser. Die Moschee hat drei Pforten. Die größte kann nach der Meinung des niedern Volkes nie aufgethan werden, wieviel Personen sich auch dabei abmühen mögen, wenn man nicht folgende Worte spricht: Bisk Ali bukscha (Thue dich auf aus Liebe zu Ali); dann aber gehe dieselbe so leicht in den Angeln und Haken, daß sie sogar von einem Kinde aufgethan werden könnte. Das Gewölbe ist mit weißen und blauen Fayencezíegeln mit eingebrannten Sprüchen und Figuren verkleidet. Auf dem Chore werden einige alte arabische Koranbücher aufbewahrt; die Buch-

staben sind fingerlang, und eine Zeile um die andere ist in Gold und schwarzer Tinte außerordentlich schön geschrieben. Im Hintergrunde der Moschee, nach dem Mihrab oder der Gebetsnische zu, ist das mit einem schönen damaszierten Gitter versehene Grab des Mahmud Khoda-bandeh zu sehen. Dieses Gitter ist aus armsdicken Stücken indischen Stahles so kunstvoll aneinander gefügt, daß man nicht eine einzige Fuge bemerkt, und wird als großes Kunstwerk geschätzt. Hinter der Moschee befindet sich ein von einer hübschen Mauer umschlossener Garten, der mit vielen Platanen, Ulmen und niedern Straucharten bepflanzt ist; in der Mitte erhebt sich eine von Fatch Ali Schah gestiftete Kapelle (näghar), in welcher der als heilig verehrte Hassani Kaschi ruht.

Nicht minder beachtenswert ist die Moschee des Schah Ismail I. Um zu dem eigentlichen Moscheeraume zu gelangen, muß man erst an einer von acht zierlichen hohen Marmorsäulen umgebenen Pyramide vorbeigehen. Die Moschee ist mittelgroß, achteckig und besitzt eine hübsche Kuppel. Außerhalb am Fuße der Krone der Kuppel befinden sich acht dicke Säulen von Backsteinen; im Innern derselben führen Treppen zu den Rampen, auf denen die Marabuts den Gläubigen dreimal des Tages zu bestimmten Stunden das Azan oder Gebet verkünden. Das Gewölbe der Kuppel und die Wände sind mit Malereien und Vergoldungen in Gestalt von Laubwerk und Koransprüchen bedeckt. An dem vornehmsten Punkte, dort, wo wir in den christlichen Kirchen die Kanzel anzubringen pflegen, hat man außerhalb des Achtecks einen ziemlich großen Raum, das Grab Ismails I., zu einer Art von Kapelle hergerichtet, in deren Mitte ein hoher, breiter, mit Brokat- und Seidentüchern behangener Altar steht. Die Thüre der Kapelle ist mit einem eisernen Gitter versehen, welches von oben bis unten zu einem Laubwerk zusammengeschmiedet und mit Gold und Silber außerordentlich zierlich eingelegt ist. Neben der Moschee spendet ein Brunnen köstliches Wasser. Leider befinden sich beide Moscheen in einem sehr verfallenen Zustande.

Fatch Ali Schah ließ hier wegen der kühlen Lage des Ortes einen Sommerpalast errichten, in welchem auch der jetzige Schah zeitweise sich aufzuhalten pflegt, und entwarf den Plan zu dem heutigen neuen Stadtteil Sultanabad[1] oder Sultanswohnung; außer andern Bauten wurden bis heute drei neue Moscheen aufgeführt. Sultanabad zählt kaum 1500 bis 2000 Seelen.

[1] Das persische Wort Abad, auf welches sich so viele Orts- und Palastnamen endigen, bedeutet soviel als Wohnung, Aufenthalt.

2. Täbriz, Ardebil, Kelhäran, Salmas, Jändschan, Urumia, Märänd.

Täbriz, die alte Ecbatana secunda (ehemals der Sitz der persischen Könige), ist die Hauptstadt der heutigen Provinz Azärbaidschan, die einst einen Teil des südlichen Medien oder Satrapene bildete. Nach dem Berichte des armenischen Geographen Indschidschian erbaute der König Chosrau der Große, welcher in fortwährendem Kampfe mit dem Könige Artaschir aus dem Königsgeschlechte der Sasaniden lebte, in der Provinz Varusch eine furchtbare Stadt mit sieben Mauern, welche er Davresch, d. i. „diese (da) ist zur Rache (i vresch) des Hasses", nannte. In der Biographie von Narses dem Großen wird zwar König Tiridates als Erbauer genannt; doch handelte es sich bei ihm nach der Meinung Indschidschians nur um den Wiederaufbau, da er die Stadt im Jahre 321 n. Chr. eroberte und dann wiederherstellte und befestigte. Ebn Haukal nennt sie zuerst Täbriz und bezeichnet sie als einen unbedeutenden Flecken. Von den mohammedanischen Orientalen wird Zobeide Khatun, die Gemahlin des Kalifen Harun ar Raschid, welche die Stadt im Jahre 760 n. Chr. wahrscheinlich an der Stelle eines verödeten Ortes neu errichten ließ, als Erbauerin genannt. In den Jahren 858 und 1042 wurde Täbriz durch Erdbeben gänzlich zerstört, erstand aber stets wieder aus den Ruinen. Im Jahre 1607 erstreckte sich Täbriz 11 km im Umkreise. Im Jahre 1618 vertrieb Schah Abbas die sämtlichen Einwohner und ließ beim Herannahen der türkischen Kriegsmacht die Stadt leer stehen, so daß sie fast ohne jeden Widerstand eingenommen wurde. Von den 250 Moscheen, die Chardin im Jahre 1686 hier fand, sind nur noch drei und auch diese bloß in Ruinen vorhanden. Die ansehnlichste ist die des Ali Schah, welche in- und auswendig durchaus mit grünen, dunkel- und hellblauen lackierten Ziegeln überkleidet ist; dazwischen befinden sich Streifen mit arabischen Sprüchen in Goldbuchstaben 2c. Auch die Überreste vom Grabmale des Sultans Gasan Khan zeigen noch Spuren vormaliger Herrlichkeit und Größe. Zu Chardins Zeit betrug die Zahl der Einwohner 550 000. Bei dem großen Erdbeben im Jahre 1727 sollen 77 000 Personen ums Leben gekommen und bei dem zweiten Erdbeben 1787 nur noch 40 000 vorhanden gewesen sein. Erdstöße spürte man seitdem bis auf die neuesten Tage. Jene unterirdischen Kräfte, welche im weiten Halbkreise um das persische Vorstufenland Armeniens so viele Riesenvulkane aufgetürmt, deuten mit diesen Erschütterungen noch immer ihre Gegenwart an, obwohl ihre Gewalt schwächer geworden ist, und die alten Feuererscheinungen wenigstens nicht mehr an die Oberfläche gelangen. Auch im Centrum von Azärbaidschan finden sich Spuren einer anhaltenden vulkanischen Thätigkeit: Kegelberge mit wohlerhaltenen Kratern, Lavaströmen und Auswürflingen. Auf dem Markte von Täbriz sah ich weiße Bimssteine und schwarze Schlacken-

steine voll von Poren, die so leicht waren, daß sie auf dem Wasser schwammen; sie werden von den Eingeborenen in besondere Form gebracht und von den Persern und Kurden besonders zum Putzen ihrer Stahlwaffen gebraucht. Das schreckliche Erdbeben von 1840, welches am Araxes so arge Verheerungen anrichtete, wurde in Täbriz weniger gespürt. Die Ruinen der alten Stadt erstrecken sich $5^1/_2$ km über die Mauern der inmitten derselben erbauten neuen Stadt hinaus, welche 12 000 Häuser und 170 000 Einwohner zählt. Zu Anfang unseres Jahrhunderts war Täbriz nach dem Berichte Kinneirs in einem ziemlich elenden Zustande, hatte schlechte Häuser und nur 30 000 Einwohner. Einige Jahre später scheint es sich rasch erholt zu haben. Morier und Ouseley fanden es im besten Fortschritte.

Die jetzige Stadt verdankt ihre Wiederherstellung dem Abbas Mirza, dem ältesten Sohne des Fatch Ali Schah, welcher als Statthalter von Azärbaidschan hier seine Residenz hatte. Die Umfassungsmauern der Stadt messen $7^1/_2$ km im Umfange; sie sind aus an der Sonne getrockneten, die Türme aus gebrannten Ziegeln aufgeführt. Man hat einigen dieser Türme die Form von Basteien gegeben, sie enthalten aber kein Geschütz; solches würde übrigens bei der Unregelmäßigkeit der Mauern auch von keinem Nutzen sein. Die Stadt hat jetzt sieben Thore. Das Innere ist sehr reinlich und hübsch, und es giebt — Tehran etwa ausgenommen — keine zweite Stadt in Persien, in welcher bessere Ordnung herrscht als in Täbriz.

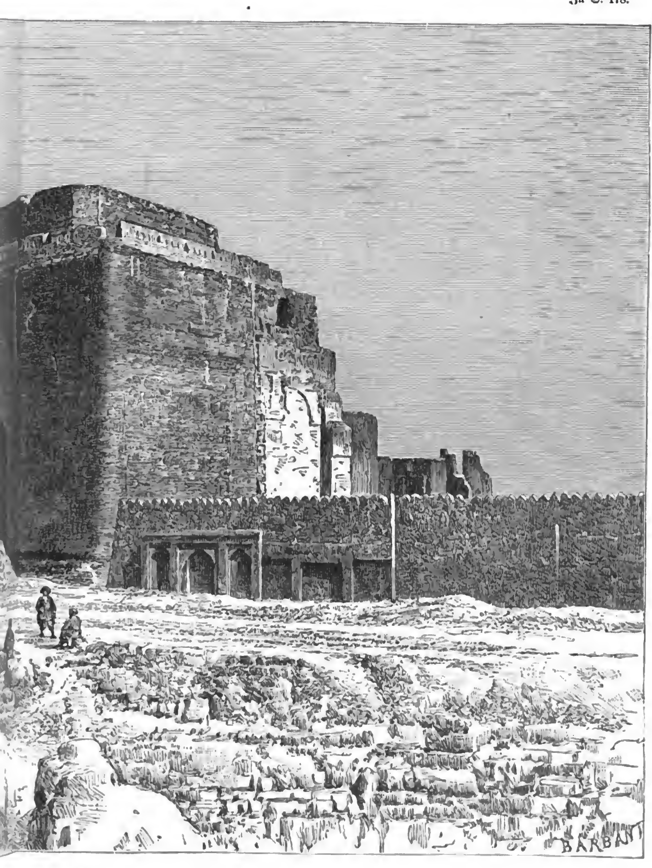
Außerhalb der jetzigen Stadtmauern steht auf einer Anhöhe das Ark, eine große altersgraue, freilich stark durch Erdbeben beschädigte Masse von Gebäuden, welche die ehemalige Burg des Ali Schah gewesen sein soll (Fig. 45). Hier wurden vermutlich auch die Schätze des Fürsten aufbewahrt, und sie war der letzte Zufluchtsort für ihn und seine Familie zur Zeit einer feindlichen Erstürmung der Stadt. Aus der Dicke der noch vorhandenen Mauern, der Festigkeit der Türme und den kunstreichen Verzierungen im Innern läßt sich auf die Arbeit und den Geldaufwand schließen, welche die Festung gekostet haben mag. Nirgends erblickt man hier, wie anderwärts, an der Sonne getrocknete Ziegel; das Ganze ist aus großen Massen einer Mischung von Steinen und Mörtel erbaut, welche man alsdann dicht mit größern Steinen eingefaßt hat. Von dem ungewöhnlich hohen Turme an der südwestlichen Seite genießt man eine weite, belebte Aussicht über die Stadt und Umgebung mit ihren zahlreichen Gärten und weißen Landhäusern.

* * *

Ardebil, von den Türken Ardevil genannt, ist eine alte und bei den Persern berühmte Stadt. Sie liegt östlich von Täbriz am Flusse Balukchai und am südlichen Ende der gleichnamigen, größtenteils wüsten und unbewohnten Steppe; die letztere ist etwa 90 km lang und 60 km breit. Die



Fig 45. Di



...e Burg von Täbriz.

Stadt hat 20 000 Einwohner und ist von einer Lehmmauer umgeben, welche noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts 51 Türme zählte, jetzt aber sehr verfallen ist. Das Fort ist ein von einem Franzosen im Gefolge des französischen Gesandten Gardane (1807—1808) erbautes regelmäßiges Viereck, mit Bastionen in den Winkeln, einem Graben, Glacis und Zugbrücken. Man glaubt, daß Alexander der Große bei seinem Zuge nach Persien hier einige Zeit Hof gehalten habe, wie dies auch aus dem Namen Arbela bei Curtius zu entnehmen ist.

Ardebil hat außer den Nebenstraßen Bainder-han, Kamanker, Degme-daglur, Urumi-mahele nachbenannte fünf ziemlich breite und mit hohen Eschen und Weidenbäumen besetzte Hauptstraßen: Där-vane, Tabar, Niar-davar, Kumbalan, Kafir Kudsche. Der Maidan oder Marktplatz ist 300 Schritte lang und 150 Schritte breit; an seinen beiden Seiten sind Läden angebracht, in denen Handwerker — jede Zunft abgesondert — arbeiten. Beim Eingange des Maidans, an der rechten Seite, hinter Scheich Sofi-ed-dins Grabmal oder Mezar, ist eine Moschee, in welcher ein Imam Zade — so nennen die Schiiten die Kinder ihrer zwölf „Heiligen" — begraben liegt. Ein Übelthäter, der sich dahin flüchtet, ist eine gewisse Zeit frei; von da kann er sich zum Grabe Scheich Sofi-ed-dins, der eigentlichen Freistätte [1], begeben. Geradeswegs vom Maidan kommt man zum Bazar, und zwar zuerst in ein hohes, viereckiges Gewölbe, Kaiseirieh genannt, in welchem Gold- und Silberwaren, Edelsteine und die kostbarsten Seidenzeuge und Brokate sowie Felle von Bären, Füchsen, Wölfen, Mardern, Fischottern, Bibern, das Fehe und Nörz verkauft werden. Aus dem Bazar führen drei Eingänge in mehrere bedeckte Gassen, wo alle erdenklichen Artikel feilgeboten werden. In mehreren Karawanseraien halten die fremden Großkaufleute ihre Niederlagen. Es giebt hier viele Hammams oder Badstuben und auch einige Moscheen, von denen als die größte und schönste die Moschee Adine, auf einem kleinen Hügel fast in der Mitte der Stadt gelegen, anzusehen ist. Vor dieser Moschee errichtete des Scheich Sofi-ed-din Kanzler, Saru Khodsche, auch Mohammed Reza genannt, einen Brunnen, zu dem er das Wasser von einem über 7 km von der Stadt südwestlich gelegenen Berge durch unterirdische Kanäle zuleiten ließ; die Gläubigen pflegen hier vor dem Eintritt in die Moschee ihre rituellen Waschungen vorzunehmen.

Nicht weit vom Maidan entfernt ist das vorerwähnte schöne Grabmal des Scheich Sofi-ed-din [2], des Stammvaters der Dynastie der Sefiden. Er

[1] An einer solchen Freistätte, Alkapieh, darf niemand, nicht einmal der Schah, einen Übelthäter aufgreifen und bestrafen lassen. Nicht selten flüchten auch Schuldner nach der Freistätte und bleiben dort so lange, bis sie sich mit ihrem Gläubiger ausgeglichen haben.

[2] Sofi-ed-din bedeutet „die Reinheit des Glaubens".

stand in einem solchen Rufe der Heiligkeit, daß ihm selbst der Eroberer Bejazet I. seine Ehrfurcht zu erkennen gab. Zur Verehrung des Grabmals wallfahrtet aus ganz Persien jährlich eine große Anzahl Mohammedaner und bereichert die Stadt durch ihren Aufenthalt und die Moschee durch ihre Geschenke. Man naht sich dem Grabmale zuerst durch das Thor an der nordwestlichen Ecke der Stadt; die Straße ist links mit einer backsteinernen Mauer, rechts mit den zur Stiftung gehörigen Priesterwohnungen besetzt. Durch einen kleinen, mit Täbrizer Marmorplatten bedeckten Thorweg gelangt man in einen mit Grabsteinen angefüllten Hof — hoffen doch die Perser, in Scheich Sofi-ed-dins Nähe begraben, am Tage der Auferstehung einen Teil seines Gefolges im Paradiese[1] auszumachen. Die kleine Kuppel, welche das Grabmal deckt, ist an mehreren Stellen eingesunken und hat bereits eine Menge ihrer lackierten Ziegel verloren; die unzähligen Risse und Klüftungen in den Mauern versprechen dem Gebäude keine lange Dauer. Als wir in den ersten großen Saal traten, hielten wir an einem silbernen Gitter an, wo wir die Schuhe ausziehen mußten. Hier bemerkten wir die Ehrfurcht der Perser vor der Schwelle eines heiligen Platzes — ein Gefühl, das sie einigermaßen auch vor derjenigen ihrer Häuser hegen. Ehe sie die Schwelle zu überschreiten wagten, knieten sie nieder und küßten sie, hüteten sich aber sorgfältig, sie mit ihren Füßen zu berühren. Wenn sie an einen Prinzen oder eine andere vornehme Person schreiben, so sagen sie gewöhnlich: „Laß mich den Staub deiner Schwelle zur Salbe meiner Augen machen!" Der große Saal war schön gemalt und verziert; von der Decke hingen silberne Lampen und Leuchter aus Talkstein herab. Der Boden war mit Teppichen belegt, und auf Bücherbrettern standen einige Abschriften des Koran, welche aber durch Zeit und Gebrauch durch und durch beschädigt waren. Am obersten Ende des Saales befand sich die eigentliche Grabstätte Scheich Sofi-ed-dins. Um uns derselben zu nähern, stiegen wir eine

[1] Das mohammedanische Paradies war nicht Mohammeds Erfindung; er entlehnte viel davon den Juden und den Hindus, einiges auch den Christen. Die Stellen der Heiligen Schrift von der glorreichen und prächtigen Stadt, gebaut von Gold und köstlichen Steinen, mit zwölf Thoren, durch deren Straßen die Lebenswasser fließen u. s. w., nahm Mohammed alle grobsinnlich. In seinem Paradiese besteht die Hauptseligkeit in der fortwährenden Befriedigung der leiblichen Begierden. Zahlreiche Stellen im Koran setzen dies außer Zweifel, und wiewohl einige seiner Anhänger sich über eine so grobe Lehre empörten, glauben die Rechtgläubigen im buchstäblichen Sinne alles, was ihr Prophet von dem künftigen Zustande der Belohnung und Strafe gesagt hat. Ebenso glauben sie, daß die ganze Tierschöpfung bei der Auferstehung sich versammle, und nachdem die Schwachen an den Starken für die erduldeten Verletzungen Rache genommen, in Staub zerfalle. Die schlimmen Menschen werden zu den unterirdischen Orten verdammt, die guten empfangen eine ergötzliche Wohnung im Bereiche des Paradieses.

Treppe hinauf, welche mit einem silbernen Geländer eingefaßt war. Dann gelangten wir an eine mit Gold belegte große Thür, durch welche wir aber nicht eingehen durften. Wir sahen jedoch durch die Öffnung derselben das Grab, mit Goldstoffen und Shawls bedeckt, oben darauf Dschiggehs oder Federbüsche, Straußeneier und andere Verzierungen. Unter den Weihgeschenken war das vorzüglichste ein goldenes, mit Edelsteinen besetztes Becken von Homayun Schah, einem Abkömmlinge des großen Timur.

Dicht neben Scheich Sofi-ed-dins' Grabe sind die Gräber seines Sohnes Sadder-ed-din[1] sowie des Sultan Heider[2] und einiger minder berühmten Nachkommen; sie sollen diese verschiedenen Bauwerke angefangen haben, aber erst der große Schah hat sie vollendet, verschönert und mit Einkünften aus-

---

[1] Mohammed Kumal-ebn-Ismail, ein bedeutender Beamter am Hofe Abbas' II., bemerkt in seinem Sobd-ul-Tarieh („Ausgewählte Geschichten"): „Als Scheich Sofid starb, folgte Sadder-ed-din. Die gleichzeitigen Herrscher zollten diesem heiligen Manne ihre Achtung. Unter ihnen befand sich der Emir Timur, der Sadder-ed-din bat, sich eine Gunst zu fordern. Der ‚Heilige' forderte die Freigebung der Gefangenen, die er aus Rum (Türkei) gebracht hatte. Timur erfüllte seinen Wunsch." Die dankbaren Stämme erklärten sich infolgedessen für seine ergebensten Schüler. Ihre Kinder bewahrten die Verbindlichkeit ihrer Väter als heilig, und die Abkömmlinge der Gefangenen wurden die Stützen der Familie Sofi, und befähigten den Sohn eines Frommen, einen der glänzendsten Throne in der Welt zu besteigen. Khoschah-Ali begab sich nach einem Besuche in Mekka auf eine Wallfahrt nach Jerusalem. Dort starb er, und noch jetzt wird sein Grab als das des Scheich von Persien gezeigt. (Er wird oft Scheich Ali genannt; beides, Scheich und Khoschah, sind Achtungsausdrücke.) Sein Enkel Dschuneid nahm den „heiligen" Mantel nach dem Tode seines Vaters Scheich Ibrahim um, und eine so große Schülermasse begleitete den „heiligen" Mann, daß Dschehan Schah, der Häuptling des Stammes Kara-Koinlu („vom schwarzen Schafe"), der zu dieser Zeit über Azärbaidschan herrschte, um ihre Anzahl besorgt ward und ihn aus Ardebil verbannte. Dschuneid ging zuerst nach Diarbekr und fand bei Hassan, der unter dem Namen Asan-Hassan berühmt wurde, die freundlichste Aufnahme. Der Fürst hielt es für eine Ehre, sich selbst durch Heirat mit dem „heiligen" Manne zu verbinden, und gab ihm seine Schwester. Doch weder diese Verbindung noch die Anzahl seiner Anhänger konnte den Verbannten in stand setzen, sich wieder in Ardebil niederzulassen; er ging daher mit seinen Schülern nach Schirvan. Hier starb er bald an einer Pfeilwunde, die er im Streite mit den Truppen dieser Provinz empfing. Sein Sohn und Nachfolger, Sultan Heider, bewies durch sein Benehmen, wie er sowohl seinen Pflichten als Abkömmling eines Kriegergeschlechtes wie als Haupt einer Familie von „Heiligen" zu genügen wisse. Asan-Hassan, der durch die Entthronung Dschehan Schahs und des Sultans Abou Seid Herrscher von ganz Persien geworden, gab dem Neffen seine Tochter zur Ehe, aus welcher drei Söhne entsprossen. Als der älteste mannbar geworden, versammelte Heider alle seine Anhänger und machte, um den Tod seines Vaters zu rächen, einen Angriff auf Schirvan; doch er ward von dem Statthalter geschlagen und getötet; seine Überreste wurden in Ardebil beigesetzt.

[2] Die hohen Namen Sultan und Schah wurden oft von religiösen Leuten angenommen unter dem Vorgeben, daß sie ein himmlisches Königreich besäßen.

gestattet. Links, in einem kleinen, dunkeln Gemache, ist das Grabmal Schah Ismails [1], welches mit einem sehr schönen Gehäuse von feiner, mosaikartiger Arbeit aus Elfenbein, Schildpatt und Türkisen überdeckt ist.

Von den Grabmälern weg wurden wir in einen sehr großen, schön gemalten und reichgeschmückten Saal geführt, wo eine Menge der verschiedensten Porzellangefäße auf der Erde standen, darunter auch einige

---

[1] Schah Ismail, der erste der Sofi-Monarchen, zog in seinem 14. Lebensjahre (1499 n. Chr.) gegen den großen Feind seiner Familie, den Herrscher von Schirvan, aus und schlug ihn. Alvendbeg, ein Fürst aus der Dynastie Ak-Koinlu (oder „weiße Schafe"), der sich ihm entgegenstellte, erfuhr kein besseres Schicksal, und Ismail, der Meister von Azärbaidschan geworden, nahm dann seine Residenz zu Täbriz. Im Jahre 1502 rückte er nach Irak und lieferte bei Hamadan eine große Schlacht gegen Sultan Murad, einen andern Fürsten aus der Familie Ak-Koinlu, den er besiegte. Nach diesem Erfolge bemächtigte er sich der ganzen Provinz, und in weniger als vier Jahren seit seinem Aufbruch aus Gilan war der Sohn des frommen Heider anerkannter Herrscher von Iran. Einige Jahre nach seiner Thronbesteigung beschäftigte ihn die Unterwerfung der Provinzen Persiens, die seinem Ansehen sich zu widersetzen fortfuhren. Nachdem er dies zu stande gebracht, griff er im Jahre 1508 Bagdad an und nahm es mit seinen umliegenden Gebieten. Im nächsten Jahre lieferte er den Usbegs in Chorasan eine Schlacht, schlug sie und tötete ihren Häuptling Scheibek Khan. Dieser Sieg setzte ihn in den vollen Besitz der großen Provinz. Im Jahre 1511 drang er nach Balkh, unterwarf es und kehrte dann nach Kum zurück. Kurzer Ruhe hatte er sich nur erfreut, als ihn ein neuer Einfall der Usbegs zur Verteidigung von Chorasan rief. Sie wurden indessen von neuem geschlagen, und Ismail ließ einige Abteilungen seiner bravsten Truppen zurück, auf diese Weise ihre fernern Raubangriffe abzuhalten. — Bis hierher war Ismail glücklich, doch nun hatte er einem mächtigen Feinde die Spitze zu bieten. Sultan Selim drang im Jahre 1514 von Konstantinopel aus an der Spitze einer zahlreichen und wohlausgerüsteten Armee gegen Persien. An den Grenzen von Azärbaidschan kam es zur Schlacht. Ismail, der den Sieg in diesem Kampfe als die höchste Höhe seines Ruhmes betrachtet hatte, versuchte alles, was verzweifelte Tapferkeit nur aufbieten konnte. Persische Schriftsteller melden, daß die Kanonen Selims aneinander gehakt waren, um den Ansturm der persischen Reiterei abzuhalten, und daß der Säbel des tapfern Fürsten die große Kette, durch welche sie verbunden waren, durchhieb. Doch alles war umsonst; der Tag war unwiederbringlich verloren. Selim erntete aber keine andern Früchte von seinem Siege, als den Ruhm, Ismail geschlagen zu haben, und die Plünderung des persischen Lagers. Mangel an Lebensmitteln zwang ihn zum Rückzuge, und die großen Rüstungen, die er darauf zur Eroberung Persiens machte, mußte er gegen Ägypten und Cirkassien verwenden. Sein baldiger Tod ermutigte Ismail, über den Araxes zu gehen und Georgien anzugreifen, das er überwand. Doch dies war seine letzte Eroberung; er starb im Jahre 1523 in Ardebil, wohin er eine Wallfahrt zum Grabe seines Vaters gemacht hatte. Mit Entzücken verweilen die Perser bei den Charaktereigenschaften Ismails; sie halten ihn nicht nur für den Gründer eines großen Herrschergeschlechtes, sondern für den eigentlichen Begründer ihrer Volksreligion. Er wird in ihren Geschichtsbüchern Schah Schian oder der König der Schiiten genannt.

seltsam gearbeitete Becher aus Jaspis und Achat, welche nicht von mohammedanischer Arbeit zu sein scheinen. Die einst hier berühmte Bibliothek des Scheich Sofi-ed-din existiert nicht mehr; sie wurde von Paskiewitsch nach der Einnahme Ardebils (1828) nach Petersburg geschickt und der dortigen kaiserlichen Bibliothek einverleibt. Beim Besuche in der russischen Hauptstadt im Jahre 1885 hatte ich Gelegenheit, dieselbe zu besichtigen. Die Bibliothek besteht hauptsächlich aus einer Sammlung von Handschriften, einem Geschenke des Schah Abbas. Sie sind vortrefflich gehalten und umfassen die besten persischen Werke, manche sehr schön geschrieben und ausgemalt. Viele sind mit Schah Abbas' Siegel bezeichnet, und auf der weißen Anfangsseite einer jeden steht geschrieben, daß sie denen, welche sie auf dieser Stelle lesen wollen, zum Gebrauche überlassen werden, Fluch aber auf jeden fallen solle, der sie hier wegnehmen würde. Dergleichen Weihgeschenke heißen Vakf oder Vermächtnis, und es ist Volksglaube, wer ein solches Eigentum stehle oder verletze, werde früher oder später von schwerem Unglück heimgesucht werden. Unter anderem befindet sich in der Sammlung ein 600 Jahre alter Koran auf dickem Seidenpapier, so groß und schwer, daß kaum zwei Männer ihn heben können, und ein Buch in kufischer Schrift, enthaltend etliche Kapitel aus dem Koran, angeblich von Ali eigenhändig, sieben Jahre nach der Hedschrah, geschrieben.

In dem dicht neben dem Mausoleum befindlichen Garten sind die Gräber des Scheich Heider, des Schah Tamasp und anderer persischen Herrscher, denen keine besondern Grabmale errichtet worden sind. Die Dotation der ganzen Anstalt besteht in unveräußerlichen Ländereien, deren Ertrag jährlich an 18 000 Tuman abwirft.

* * *

In dem zur Zeit nahezu gänzlich verfallenen Dorfe Kelhäran, $3^3/_4$ km von Ardebil entfernt, ist das Grabmal des Seid Dschebril, des Vaters von Sofi-ed-din. Dieser Dschebril lebte hier als einfacher Bauer und galt als sehr beschränkt, weshalb er auch als gemeiner Mensch begraben wurde; da aber Sadder-ed-din sah, daß man ihn als einen Mann von hervorragendem Geiste und „Heiligen" schätzte, ließ er nach dem Tode seines Vaters die Überreste des Großvaters ausgraben und in einem prächtigen Mausoleum bestatten. Es ist ein Rundbau inmitten eines großen Gartens, rings mit buntbemalten Glasfenstern und eisernen Staketen umgeben, oben mit einem runden Turm geziert, der mit blau- und grünfarbigen Glasursteinen besetzt ist. Das Fundament ist so erhaben, daß man auf zehn Stufen hinaufsteigen muß. Das Gewölbe ist mit durchbrochenen Bogen künstlich geschlossen, mit Gold und Blau verziert, das Pflaster mit schönen Teppichen belegt. An den Wänden sind unter Schwibbögen kleine Kammern zu sehen, in

welchen die Mollahs junge Leute im Singen aus dem Koran unterrichten, d. h. zu Hafnisnans oder Hütern des heiligen Grabes heranbilden. Es liegen auch hier, gleichwie beim Grabe des Scheich Sofi-ed-din, schön geschriebene arabische Bücher auf kleinen Pulten, aus welchen die Mollahs zu bestimmten Zeiten zu singen pflegen. Über dem Grabe hängen zwei silberne und zwei goldene Lampen, für deren Besorgung zwei eigene Dschiragtschihans oder Lichtputzer angestellt sind. Dem Grabmale gegenüber steht eine kleine Kapelle, in welcher einige Nachkommen desselben Geschlechts begraben liegen.

* * *

Andere berühmte und alte Plätze im Bezirke von Täbriz sind Salmas und Zändschan. Ersteres ist nur noch ein Haufen von Ruinen. Hier wurde Xarok, Tamerlans Sohn, von den Söhnen des Kara Jussuf, Skandar und Joonxa, erschlagen. Der Platz wurde vor einigen Jahrhunderten von einem persischen Schriftsteller recht hübsch beschrieben. Es ist dies der berühmte Hamdullah Mustafa Kazvini. Die Schilderung ist auch für unsere Zeit nicht ohne Interesse. „Salmas", heißt es hier, „ist zwar eine große Stadt, aber ihre Mauern sind gegenwärtig in Verfall. Der Vezier von Hadschi-Tadschidin, Ali Schah Tabrizi, hat sie erbaut. Ihr Umfang beträgt 8000 Schritte. Das Klima ist fast kalt. Das Wasser kommt aus den Thälern und Bergen Kurdistans und ergießt sich in den Urumia-See. Sie besitzt Gärten und liefert vorzügliches Obst und gute Weintrauben. Auch das Getreide sowie überhaupt die Bodenerzeugnisse, die hier gewonnen werden, gehören zu den bessern. Die Einwohner leben mit den Kurden in beständigem Kriege; zwischen ihnen herrscht tödliche und ewige Feindschaft. Es ist diese eine nie aufhörende blutige Fehde, welche keinen Frieden zuläßt. Die Abgaben betragen 39 000 Tuman."

* * *

Die heutige Stadt Zändschan gewährt einen freundlichen Anblick. Sie ist von einer mit kleinen Türmchen besetzten Mauer umgeben, und in der Mitte der Stadt, im Hofe des Stadtgouverneurs, erhebt sich ein hübscher viereckiger, mit grünen Jalousien versehener Turm, der den Frauen zum Vergnügen dient. Die Stadt war vor ihrer Verwüstung durch Tamerlan und den oftmaligen Überfällen der Türken ein wichtiger Handelsplatz.

* * *

Urumia (Urmia), eine am südwestlichen Ufer des gleichnamigen Sees in einer Ebene gelegene ansehnliche Stadt von 30 000 größtenteils persischen Einwohnern, besitzt eine Menge Gärten und im Innern eine sehr gut gebaute Festung. Sie ist zugleich der Hauptort des Geschlechtes der Avgarden, aus welchem Schah Nadir entstammte. Ker-Porter war der erste Europäer,

welcher sie als Augenzeuge beschrieb (1819). Urumia ist der Hauptsitz der amerikanischen Mission in Persien.

* * *

Märänd (Marand), ein kleiner Ort, ist wegen seiner Lage in einer äußerst fruchtbaren Gegend und wegen seines hohen Alters merkwürdig. Schon Ptolemäus kannte ihn und nennt ihn Morund. Die armenischen Geschichtschreiber behaupten, er sei von Noah erbaut, und die Gattin desselben, Nodschemgamera, die zweite Mutter aller Lebenden, liege hier begraben.

Alle diese Orte haben in neuerer Zeit sehr vom Erdbeben gelitten.

3. Kermanschah, Tak-e-Bostan.

Kermanschah (bei arabischen Schriftstellern Karamsin), die Hauptstadt des iranischen Kurdistan, liegt auf vier kleinen Anhöhen, südlich vom Gebirge des Tak-e-Bostan und nördlich vom Gebirge Siah, zwischen welchen sich in der Richtung von Nordwest nach Südost eine schöne Thalebene von 23—30 km Länge und 7,5—11,25 km Breite ausdehnt, deren nordwestliches Ende die Stadt einnimmt. Diese ist mit einer Mauer von luftgetrockneten Ziegeln umgeben, hat etwa 4,5 km im Umfange und fünf Thore. Noch vor einem Jahrhundert war Kermanschah bloß ein großes Dorf, aber die Wichtigkeit eines tüchtigen Grenzplatzes nach der Türkei hin machte, daß es zur befestigten Stadt erhoben wurde. Olivier fand hier im Jahre 1789: 8—9000 Einwohner, jetzt zählt es deren wenigstens 17 000, größtenteils Schiiten, einige Sunniten und etliche Hundert Juden. Die Stadt verdankte ihr Aufblühen und ihre fortschreitende Vergrößerung dem im Jahre 1824 verstorbenen Statthalter der Provinz, Mohammed Ali Mirza, dem ältesten Sohne des Schah Fatch Ali. Er hat für sich auf eigene Kosten einen prächtigen Residenzpalast so ziemlich im Mittelpunkte der Stadt, und außerhalb der Stadt ein schönes Landhaus mit trefflichen Gärten, sowie zum öffentlichen Gebrauch eine große Moschee errichten lassen. Zur Erbauung neuer Bazare, Karawanseraien, Bäder 2c. machte er bei den vermöglichern Einwohnern Anleihen, die in jährlichen Terminen zurückbezahlt werden sollten.

Kermanschah ist bekannt durch seine guten Gewehre und Pistolen, welche nach den verschiedenen andern Provinzen des Reiches ausgeführt werden. Es besitzt auch eine Kanonengießerei und eine Pulverfabrik; ferner fertigt man hier gedruckte Baumwollenzeuge und Halstücher sowie sehr schöne Teppiche, die, von Frauen mit der Nadel gestickt, oft auf je 50 Tuman zu stehen kommen.

Die Stadt ist mit den herrlichsten Obst- und Blumengärten umkränzt, aus denen überall schöne Köschks oder Kioske hervorragen. Die vielen Spaziergänge, Kanäle und Wasserbehälter üben eine sehr malerische Wirkung.

Mitten durch die Stadt strömt der reißende Kerah (auf türkisch Kara-su oder Schwarzes Wasser), der hier erst aus dem Gebirge tritt, aber zur Zeit der Schneeschmelze oft großen Schaden anrichtet. Im Jahre 1821 wurde der ganze untere Teil der Stadt unter großen Verlusten an Menschen weggeschwemmt.

* * *

In der Entfernung von etwas mehr als $7^1/_2$ km von Kermanschah, westlich von dem über 2500 m hohen Bisutun, findet man die um ihrer alten Bildwerke willen durch ganz Persien und anderwärts sehr berühmten Höhlen, welche bei den Eingeborenen den Namen Tak-e-Bostan, d. h. „Gewölbe des Gartens", führen, nicht aber, wie man gewöhnlich behauptet, Takhte Rustem, der „Thron des Rustem". Diese Höhlen liegen in zwei Vertiefungen, deren größere 8 m weit und $6^1/_2$ m tief ist, an der Westseite des Berges. Der Eingang ist ein schöner, halbrunder Bogen mit Bildhauerei. Die Pfeiler schmücken hübsche Verzierungen mit Blumen, darüber geflügelte weibliche Figuren in griechischer Draperie, Schalen von etruskischer Form in der Hand, die dem Anscheine nach Blumenkränze enthalten. Die Gesichtszüge scheinen abessinisch gewesen zu sein. Das Haar fällt in regelmäßigen Locken auf beiden Seiten des Gesichts herab. Zwischen diesen Figuren auf der Spitze des Bogens befindet sich ein geflügelter Halbmond; die innern Wände der Vertiefung sind ganz mit Bildhauerarbeiten bedeckt. Dem Eingange gegenüber ragt eine kolossale Figur zu Pferde so weit hervor, daß nur die linke Schulter des Reiters den Felsen berührt. Dies soll Rustem sein, der persische Herkules, der berühmte Held der persischen Mythologie. Die Figur trägt eine Rüstung ähnlich jener der abendländischen Ritter zur Zeit der Kreuzzüge oder auch der jetzigen Kurden. In der Rechten führt sie einen Speer, in der Linken einen runden Schild; am rechten Schenkel ist ein Köcher mit Pfeilen befestigt. Das Pferd ist reich geschmückt, und zwar auf indische Weise. Die rechte Hand der Figur ist abgebrochen, ebenso ein Teil des Kopfes und ein Hinterbein des Pferdes. Gleich oberhalb der Statue sind noch drei Figuren in reichen Kleidern, welche den König Chosrau mit seiner Gemahlin Schirin zur Rechten und deren Ritter Forhad vorstellen sollen. Die beiden letztern haben runde Kränze in der Hand, die sie dem Chosrau hinhalten; dieser streckt die rechte Hand aus, um dieselben von Forhad zu empfangen, indessen die linke auf einem großen Schwerte mit zwei Griffen ruht. Zu der Kopfbedeckung des Chosrau gehört eine Art Kugel, wie man sie an den Münzen der Könige vom Stamme der Sasaniden findet. Schirin hält eine Art etruskischer Vase, aus welcher sich eine Flüssigkeit, wie zum Trankopfer, ergießt. Man glaubt, daß dies eine Anspielung auf den benachbarten Fluß sei. Die Gesichter der Figuren wurden auf Befehl des Schah Nadir, der die ganze Gruppe zu zerstören wünschte, verstümmelt. Auf jeder

Seite der Vertiefung stehen zwei kannelierte Säulen mit bekränzten Kapitälen, die einigermaßen der korinthischen Ordnung gleichen. Auf der rechten Wand ist in Hochrelief eine Eberjagd mit Elefanten dargestellt, in welcher wohl einige Hundert Figuren von Männern, Frauen und Tieren vorkommen. In der Mitte sieht man einen See und auf dessen Oberfläche Schwäne und vier Boote. In den beiden größten befinden sich zwei Gestalten, die größer als die andern und mit einem Bogen, dem morgenländischen Zeichen der Oberherrschaft, bewaffnet sind — also Könige vorstellen. Beide werden von einer Schar Harfenspielerinnen begleitet. Die Boote sind von besonderer Bauart und gleichen keinem von denen, die ich in dieser Gegend gesehen; doch werden sie — wie die ältern und neuern — von zwei Männern gerudert. In einer Ecke stehen Elefanten und Männer; letztere zerlegen das tote Wild und schaffen es beiseite. Die menschlichen Figuren sind in griechischer Tracht. Diesen Gruppen gegenüber ist eine Rehjagd, die offenbar nicht vollendet wurde; es beteiligen sich daran drei königliche Personen zu Pferde und sämtlich mit Bogen bewaffnet. Einer scheint von höherem Range zu sein als die andern, da demselben ein Schirm über den Kopf gehalten wird. Ein Musikerchor spielt verschiedene Instrumente, unter welchen man das Tamtam, die Trompete, die Harfe und die Flöte erkennt. Diese schönen antiken Arbeiten hat eine neuere Arbeit zu verdunkeln gehofft. Über der Eberjagd nämlich befinden sich gleichfalls in Hochrelief drei kolossale Figuren, die mit echt persischer Hintansetzung aller Symmetrie gearbeitet sind. Sie sollen den Prinzen Mohammed Ali Mirza, dessen Sohn und den Chodschahi-baschi (Obersten der Eunuchen) vorstellen, dem diese barbarische Bildhauerei zu verdanken ist. Die Figuren sind in voller persischer Hoftracht. Überdies ist das Ganze mit Farben förmlich beklebt und vergoldet.

In geringer Entfernung zur Linken befindet sich die zweite Höhle. In dieser halten zwei Figuren einen runden Kranz in der Hand. Hinter der zur Rechten steht eine dritte Figur mit einem Stabe, die eine Meinung zu behaupten scheint. Die beiden ersten Figuren scheinen einen Friedensvertrag über dem Körper eines gefallenen Feindes abzuschließen. Auf jeder Seite befindet sich eine Inschrift in altpersischer Sprache. Die eine lautet: „Dies ist die Gestalt des Anbeters des Ormuzd, des vortrefflichen Schahpur, Königs der Könige von Iran und Aniran, entsprossen aus dem himmlischen Geschlechte der Götter, Sohn des Anbeters des Ormuzd, des vortrefflichen Humuzd, Königs der Könige von Iran und Aniran, von dem himmlischen Geschlechte der Götter, Enkel des vortrefflichen Narses, Königs der Könige." Auf der andern Seite stehen die Worte: „Dies ist das Bildnis des Anbeters des Ormuzd, des vortrefflichen Baraham, Königs der Könige von Iran und Aniran, entsprossen von dem himmlischen Geschlechte der Götter, Enkel des vortrefflichen Schahpur, Königs der Könige von Iran und Aniran,

vom himmlischen Geschlechte der Götter, Enkel des vortrefflichen Ormuzd, Königs der Könige.“ Diese Inschriften bestimmen fast genau den Zeitraum der Arbeit. Die zur Rechten deutet auf Schahpur, den großen König vom Stamme der Sasaniden, der zu Ende des 4. Jahrhunderts starb; die zur Linken auf Baraham IV., der, seinem ältern Bruder Schahpur III. folgend, den Namen Kermanschah (Schah von Kerman) erhielt. Die Skulpturen beider Höhlen sind allem Anscheine nach ein Werk griechischer Künstler, von denen viele nach dem Sturze der Seleuciden sich am persischen Hofe aufhielten.

4. Schustär, Dizful, Schus (Susa).

In dem Gebirge Chosistan, im östlichen Teile der gleichnamigen Provinz, liegt Schustär (bei den Arabern Tuster), die Hauptstadt dieser Provinz, am Fuße einer Bergreihe, an dem Karun, über den eine Brücke von 25 m Höhe führt. Unter den vielen Ruinen ist besonders die des alten Schlosses merkwürdig. Die Stadt hat über 15 000 Einwohner, Tadschiks mit einigen Arabern, welche Baumwollen- und Seidenzeuge weben. In der fruchtbaren Umgebung baut man Zuckerrohr, Reis und Korn; sie erhält ihre Bewässerung aus einem Kanal, welcher das durch den 127 m langen und 6 m breiten Damm aufgefangene Gebirgswasser in den Fluß Absal leitet.

* * *

Auch Dizful, weiter nordwärts am Absal, ist eine beachtenswerte, gewerbfleißige Stadt mit etwa 15 000 Einwohnern. Über den Fluß führt hier eine schöne Brücke von 32 Bogen, 284 m Länge, 6 m Breite und 25 m Höhe.

* * *

$11^1/_4$ km von Dizful, westlich vom Absal, liegen die Ruinen von Schus oder Susa, die von Lord Loftus im Jahre 1850 entdeckt und später von Williams und Churchill untersucht wurden. Sie bestehen, wie die von Babylon, aus großen Dämmen aus Backsteinen und gefärbten Ziegeln. Am Fuße eines dieser Dämme erhebt sich das sogen. Grabmal des Propheten Daniel: ein kleines Bauwerk (Fig. 46), doch groß genug, um einige Derwische, die einzigen Bewohner von Susa, aufzunehmen. Alle Arten wilder Tiere streifen über den Ort hin, wo dereinst einige der stolzesten Paläste, die jemals Menschenkunst errichtete, standen. Wiederholt, zuletzt im Jahre 1886, hat das gelehrte und um die Wissenschaft hochverdiente Ehepaar Dieulafoy im Auftrage der französischen Regierung Ausgrabungen in den Ruinen der alten Königsresidenz des Darius und Artaxerxes vorgenommen. Die umfangreiche und höchst wertvolle Ausbeute derselben ist nunmehr in der Galerie des Colonnades des Louvre aufgestellt.

Die Keilinschriften in elamitischer Schrift, z. B. die Ziegel mit der Inschrift des Königs Schilhak von Susa, machen es wahrscheinlich, daß die Elamiter ein den Sumero-Akkadern sprach- und stammverwandtes Volk waren.

5. Schiras, Persepolis, Naksch-e-Rustem, Jäzd, Firusabad, Kazerun.

Schiras, die Hauptstadt der heutigen Provinz Fars, des alten Persis, liegt östlich vom baktyarischen Gebirge und nordwestlich vom See Baktegan in einem von dem kleinen Flusse Roknabad durchströmten Thale. Im Anfange des 17. Jahrhunderts ließ Schah Abbas zur Strafe für die Empörung des damaligen Statthalters Jakub Khan einen Teil der Stadtmauern schleifen



Fig. 46. Das sogen. Grabmal Daniels.

und die Wassergräben ausfüllen; dies ist auch der Grund, warum man noch heutzutage mehrere morastige Stellen, die das aus den Kanälen und Wasserleitungen hervorquellende Wasser verursacht, sehen kann. Die heutige Stadt ist mit einer vollständigen Lehmmauer umgeben und hat sechs Thore. Außerhalb derselben sieht man viele Ruinen. Über den Ursprung der Stadt existieren verschiedene Annahmen. Nach den Überlieferungen der Einwohner soll sie erst im Jahre 958 unserer Zeitrechnung erbaut worden sein. Im Mittelalter war sie viel größer und schöner und hatte prachtvollere öffentliche Bauten als heute, wovon noch die vielen inner- und außerhalb der Stadtmauern befindlichen Steinhaufen zeugen; der arabische Schriftsteller Ulug Beg,

Tamerlans Neffe, berichtet von mehr als 25 km Umfang und 24000 Wohnhäusern. Die heutigen Einwohner sind Tadschiks nebst einigen Armeniern, Juden und Parsen; ihre Anzahl soll sich, nach dem täglichen Brotverkaufe berechnet, auf 60000 Seelen belaufen. Die Beschäftigungen der Einwohner sind Seiden- und Wollenweberei, die Fabrikation von Waffen, Seife, irdenem Geschirr, Glaswaren ꝛc. Die Arbeiten in Schmelz sind durch das ganze Reich und die Nachbarländer berühmt. Außerdem besteht in Schiras eine lithographische Anstalt.

Die Straßen sind schmal, finster und zum größten Teil ungepflastert. Eine Eigentümlichkeit vieler Häuser in Schiras, wie auch in den andern Städten der Provinz Fars, sind die vielen hohen, viereckigen Türme mit Öffnungen am obersten Teile, um die Luft einzulassen und in die untern Gemächer zu führen, die Badschirs oder Windfänger, die von weitem wie gewöhnliche Türme aussehen (Fig. 47). Die Kuppeln der Moscheen erscheinen unten schmal, dann nach der Mitte hin sich kugelförmig erweiternd und nach oben sich in eine Spitze verlaufend, also birnenförmig. Einige dieser Kuppeln sind grün angestrichen, andere mit farbigen Ziegeln gedeckt. Die bemerkenswertesten heißen Dschumah (die älteste, wahrscheinlich an 900 Jahre alt) und Vakil (die neueste und schönste). An den Moscheen sind Türme angebracht, sogen. Alkoranen, mit zwei oder drei Galerien und Veranden geziert, von denen aus die Marabuts ihre Gebete dreimal des Tages laut verrichten, und zwar immer mit allmählich hellerer und vernehmlicherer Stimme. Der Bazar bei der Vakilmoschee gleicht an Länge, Größe, Höhe und Bauart dem zu Isfahan. Auch der bei der alten, schon verfallenen Moschee No (Nu) erbaute ist recht hübsch. Es befinden sich daselbst sehr viele Kramläden, in welchen außer verschiedenen frischen, getrockneten und eingemachten Früchten an Ort und Stelle gebackenes Brot, Hapas oder Kurichas, verkauft wird. Das Innere der Stadt ist etwas vernachlässigt. Am unangenehmsten fällt die Vernachlässigung des Wassers auf, welches so unrein ist, daß die Gesundheit der Einwohner darunter leidet. Die Schuld liegt jedoch nicht an den Quellen, welche noch immer so klar und rein sind wie in frühern Zeiten, sondern an der schlechten Verwaltung der Stadt.

Die vornehmsten Merkwürdigkeiten von Schiras sind die in seiner nächsten Umgebung befindlichen Grabmale der persischen Dichter Hafis und Sadi. Die Grabstätte des erstern liegt etwas mehr als eine Viertelstunde vom Isfahaner Thore. In der Nähe stand zu der Zeit, als er noch lebte, eine liebliche, romantische Vorstadt, welche der Dichter, wie die jetzt gleichfalls verblühten Reize des herrlichen Thales von Schiras, oft besungen hat. Der erste Erbauer des Grabmals war einer von seinen Zeitgenossen. Nadir Schah ließ das Gebäude erweitern und verschönern. In der Mitte

Zu S. 190.

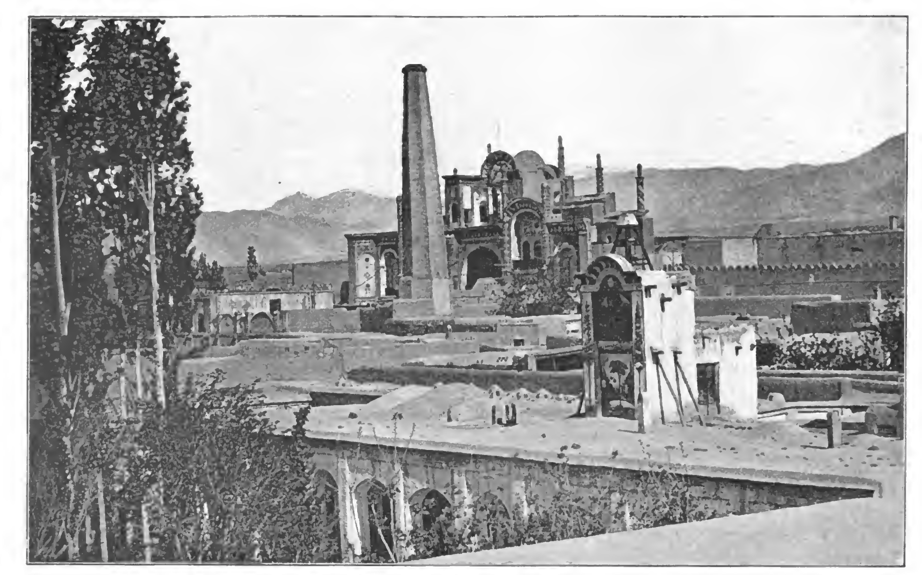


Fig. 47. Windfänger in Schiras.

des vorigen Jahrhunderts wurde es von Korrim Khan in seiner heutigen Gestalt hergestellt. Nach der Beschreibung, welche frühere Reisende von dieser Stelle gegeben haben, fand ich mich schmerzlich enttäuscht: ich glaubte, daß — trotz aller Zerstörungen — die Perser aus Nationalstolz und in ihrer bekannten Begeisterung für die Dichtkunst die Stätte, welche die Überreste ihres Lieblingsdichters birgt, im vollen Glanze erhalten würden. Allein der Boden, welchen die ehemalige Ehrfurcht bloß seiner Asche geweiht hatte, war mit Gräbern ohne Unterschied bedeckt, und das Denkmal von weißem Marmor, das Korrim Khan errichtet hatte und welches über und über mit Stellen aus den Werken des Dichters beschrieben war, steht mitten unter ihnen ohne alle Auszeichnung. Die schöne Abschrift von seinen Gedichten, welche sonst an dem Behältnisse befestigt war, sieht man nicht mehr, und die üppigen Bäume, die es ehemals beschatteten, sind ebenfalls verschwunden. Kein Mensch war da, welcher dem wißbegierigen Fremden das geheiligte Grab gezeigt hätte. Keine Gesellschaften von feurigen Verehrern erscheinen jetzt, wie ehemals, um den Geburtsort ihres Dichters zu preisen, während sie sein Lob mit seinen eigenen Worten verkündigten. Alles hat sich verändert, und der kühlende Fluß Roknabad hat infolge von Vernachlässigung sein gewohntes Bett verlassen. Alles, was diesen Platz sonst noch auszeichnete, ist auf ähnliche Art zerstört. In kurzem wird sogar der Stein, welcher des Dichters Namen enthält, vernichtet und nichts mehr vorhanden sein, was sein Grab von andern unterscheidet. Die berühmte Handschrift der Gedichte des Hafis — angeblich von ihm selbst geschrieben — ist bei der Eroberung Persiens durch die Afghanen vor etwa 150 Jahren entwendet worden und soll sich zu Kandahar befinden.

Die Ruhestätte Sadis ist beinahe $7^1/_2$ km von Schiras entfernt — sie war der nächste Gegenstand meiner Untersuchung. Ich folgte der Gebirgsreihe, welche das Thal von Schiras gegen Nordosten begrenzt; nach einem Ritte von etwa 6 km an ihrem Fuße hin erschloß sich eine Reihe schöner Ansichten, der Schilderung desjenigen würdig, dessen Grabstätte ich besuchen wollte. Bald näherten wir uns einer schmalen Öffnung in dem Gebirge, welche zu einer Menge kleiner romantischer Thäler führte, die zum Teil angebaut waren und zahlreiche Dörfer enthielten. Nicht weit von dem Eingange war die gesuchte Stätte, aber sie sah noch elender aus als der Begräbnisplatz des Hafis. Hier trauerten zwei Cypressen in der Nähe der Stelle, und die verfallenen Türme der Moschee Schah Mirza Hamza in ihrer Nachbarschaft verrieten eine gleiche Vernachlässigung. Dort wurde mir ein einsam stehendes Viereck, das äußerlich ganz kahl aussah, inwendig aber mit einigen niedrigen Gesträuchen und andern Gewächsen bepflanzt war, als der Garten und das Grabmal des ehrwürdigen Sadi geöffnet. Drei oder vier Geschöpfe, welche aus dem nahen Felsen hervorkrochen, sind jetzt

die Eigentümer dieses erbärmlichen Ersatzmittels für die Oliven- und Lorbeerhaine, die Korrim Khan gepflanzt hatte. In einer Ecke des Vierecks zeigte man mir in einer Art von gewölbter Kammer einen kleinen Sarkophag von Marmor, welcher die Gebeine des Dichters enthält. Von der Handschrift seiner Werke, die ehemals an diesem Grabmale befestigt war, ließ sich keine Spur mehr entdecken. Auch ist, da kein allgemeiner Begräbnisplatz die Menschen hierher lockt, die Stelle so öde, daß kaum jemand anderer als ein Fremder daran denkt, Sadis Grab zu besuchen. Als ich nach der Außenseite des Vierecks zurückkam, zeigte man mir ein gewölbtes Gemach unterhalb der ebenen Fläche des Bodens. Nachdem ich hier etwa 30 Stufen hinabgestiegen war, brachte man mich an den Rand eines Baches, der so hell wie Krystall aussah und so eingerichtet war, daß er in ein tiefes Becken im Felsen hinfloß, worin sich einige Fische befanden. Dies war der Lieblingsplatz des Dichters, hier soll er einige seiner schönsten Gedichte gemacht haben. So verhungert die Menschen aussahen, welche sich in der Nähe seines Grabmals aufhielten, so vergriffen sie sich doch nicht an den Fischen. Das ist vielleicht die ganze Ehrfurcht, die man dem Andenken des großen Dichters erweist.

* * *

Nordöstlich von Schiras, in einer Entfernung von etwa 67—75 km, liegen die Ruinen der berühmten altpersischen Königsstadt Persepolis (Fig. 48).

Unter den Spuren von dem frühern Glanze eines Volkes sind wohl keine, welche den Geist mit ernstern Gedanken erfüllen, als die prächtigen Ruinen seiner alten Paläste. Wie gewaltig erinnert es an unsere Vergänglichkeit, erzählt die Geschichte uns, daß ein Gebäude, dessen Aufbau und Zier die Schätze eines Königreichs erschöpft und dessen Geschichte auf den ursprünglichen Felsen, auf denen es gegründet worden, eingegraben ist, nicht nur verfallen sei, sondern daß dessen Gründer verschollen, und die Sprache, in der seine Geschichte geschrieben wurde, von Menschen nicht mehr geredet werde! Persien ist übervoll von solchen Überbleibseln verflossenen Glanzes, und der persische Dichter Firdusi singt aus eigener trüber Anschauung: „Die Spinne webt ihr Gespinst in dem Palaste des Kaisers. Die Eule steht Schildwacht auf dem Wachtturme Afrasiabs."

Die Ruinen von Persepolis sind bereits seit langer Zeit von fast allen Reisenden, die in diesen Teil von Persien gekommen, untersucht, beschrieben und selbst zum Teil abgebildet worden. Indessen sind sie bei weitem nicht so gut erhalten wie die Trümmer des alten Ägypten zu Theben oder wie die zu Balbek (Palmyra) und viele andere des Morgenlandes. Bei ihrer Ausdehnung über eine weite Bergfläche machen sie auch nicht gerade einen überwältigenden Eindruck auf das Auge. Das allermeiste besteht in einzelnen

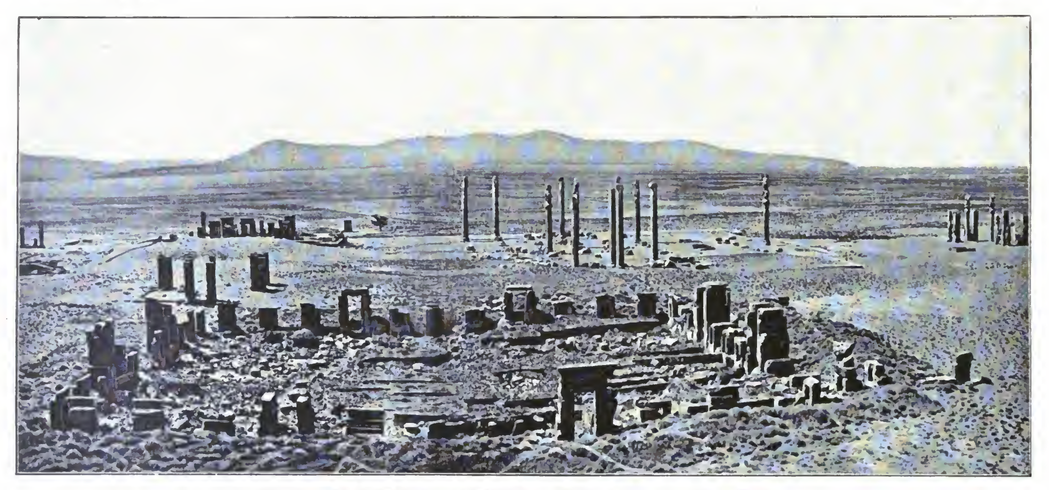


Fig. 48. Die Palasttrümmer von Persepolis. (Nach L'art antique de la Perse.)

Säulen, Pfeilern, Thorwegen, Mauerresten und einer Menge über die ganze Fläche hin zerstreuter anderer Bruchstücke. Jeder einzelne dieser Bestandteile der Ruinen ist zwar für sich betrachtet im höchsten Grade interessant, aber alles zusammen giebt dennoch keinen vollständigen Begriff von dem ehemaligen Ganzen. Am vollständigsten sind noch — vergleichsweise — die Reste der königlichen Burg und die Grabmäler erhalten.

Cyrus, der Begründer des alten Perserreiches, war den Nachrichten der alten Griechen zufolge zugleich der Erbauer der Stadt Pasargadä[1] in der großen Ebene von Murghab. Er ließ die Stadt zum Andenken an seinen Sieg über die Meder aufführen, um den Königen als Krönungsplatz und Schatzkammer zu dienen. Hier wurde er auch begraben[2]. Darius, Xerxes und Artaxerxes III. übertrugen Residenz, Schatzkammer und Grabmalstätte von der freien Ebene von Murghab nach der schwer zugänglichen Stelle bei Persepolis und hielten hier in dem großen Palaste Hof. Nach dem, was von den Ruinen des Palastes noch blieb, kann man kühn behaupten, er habe einst mit den edelsten Bauten Griechenlands und Roms gewetteifert. Persische Schriftsteller schreiben diesen Palast dem Dschemschid, dem letzten Monarchen der Paischdaden-Dynastie, zu und nennen ihn Takht-e-Dschemschid (Thron des Dschemschid), auch Tschehel Minar (Vierzig Säulen)[3]. Die Zahl der noch aufrechtstehenden Säulen ist dreizehn. Sie

---

[1] Die Ruinen von Pasargadä liegen an der Straße von Schiras, zwischen den Dörfern Sivend und Mäschhäd Murghab.

[2] Alexander soll das entstellte Grabmal wiederhergestellt haben. Unter der persischen Inschrift, welche dem Reisenden sagte, er solle dem mächtigen Eroberer seinen kleinen Haufen Staub nicht neiden, stand die griechische Übersetzung. Strabo berichtet: „Hier sah er das Grabmal des Cyrus in einem Garten. Es war ein Turm, nicht groß, in einem dichten Haine verborgen; fest von unten, doch umdacht oben, und hatte eine Kapelle mit sehr engem Eingange. Aristobul trat auf Befehl Alexanders hinein und brachte einige Verschönerungen an dem Grabmale an. Er sah hier eine Lagerstätte von Gold, einen Tisch mit Trinkbechern, ein goldenes Waschbecken und eine Menge Kleider und Juwelen."

[3] So schreibt Sinet-ul-Modschalis: „Dschemschid baute einen befestigten Palast am Fuße eines Hügels, der die schöne Ebene von Mordescht nordwestlich begrenzt. Die Plattform, auf der er erbaut war, hat drei Seiten nach der Ebene, eine zu dem Berge hin. Er ist von hartem, schwarzem Granit [vielmehr einem harten Kalkstein] erbaut. Die Erhöhung von der Ebene beträgt 90 Fuß, und jeder im Gebäude gebrauchte Stein ist 9—12 Fuß lang und verhältnismäßig breit. Zwei große Stufentreppen führen zu diesem Palaste, so leicht zu ersteigen, daß ein Mann zu Pferde hinaufreiten kann; und auf der Plattform ward ein Palast errichtet, der teils noch in seinem ursprünglichen Zustande, teils in Ruinen vorhanden ist. Der Palast des Dschemschid wird jetzt Tschehel Minar oder ‚Vierzig Pfeiler' genannt. Jeder Pfeiler ist von geschnitzten Säulen und in einer so feinen Weise verziert, daß es schwer sein würde, die Bildwerke in dem harten Granit in weichstem Holze nachzumachen. Kein Granit wie dieser ist in Persien jetzt zu finden, und man weiß nicht, woher er kam.

fügen hinzu, Humai, die Tochter Ardischirs, habe diese königliche Wohnung, die sie zu ihrer ständigen Residenz machte, sehr erweitert und Alexander dieselbe zerstört. Der Eroberer, aufgebracht über die Beleidigung, die seinen Soldaten von den Einwohnern widerfahren war, erlaubte jenen, die Stadt zu plündern. Die Beute war ungeheuer. Den königlichen Palast behielt Alexander für sich selbst, und die Schätze, die ihm hier in die Hände fielen, sollen sich — nach unserer heutigen Währung — auf weit mehr als 300 Millionen Mark belaufen haben. Aber nicht bloß geplündert wurde der Palast, sondern Alexander ließ ihn auch bei einem Gastmahle, bei dem er sich berauschte, durch Feuer zerstören. Nach Curtius soll bei dieser Gelegenheit die ganze Stadt eingeäschert worden sein. Indessen ist sie nachmals wieder aufgebaut worden. Ptolemäus erwähnt ihrer als einer bewohnten Stadt, und späterhin noch, selbst unter der Regierung der mohammedanischen Könige, war sie unter dem Namen Istachr die gewöhnliche Residenz. Die Ruinen einer alten Burg in der Nähe der Trümmer von Persepolis werden noch jetzt als die vormalige Citadelle von Istachr bezeichnet. Erst seit dem Jahre 982 n. Chr. hat die eigentliche Zerstörung von Persepolis begonnen; Somianeh-ud-daulah, der unwürdige Sohn des tugendhaften Asd-ud-daulah, zu jener Zeit Vezier des Kalifen von Bagdad, richtete es dermaßen zu Grunde, daß es sich nie mehr erholen konnte. Auch unter den nachkommenden persischen Königen und ihren Statthaltern von Fars wurde die Verstümmelung der Denkmale, zum Teil aus Religionshaß gegen die Überreste des alten Heidentums, zum Teil auch in der Absicht, verborgene Schätze aufzufinden, beharrlich und bis auf unsere Tage fortgesetzt. Aber trotz dieser unablässigen Zertrümmerungen, zu denen noch jene gezählt werden müssen, die der Zahn der Zeit durch so viele Jahrhunderte angerichtet hat, ist doch immer Ansehnliches genug übriggeblieben, und bis zum 16. Jahrhundert fand man hier noch einige Einwohner, welche sich in den weiten Räumen Hütten erbaut hatten.

Die Ruinen des ehemaligen Königspalastes stehen auf einer erhöhten Felsenplatte, die zwar ursprünglich ein Werk der Natur war, aber durch die Kunst an den Seitenwänden geebnet worden ist. Die vier Seiten sind, wie man dies auch in Ägypten bei allen Tempel- und Königsbauten trifft, nach den Weltgegenden gerichtet. Gegen Nordwesten erblickt man ansehn-

Einige der schönsten und wunderbarsten Statuen zieren diesen Palast, und alle Pfeiler, die einst das Dach stützten (denn es ist zerfallen), bestehen aus drei Steinstücken, so vortrefflich gefügt, daß der Beschauer glaubt, das Ganze sei ein Stück. Unter den Bildwerken sind mehrere Bildnisse von Dschemschid; in einem hat er eine Urne in der Hand, in welcher er Benjanin (Gummiharz) verbrennt, während er, die Sonne anbetend, dasteht. In einem andern ist er dargestellt, wie er die Mähne eines Löwen mit der Hand faßt und mit der andern ihn durchsticht."

liche Massen des natürlichen Felsens und Spuren von der Einwirkung des Hammers und anderer Werkzeuge; auch ein Steinbruch ist weiterhin in der Tiefe noch zu erkennen. An einigen Stellen sind Blöcke vom Felsen losgebrochen, an andern liegen fertige Platten da, welche nur fortgeschafft zu werden brauchen, um sogleich verwendet werden zu können. Man sieht daraus, daß das ganze ehemalige Prachtgebäude sogar zur Zeit der letzten Zerstörung eigentlich noch gar nicht vollendet war und selbst die letzten Beherrscher Persiens — vor 982 n. Chr. — noch an einen Ausbau dachten. Die steilen Wände der Felsenterrasse bieten den schönen Anblick eines dunkelgrünen Marmors dar, welcher in riesenmäßigen, herrlich polierten Blöcken ausgehauen ist. Die Blöcke sind ohne Mörtel zusammengefügt, schließen aber so genau und dicht aneinander, daß die vollendete Plattform zur Zeit ihrer ersten Herstellung als ein Teil des Berges selbst erschienen sein muß. Man kann die große künstliche Fläche — deren Höhe aber infolge der vielen am Fuße angehäuften Erde und Steintrümmer jetzt wohl um gute 6 m geringer ist, als sie der altgriechische Schriftsteller Diodor[1] angiebt — so betrachten, als ob sie aus drei abgesonderten Terrassen bestände. Die erste und niedrigste umfaßt die ganze Länge der Südseite und ist gegen 58 m breit. Die zweite enthält den ganzen freien Raum, und die dritte, als die höchste, ist mit Gebäuden bedeckt und ohne Zweifel die prächtigste gewesen. Am Rande der niedrigsten Terrasse sind an verschiedenen Stellen noch größere Massen von Steinen sichtbar, welche Überreste einer Brustwehr zu sein scheinen. Sie sind in denselben riesenhaften Verhältnissen gearbeitet wie das übrige des Gebäudes. Die Ersteigung der obersten Terrasse ist nur auf einem Wege möglich, nämlich auf der Doppeltreppe an der Westseite der Felsenmasse, deren Stufen nicht höher als etwa 9 cm sind. Die

[1] „Die Akropolis rühmlichen Andenkens“, schreibt Diodor, „ist mit einer dreifachen Mauer umgürtet. Die erste ist mit vielen Kosten aufgerichtet, hat eine Höhe von 16 Ellen und ist mit Zinnen versehen. Die darauffolgende ist der ersten ganz ähnlich in der Ausführung, jedoch um das Doppelte höher. Die dritte hat eine quadratische Gestalt; sie steigt zu 60 Ellen Höhe auf und war aus einem harten und wie für die Ewigkeit geschaffenen Stein wohl zusammengefügt. An jeder Seite befinden sich eherne Thore und daneben eherne Stiere von 20 Ellen Höhe, diese, um durch ihren Anblick Schrecken einzuflößen, jene zur größern Sicherheit des Ortes angebracht. Auf der östlichen Seite der Akropolis befindet sich in einem Abstand von vier Plethra ein Berg, den man den ‚königlichen‘ heißt, in welchem die Gräber der Könige lagen. Der Fels war dort ausgemeißelt und hatte nach der Mitte hin mehrere Räume, in denen sich die Grabstätten befanden, ohne irgend einen durch Kunst gemachten Zugang; denn die Särge der Verstorbenen wurden dort mittelst künstlicher Maschinen hinaufgezogen. In der Akropolis selbst waren viele Herbergen für die Könige und Feldherren mit bedeutendem Aufwand hergerichtet und Schatzkammern zur Aufbewahrung der Schätze in sehr zweckmäßiger Weise angelegt.“

eine Treppe führt von Norden, die andere von Süden her empor; die Stelle, von der sie aufsteigen, ist gegen 14 m lang und 7 m breit; ebenso breit sind auch die Stufen, ihrer 58 an der Zahl. Zum Bau dieser Treppen waren nicht viele Marmorblöcke nötig, weil jeder Block so groß war, daß man 10—14 Stufen in denselben hauen konnte. Wenn man dieses erste Treppenpaar hinaufgekommen ist, so befindet man sich auf einem Austrittsplatze, welcher ungefähr 12 m breit und 14 m lang ist. Von hier beginnt eine zweite Doppeltreppe, welche 49 Stufen, eine Länge von etwa 19 m und eine Breite von 7 m hat. Der oberste Austritt nimmt einen Raum von 20 m ein und ist 9 m über den untern erhaben. Auffallend ist es, daß diese Treppen nicht in der Mitte der Westseite, sondern so unsymmetrisch angebracht sind, daß sie über 300 m von der Süd- und gegen 70 m von der Nordseite abstehen. Oben auf der Plattform sind die ersten Gegenstände, welche in die Augen fallen: die hohen Seitenwände eines ungeheuern Portals, geschmückt mit einem Paar kolossaler geflügelter Stiere (Fig. 49). An der innern Fläche der Wände sieht man in langen Reihen folgende Texte in Keilschrift, welche sich mehreremal wiederholen:

Ein großer Gott ist Ahura-Mazda, welcher diese Erde schuf, welcher jenen Himmel schuf, welcher den Menschen schuf, welcher die Annehmlichkeit schuf für den Menschen, welcher den Xerxes zum Könige machte, den einzigen Gott vieler, den einzigen Gebieter vieler.

Ich bin Xerxes der Großkönig, der König der Könige, der König der Länder, die aus vielen Stämmen bestehen, König dieser großen Erde auch fernerhin, Sohn des Königs Darius, der Achämenide.

Es spricht Xerxes der Großkönig: Durch die Gnade Ahura-Mazdas habe ich diesen Thorweg gemacht, der alle Völker zeigt. Es giebt auch viel anderes schönes Werk in Persien, das ich gemacht und das mein Vater gemacht hat. Jedes solches Werk, welches schön aussieht, haben wir alles durch die Gnade Ahura-Mazdas gemacht.

Es spricht Xerxes der König: Ahura-Mazda möge mich schützen und mein Reich, und was ich gemacht und was mein Vater gemacht hat, das möge Ahura-Mazda schützen!

Weiter nach Osten hin, etwa 8 m in gerader Linie vom Portal, standen vormals vier prächtige Säulen, welche noch zu Chardins Zeiten sämtlich aufgerichtet waren; jetzt sind bloß noch zwei vorhanden, von den andern findet man keine Spur mehr. Wendet man sich rechts vom Portal, so bemerkt man zwischen demselben und der prächtigen Terrasse einen Platz von etwa 50 m mit den zahlreichen Säulen, von denen der Palast seinen Namen hat. Bloß ein Gegenstand lenkt auf dem Wege dahin die Aufmerksamkeit ab: eine schöne und ansehnliche Cisterne (abambar), die in den natürlichen Felsen gehauen und gegen 6 m lang und 5 m breit ist. Sie erhielt ehemals ihr Wasser durch unterirdische Leitungen. In der Nähe des Tschehel

Minar endlich weidet sich das Auge in erster Reihe an der Größe und den herrlichen Verzierungen der schönen Treppen, die zu ihm hinaufführen. Es

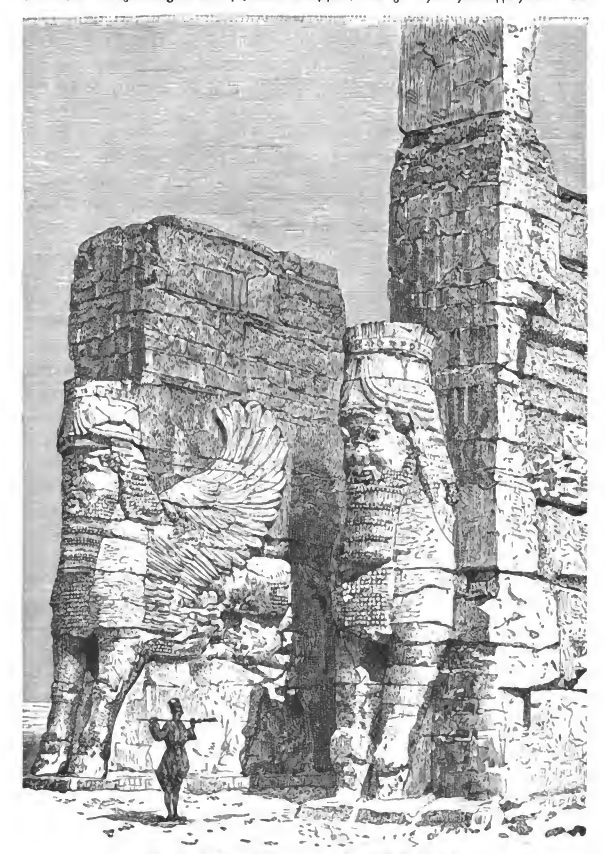


Fig. 49. Geflügelte Stiere vor der Thorhalle des Xerxes.

ist ebenfalls eine Doppeltreppe, welche beträchtlich weit von der nördlichen Seite der Terrasse hervorspringt und deren ganze Länge an die 70 m be-

trägt. An jedem Ende östlich und westlich erhebt sich eine andere Stufenreihe. Ferner erblickt man in der Mitte, und zwar gegen 6 m vorspringend, zwei kleinere Treppenfluchten, die sich von denselben Punkten erheben. Hier beträgt die Größe der Reihe, mit Einschluß eines Austrittsplatzes von 6 m, gegen 27 m. Das Hinaufsteigen ist, wie beim Haupteingange, von der Ebene äußerst bequem. Jede Flucht enthält bloß 30 Stufen, je 10 cm hoch, 36 m breit und 5 m lang. Die ganze Front der vordern Reihe ist mit Bildhauerarbeiten bedeckt. Von der Plattform, auf welcher dieser Palast einst stand, schaut man über die ganze Ruinenmasse, so groß und prächtig, so verfallen und verstümmelt, und dabei alles so einsam und still.

Chardin erzählt von großen unterirdischen Gängen, die den Grund, auf dem Persepolis erbaut war, durchschneiden, war aber nicht im stande, sie durchaus zu verfolgen und alle ihre Verbindungen und Ausgänge zu erforschen. Auch ich versuchte es, in Begleitung mehrerer Leute aus der Gegend, mit Fackeln und Laternen in die Gänge einzudringen, war aber um nichts glücklicher als Chardin. In geringer Entfernung von Tschehel Minar sieht man auf einer andern Felsenerhöhung noch ein in Trümmern liegendes Gebäude, welches 54 m lang und 30 m breit ist. Die von Westen her hinaufführende Treppe ist fast gänzlich zerstört. In der nahen Felsenwand sind in beträchtlicher Höhe über dem Boden zwei Fassaden eingehauen, hinter welchen sich viereckige Kammern befinden. Unstreitig waren dies Grabgewölbe. Man kommt nur durch einen mit Gewalt geöffneten Zugang hinein; der alte Eingang ist bisher unentdeckt geblieben. Um diese Grabgewölbe ganz unzugänglich zu machen, ist der Felsen unten senkrecht zugehauen worden. Die Vorderseite schmückt eine Menge Bildhauerarbeiten.

* * *

In Verbindung mit den ältesten Ruinen von Persepolis standen auch die von Naksch-e-Rustem, $7^1/_2$ km nördlich von Tschehel Minar. Auf dem Wege dahin gelangt man zu den Überresten der Stadt Istachr, die etwas nördlicher als das alte Persepolis selbst lag. Der Name Naksch-e-Rustem bedeutet soviel als „Abbildungen des Rustem“. Das merkwürdigste sind hier vier Grabhöhlen im obern Teile eines etwa 280 m hohen, senkrecht zugehauenen Felsens, einer weißlichen Marmorart. Diese Grabgewölbe gleichen im ganzen den zwei vorhin erwähnten in Persepolis. Die Vorderseite des Felsens ist mit sechs Reihen von Flachreliefs bedeckt, welche vorzüglich kämpfende Volksgruppen von sehr verschiedenem Kunstwerte darstellen. Man sieht da Pferde auf griechische Weise angeschirrt, Krieger mit macedonischen Helmen; die Riesengestalt des Rustem trägt eine Krone auf dem Kopfe und eine Art von Panzerhemd, welches die ganze Person bedeckt. Die schlecht eingehauenen Inschriften sind in griechischer und in der alten

Pehlevi-Sprache abgefaßt. Sie beziehen sich auf Könige aus dem Stamme der Sasaniden, und die Bildhauerarbeiten enthalten Abbildungen dieser Könige; stimmt doch ihr Kopfputz ganz mit demjenigen, welchen die Abbildungen der Sasaniden auf alten Münzen zeigen.

* * *

Zum Schlusse möge eine Erklärung der symbolischen Verzierungen bei dem Grabmale des Darius (Hystaspes) in der Nähe von Tschehel Minar dem Leser einen annähernden Begriff von der Baukunst der alten Perser geben. Die Vorderseite dieses der Sage zufolge von Darius noch bei dessen Lebzeiten erbauten Grabmals besteht aus zwei Abteilungen oder Stockwerken. Das untere ist beträchtlich breiter, aber wohl dreimal niedriger als das obere. Man erblickt ganz oben eine Art Gerüst oder Bühne und auf dieser eine bejahrte männliche Gestalt mit einem starken Bogen in der Hand als dem Sinnbilde der Herrschaft. Die Gestalt steht vor einem Altar, auf welchem Feuer brennt. Über dem Altar schwebt eine Kugel und über der Figur eine ähnliche Figur, von welcher aber nur der obere Teil sichtbar ist. Auch hat sie statt des Bogens einen Ring in der Hand. Der König ist als Verehrer des Ormuzd oder des ihn versinnbildenden heiligen Feuers dargestellt. Das Feuer hatte auf den König noch eine besondere Beziehung, denn dieser war selbst das Bild und der erste Diener des Ormuzd: es wurde vor ihm hergetragen, wenn er sich öffentlich zeigte; er mußte ihm täglich seine Verehrung beweisen, und bei seinem Tode wurde es ausgelöscht. Die Kugel über dem Feuer ist die Sonne, welcher der König bei seiner Anbetung des Feuers ebenfalls das Gesicht zuwendet. Die über dem Könige in der Luft schwebende kleinere Figur ist sein Ferver. Darunter verstand man nach der Lehre Zoroasters das Urbild, welches jeder Mensch hat, den reinsten Ausfluß des Gedankens des Ormuzd, durch welchen dieser alles erschuf, was da ist. Dieses Urbild ist dem Nachbilde völlig gleich, aber reiner, herrlicher und unvergänglich. Der Ring ist das Sinnbild der ewigen Fortdauer. Zu beiden Seiten des Gerüstes, auf welchem Darius und der Altar stehen, sieht man Kopf, Hals und einen Vorderfuß des geflügelten Einhorns. Das Gerüst selbst wird von zwei Reihen Männer, deren eine über der andern steht, getragen. Unstreitig ist dies eine Beziehung auf die Idee der Herrschaft. Gleich darunter, auf dem Balken, der das obere Stockwerk von dem untern scheidet, sind zur Rechten und Linken zwei Reihen von Hunden dargestellt, die Gesichter nach der Mitte gewendet. Der Hund war ein heiliges Tier. Das untere Stockwerk soll den Eingang vorstellen, enthält aber, wie man sich überzeugt hat, keine wirkliche Öffnung, sondern hat nur eine thürähnliche architektonische Verkleidung. Jede der Säulen zu beiden Seiten trägt oben zwei Köpfe des ungeflügelten Einhorns. An den beiden

Enden des Stockwerkes, rechts und links, sind Männer mit Spießen ausgehauen, wahrscheinlich Leibwächter des Königs. Mit geringen Abweichungen sieht man die Darstellungen auch bei dem andern Grabmale zu Persepolis sowie bei den vier Gräbern zu Naksch-e-Rustem.

Es würde zu weit führen, wenn wir die sämtlichen Bildwerke im einzelnen beschreiben wollten. Sie alle beweisen, daß Persepolis die letzte Ruhestätte der altpersischen Könige war. Man betrachtete das Grab des Königs als seine zweite Wohnung oder Residenz und versah sie mit allen den Bedürfnissen und Bequemlichkeiten der Residenz, die er bei Lebzeiten bewohnt hatte. Und wie allmählich der Luxus im wirklichen Leben stieg, so fiel auch die Einrichtung der Totenresidenz immer prachtvoller aus. Die königlichen Leichname hatten nicht bloß ihre Kleider, Gerätschaften und Waffen, sondern auch ihren Schatz bei sich, und zwar — wie es scheint — jeder seinen eigenen. Daraus erklärt es sich, wie Alexander und sein Heer in Persepolis so unermeßliche Beute machen konnten. Wir wissen ferner aus Xenophon, daß die persischen Könige ihre künftige Totenresidenz zu gewissen Zeiten besuchen und auf den Gipfeln der benachbarten Berge Opfer darbringen mußten, wie denn Cyrus siebenmal diese Wallfahrt verrichtete. Aus der Menge vornehmer Weiber und kostbarer weiblicher Kleider, welche die Krieger Alexanders bei der Plünderung des Schlosses fanden, wird es wahrscheinlich, daß dem Leichname des verstorbenen Königs auch die ganze Frauenabteilung nach Persepolis folgen und von jetzt an hier wohnen mußte; in ähnlicher Weise waren die vornehmsten seiner männlichen Diener verpflichtet, bei seinem Grabe ihren künftigen Aufenthalt zu nehmen. Daraus erklären sich auch die massenhaften Trümmer von andern Gebäuden, welche man außer dem königlichen Palaste und den Grabmalen antrifft.

* * *

Im nordöstlichen Teile der Provinz Fars liegt die blühende Handelsstadt Jäzd, mitten in einer großen Salzwüste, auf einer weiten sandigen Ebene, die fast von allen Seiten kleine Hügel umgeben. Nur an den Stellen, die durch unterirdische Wasserleitungen und durch Brunnen bewässert werden können, gedeiht etwas, namentlich gutes Obst und einiges Getreide sowie ziemlich viel Maulbeerbäume. Die Stadt besteht aus der Alt- und der Neustadt. Die erstere, mit Mauer und Graben umzogen, ist so groß wie der ältere Teil von Tehran und enthält ungefähr 8000 Häuser, schöne Bazare 2c. Die letztere, mehr eine Vorstadt, liegt offen um die Altstadt herum. Die Volksmenge mag gegen 50 000 Seelen betragen. Unter ihnen sind an 3000 parsische Familien, die ein besonderes Stadtviertel bewohnen; auch im Gebiete der Stadt leben viele Parsen und namentlich Babis. Ausgezeichnete Gebäude giebt es in Jäzd nicht. Was den Ort merkwürdig,

volkreich und wohlhabend macht, ist der lebhafte Handel, der hier meist von Parsen und einigen Juden getrieben wird. Am Rande der Wüste und so ziemlich in der Mitte des Landes gelegen, bildet es einen passenden Ruhepunkt für die Karawanen von Kerman, Mäschhäd, Herat, Isfahan, Schiras, Tehran 2c. 2c. Auch die eigenen Handarbeiten und Fabrikate der Einwohner sind von Bedeutung und Wert. Eine Menge Zeuge, als Allidschahs und Kassubs (die zu Hemden und Beinkleidern gebraucht werden), Dereis (zu Männerröcken), Taftes, Mukheiohs (Seidenzeuge), Halstücher und viele zum Putz der Frauen gehörige Artikel sind hier weit vorzüglicher als in irgend einer andern persischen Stadt. Auch Kandiszucker und vortreffliche Konfitüren sowie allerlei Waffen und Gewehre werden hier verfertigt. Desgleichen findet man hier eine starke Kamelzucht, wohl an die 50 000 Stück; dagegen sehr wenig Esel, die daher in hohem Preise stehen und zuweilen mit 50 Tuman bezahlt werden. Die von Lahsa aus Arabien hierher kommenden Esel sind von ausgezeichneter Schönheit, Größe und Kräftigkeit. Ein Reiter kann auf einem solchen Tiere 10—15 km in der Stunde zurücklegen.

* * *

Das starkbevölkerte Firusabad (das alte Cyropolis), im südöstlichen Teile der Provinz Fars, am Flusse Därabscherd, liefert das beste Rosenwasser in ganz Persien.

* * *

Kazerun, westlich von Schiras, im Küstenstriche, an einem kleinen Flusse, war ehedem seiner fruchtbaren und auch dem Handel günstigen Lage wegen ein blühender Ort, ist aber in neuerer Zeit ganz herabgekommen und liegt größtenteils in Trümmern. Dank der guten und vielen Kanäle wird hier viel Weizen und Gerste gebaut. Auch ist Kazerun ein bedeutender Marktplatz für die in der Nachbarschaft gezogenen Pferde, die man hochschätzt, weil sie noch viel arabisches Blut haben. In der Umgebung halten sich mehrere räuberische Nomadenhorden auf. Etwa 22 km nördlich von der Stadt sieht man die Ruinen von Schahpur, einer alten Hauptstadt der Sasaniden. Sie enthalten bemerkenswerte Flachreliefs und Inschriften. Hier finden wir in einen Stein gehauen eine Darstellung, wie Schahpur oder Sapor I. den römischen Kaiser Valerian als Gefangenen hält, während er einige Gesandte empfängt, die um die Befreiung des hohen Gefangenen flehen. Gegenüber sitzt, so recht bezeichnend für die barbarische Auffassung der Perser, in einer Abteilung ein König im vollen Staate unter einer Gruppe von Figuren, deren eine ihm zwei Köpfe darreicht.

---

6. Nischapur, Mäschhäd, Tus.

Nischapur, die Hauptstadt der Provinz Chorasan, der alten Landschaft Margiana, liegt zwar in einem der fruchtbarsten und schönsten Thäler von ganz Persien, am nördlichen Abfalle des Gebirges und am Flusse Schura-Rud, bietet aber heutzutage einen geradezu ärmlichen Anblick. Sie ist mit einer Lehmmauer und einem Graben umzogen; nirgends erblickt man Minarets oder Kuppeln. Das einzige über die Mauer hinausragende Gebäude ist eine alte, verwahrloste Moschee. Ebenso ungünstig ist der Eindruck im Innern der Stadt. Vom Thore aus führt der Weg an einer erbärmlichen Reihe von Lehmhäusern vorbei durch einen schlechten Bazar zu einer kleinen Karawanserai, wo man seine Wohnung aufschlagen muß. Der Umfang der Mauer mißt kaum 4000 Schritt. Das Innere enthält nicht über 2000 Häuser, und da auch diese nicht alle bewohnt sind, so kann die Einwohnerzahl höchstens auf 6000 Seelen geschätzt werden. Bedeutende gewerbliche Leistungen findet man nicht; auf dem Bazar werden nur Artikel für den Verbrauch der Einwohner feilgehalten. Den einzigen Handelszweig im Verkehr mit den Fremden bieten die Türkise dar, welche die benachbarten Gruben liefern. Frühere Reisende haben die Einwohner als ungemein roh und unhöflich geschildert; Houtum-Schindler fand diese Angaben jedoch nicht bestätigt.

Nischapur ist der Geburtsort mehrerer persischen Litteraturgrößen, die — nebst einigen „heiligen" Personen — zum Teil auch hier begraben liegen. Die Stadt wird für sehr alt angesehen und soll von Alexander dem Macedonier zuerst zerstört worden sein. Den jetzigen Namen verdankt sie ihrem Wiederhersteller Schahpur Dhulaktaf vom Stamme der Sasaniden. Im Laufe der folgenden Jahrhunderte wurde die Stadt wiederholt, teils infolge von Eroberungen teils durch Erdbeben, verwüstet. Von bemerkenswerten Altertümern ist in der Nachbarschaft wenig vorhanden: fast nichts außer einigen Überresten ehemaliger Befestigungen und dreier Grabmale, für deren Unterhaltung aber seit geraumer Zeit nichts mehr geschieht. Eines dieser Grabmale birgt die Asche des Dichters Omar Keyumi (um 1100 n. Chr.).

* * *

Größer, berühmter und wichtiger, jedoch nicht so alt als Nischapur, ist die weiter nordostwärts gelegene, von einer über 15 km langen Mauer umgebene Stadt Mäschhäd. Auch sie weist zahlreiche Spuren früherer Verwüstungen auf. Houtum-Schindler erfuhr, daß die Stadt gegen 10000 Häuser habe, von denen aber nicht mehr als die Hälfte anhaltend bewohnt seien. Rechnet man 10—12 Einwohner auf ein Haus, so ergeben sich 50000 bis 60000 ständige Einwohner. Dazu kommt noch eine beträchtliche Zahl

Fremder, teils Kaufleute, des Handels wegen, teils Wallfahrer zu den berühmten „heiligen" Gräbern. Ein namhafter Teil der Einwohner besteht aus Ackerbauern, deren Felder außerhalb der Mauern liegen. Nächst diesen machen die Priester und Gelehrten nebst ihren Schülern die zahlreichste Klasse der Bevölkerung aus; giebt es doch hier, wie schon oben erwähnt, eine große Anzahl Medresen. Auch viele Kaufleute, Krämer und Handwerker leben hier. Ein besonderes Viertel haben die Juden inne, welche sich mit Kleinhandel beschäftigen. In den Karawanseraien und Bazaren trifft man stets eine Menge Türken, Afghanen, Turkmenen, Üsbeken u. s. w.

Der Handel ist bedeutend, da Mäschhäd den Stapelplatz für die umliegenden Gegenden bildet; fast täglich kommen Karawanen aus Bokhara, Chiwa, Herat, Kerman, Jäzd, Isfahan u. s. w. an. Die Fabrik- und Gewerbsthätigkeit ist zwar im ganzen nicht ausgedehnt, liefert aber einzelne ausgezeichnete Artikel, namentlich Samt und Säbelklingen; besonders stehen letztere in hohem Rufe, da sie von einer Kolonie Waffenschmiede verfertigt werden, deren Vorfahren Timur von Damaskus nach Chorasan versetzt haben soll. Die nahen Türkisgruben beschäftigen viele Steinschleifer und Steinschneider. Mehrere Karawanseraien sind fast ausschließlich von Kaufleuten bewohnt, die mit diesen Edelsteinen Handel treiben. Außerdem leben auch mehrere Einwohner von der Verarbeitung eines dunkelgrünen Seifensteins (Steatit) zu allerlei Gerätschaften, die bis in die entferntesten Provinzen vertrieben werden.

Die Stadt ist im ganzen schlecht gebaut; die Häuser fand Houtum-Schindler selbst bei vornehmen Personen, die er besuchte, im Innern ziemlich dürftig eingerichtet. Die einzige Straße, welche diesen Namen verdient, ist diejenige, welche sich in der ganzen Länge der Stadt von Nordwest nach Südosten hinzieht. Mitten durch sie läuft zur Abführung des Unrats ein Kanal, der aber sehr verwahrlost ist. Von den Bäumen, die ihn sonst zu beiden Seiten einfaßten, sind nur hie und da noch einzelne vorhanden.

Unter den öffentlichen Baudenkmälern ist das wichtigste das Grabmal des Imam Reza nebst den dazu gehörigen geistlichen und weltlichen Gebäuden. Es liegt im Mittelpunkte der Stadt und zieht mit seinen vielen Kuppeln und Minarets schon in weiter Ferne die Blicke der Reisenden auf sich. Imam Reza, ein Nachfolger des Ali, lebte unter der Regierung Mamuns, dessen berühmter Vater Harun ar Raschid gleichfalls hier begraben ist. Wegen der vielen Anhänger, die der Imam durch seine Lehre gewann, wurde er von dem Kalifen, der, wie sein Vater, alle Schüler und Verehrer Alis wütend haßte, vergiftet. Erst 300 Jahre nach seinem Tode, als der Sohn eines Ministers des Sultans Sandschär zu Merw an der Grabstätte des Imam von einer schweren Krankheit geheilt worden war, kam diese in den Geruch der „Heiligkeit", wurde von Sultan Sandschär

aufs prächtigste verziert und mit Gebäuden umgeben, und der Ruf davon verbreitete sich durch ganz Iran, so daß Mäschhäd nunmehr der vornehmste Wallfahrtsort aller Anhänger des Ali wurde. Man schreibt noch jetzt dem Platze eine wunderthätige Kraft zu. Den Zugang zu dem stolzen Grabmale bildet ein zweistöckiges Häusergevierte von etwa 25 m Länge und 12 m Breite, das einen großen Hofraum mit zahlreichen Grabsteinen einschließt; denn hier lassen sich eine Menge vornehmer Perser begraben, um in der Nähe und unter dem Schutze des Heiligen zu ruhen. Das Grabmal selbst ist achteckig und so groß wie der Vorhof. Durch ein silbernes Thor, welches Nadir Schah hierher geschenkt hatte, gelangen die Andächtigen zu der mittlern, mit einer goldenen Kuppel bedeckten Abteilung des Innern. Das Ganze ist mit Ziegeln in den schönsten Farben geschmückt, an denen Azur und Gold wahrhaft verschwendet sind; die Wände sind höchst geschmackvoll mit Mosaiken ausgelegt: Blumensträuße und Blumen darstellend, dazwischen Sprüche aus dem Koran. Von der Decke herab hängt ein großer Kronleuchter von reinem Silber. Aus der mittlern Abteilung gelangt man zu einem achteckigen Tempel, dessen Kuppelwände und Fußboden ebenso reich verziert sind. Das eigentliche Heiligtum, in welchem die Asche des Imam Reza und des Kalifen Harun ar Raschid aufbewahrt wird, nimmt den südwestlichen Teil des Tempels ein. Es ist mit einem festen Gitter von Stahl umgeben, innerhalb dessen man ein unvollendetes Gitter von Gold und mehrere andere kostbare Gegenstände bemerkt. Seitenhallen umschließen die Gräber einiger andern vornehmen Perser.

Ein breiter Gang führt von hier in einen Hof und durch denselben zu der prachtvollen Moschee, welche die Gemahlin des Schah Rak und die Schwiegertochter des Eroberers Timur erbaut haben. Der Hof ist ebenfalls mit zweistöckigen Gebäuden umgeben, alle mit bunten und goldenen Ziegeln gedeckt und auch an den innern Wänden geschmückt. Südwärts von dem ersten Vorhofe ließ 1823 Schah Fatch Ali ein neues Viereck von Gebäuden errichten, welche jedoch an Pracht weit hinter den ältern Bauwerken zurückstehen. Innerhalb des Raumes, welchen alle diese Gebäude einschließen, lagen einst auch Nadir Schah und sein Sohn Reza Kuli Mirza begraben. Als der Schah Aga Mohammed Khan als Eroberer nach Chorasan kam, ließ er die Gebeine ausgraben und nach Tehran bringen, die Grabmale aber zerstören, so daß man jetzt nur noch zwei Schutthaufen sieht. Die von Schah Fatch Ali errichtete religiöse Anstalt erhält sich teils aus dem Ertrage ihrer Besitzungen, teils von den Geschenken der Pilger, die größtenteils in die Hände der Priester und Moscheediener fließen.

Auch die Burg oder der Residenzpalast des Prinzen Statthalters verdient Beachtung, nicht zwar als Gebäude — denn sie sieht ziemlich armselig aus —, sondern als die Citadelle von Mäschhäd; sie ist durch eine

doppelte Mauer mit einem Graben so stark befestigt, daß sie — wenigstens für eine asiatische Armee — als unüberwindlich angesehen werden kann. Außerdem besitzt Mäschhäd 10—12 öffentliche Bäder und neben mehreren verfallenen wenigstens 25—30 bewohnbare Karawanseraien. Von den 16 Medresen, die ehemals hier waren, sind nur noch 13 dotiert und mit Mollahs besetzt, welche sich mit Wissenschaften und Jugendunterricht beschäftigen. Bei einigen dieser Medresen sind 50—100 Mollahs angestellt.

* * *

Etwa 25 km nordwestlich von Mäschhäd, am östlichen Ufer eines kleinen Flusses, der in den Strom von Mäschhäd fällt, liegen die Überreste der alten Stadt Tus in einer fruchtbaren Gegend, welche außerdem noch die Ruinen einiger andern kleinern Ortschaften enthält. Die verfallenen Lehmmauern von Tus haben einen Umfang von $5^1/_2$—$7^1/_2$ km. Das merkwürdigste ist hier das noch ziemlich gut erhaltene kleine Grabmal des großen Dichters Firdusi. Eine verfallene Brücke von acht Bogen führt noch zu dem Hauptthore der Stadt. Innerhalb der Mauern liegt auf einem Hügel jetzt ein Dorf. Tus ist von dem Weltstürmer Dschingischan zerstört worden und hat sich, da die meisten Bewohner späterhin nach dem nahen Mäschhäd auswanderten, nie wieder erholen können.

Anhang.

Persische Sprichwörter.

1. Sei nicht ganz Zucker, sonst frißt dich die Welt auf.

2. Einen Stein, der für die Mauer paßt, läßt man nicht auf der Straße liegen.

3. Die ganze Welt ist zu enge für zwei Feinde; ein Nadelöhr hat Raum für zwei Freunde.

4. Die Finger des Fleißigen sind Schlüssel zum Reichtum; aber die Hand eines, der nichts gelernt hat, ist wie der Kochlöffel des Bettlers.

5. Eines Narren Freundschaft ist wie die Umarmung eines Bären.

6. Der Schall der Trommel kommt von ihrem hohlen Bauch.

7. Wehe ums Herz ist's am Morgen den Waisen und am Abend den Wanderern.

8. Ein Mann ohne Freund ist wie die rechte Hand ohne die linke.

9. Die Welt gleicht dem Salzwasser; wer davon trinkt, wird nur um so durstiger.

10. Was du thust, das thust du für dich.

11. Der Bauch des Armen ist der Trog Gottes, und wer ihn füllt, ist Gottes Freund.

12. Auf der Tafel der Sitten ist die Sanftmut das Salz.

13. Es ist leicht, Böses mit Bösem zu vergelten; wenn du ein Mann bist, vergilt Böses mit Gutem.

14. Wenn die Menschen der Kerze den Kopf abschneiden, so giebt sie nur um so mehr Licht.

15. Von vier Dingen hat jeder Mensch mehr, als er weiß: von Sünden, Schulden, Jahren[1] und Feinden.

16. Nur nach fruchttragenden Bäumen wirft man mit Steinen und Stöcken.

---

[1] Der Mohammedaner hält es für unanständig Gott gegenüber, seine Lebensjahre zu zählen: Allah weiß, wann jedes Gläubigen Stündlein schlägt, und damit hat man sich zu bescheiden.

17. Der wahre Weise ist derjenige, welcher von jedermann zu lernen weiß.

18. Der schlechteste aller Menschen ist ein Gelehrter, der mit seiner Weisheit nichts Gutes schafft.

19. Der Ruhm des Kaufmanns ist sein Geldbeutel; der Ruhm des Gelehrten sind seine Bücher.

20. Wer fragt, will lernen.

21. Zwei Arten von Menschen sind zu bemitleiden: der, welcher sucht und nicht findet, und der, welcher findet und nicht zufrieden ist.

22. Die Gabe eines freigebigen Mannes ist ein Geschenk; bei jedem andern ist sie eine Bitte.

23. Drei Sorten Leute hassen sich tödlich und begegnen einander doch stets höflich: Hofdamen, Höflinge und Schüler desselben Lehrers.

24. Wer im Wagen der Hoffnung fährt, hat die Armut zum Reisegenossen.

25. Fürchte den, der dich fürchtet.

26. Halte haus, wie wenn du ewig leben solltest.

27. Wenn ein König im Garten seines Unterthans einen Apfel pflückt, so reißen die Höflinge den Baum mit der Wurzel heraus.

28. Die Höflichkeit eines Bauern ist reine Bettelei.

29. Auf dem Kopf der Waise lernt der Barbier rasieren.

30. Suche einen Weggenossen, ehe du den Weg suchst.

31. Das Geständnis des Fehlers ist die beste Entschuldigung.

32. Der Anfang des Zornes ist die Wut, das Ende ist die Reue.

33. Viererlei Leute können nicht lange mitthun: der Händelsüchtige, der unkluge Tyrann, der Thronräuber und der Verschwender.

34. Die Zunge des Stummen ist wertvoller als die des Lügners.

35. Wer nur einen Garten aufs Mal bebaut, der wird Vögel verspeisen; wer mehrere Gärten aufs Mal bebaut, den werden die Vögel verspeisen.

36. Die Sonne ist im Winter höher gewertet als im Sommer.

37. Wer nicht fischt, fängt nicht.

38. Mag der Parse 100 Jahre das Feuer anbeten, er verbrennt sich doch, wenn er einmal hineinfällt.

39. Wenn der Wolf Fleisch findet, macht er sich keine Gedanken darüber, ob es vom Kamel des Propheten oder vom Esel des Antichristen stammt.

40. Du mußt zu Erde werden, willst du Frucht tragen.

Persische Lehnwörter im Deutschen.

Von den orientalischen Sprachen haben die hebräische und die arabische zu unserem deutschen Sprachschatze bei weitem am meisten zugesteuert. Erstere hat durch das Alte Testament einen mächtigen Einfluß auf das Denken und Fühlen unseres Volkes geübt und dann als Judendeutsch hauptsächlich durch Vermittlung der Gaunersprache — ungefähr die Hälfte des „Rotwälsch" ist hebräisch — unsere Ausdrucksweise um manchen Farbenton bereichert. Arabisch aber war bis in das 13. Jahrhundert n. Chr. herab die Sprache der Bildung und Weisheit, welche ganz Europa lehrte. Dem gegenüber fällt der Einfluß des Persischen natürlich sehr ab; alles, was wir von ihm in unserem Wörterbuche haben, ist durch jene beiden Kanäle geflossen.

Hätten wir hier alle deutschen Wörter aufführen wollen, die jemals aus dem Persischen abgeleitet worden sind, so wäre unsere kleine Sammlung mehr als doppelt so groß geworden. Im folgenden sollen nur die etymologischen Ableitungen gebracht werden, welche als sicher gelten können.

1. Anilin ist eine Weiterbildung des französischen anil, spanisch añil, añir, portugiesisch anil, des Namens für die Indigopflanze. Das Anilin wurde zuerst im Jahre 1826 durch trockene Destillation von Indigo erhalten und erst 1834 auch im Steinkohlenteer aufgefunden. Anil ist aber das persische nil oder nileh mit dem arabischen Artikel. — Wie an vielen andern Orten, kann auch hier das n mit l wechseln, statt niladsch, d. h. Indigofarben, findet sich auch liladsch, arabisch lilak, wovon dann durch das spanische lilac und das französische lilas unser lila gekommen ist.

2. Bazar stammt vom persischen bazar, Marktplatz.

3. Diwan stammt von dem gleichlautenden persischen Worte ähnlicher Bedeutung.

4. Hanf. Der Ursprung des Wortes ist dunkel. Deshalb ist es beachtenswert, daß die Perser die Pflanze auch kanab nennen (griechisch *κάνναβις*).

5. Jasmin, von dem gleichlautenden persischen Wort.

6. Karaffe wurde von dem schwäbisch-französischen Orientalisten Jules Mohl mit dem persischen karabah, Gärflasche, zusammengebracht. Es ist aber jedenfalls von dem arabischen gharaf „schöpfen" abzuleiten.

7. Karawane aus dem persischen karwan.

8. Limone aus dem persischen leimun.

9. Mirza ist jedem gebildeten Deutschen durch Mirza Schaffy bekannt geworden. Das Wort zeigt uns so recht den Verschmelzungsprozeß, den die neupersische Sprache durchgemacht hat. Die erste Silbe ist das

arabische emir[1] mit abgefallenem Anfangsvokal, die zweite das persische zadeh, Sohn, bei welchem das ganze Ende verschluckt worden ist; es heißt also Fürstensohn, Prinz, und wird in dieser Bedeutung dem Namen nachgesetzt; vor dem Namen ist es ein Gelehrtentitel, etwa wie bei uns Doktor.

10. Moschus stammt von dem persischen misk.

11. Orange kommt durch das französische orange, das spanische naranja, arabische narandsch von dem persischen nareng gleicher Bedeutung.

12. Paradies haben wir von dem *παράδεισος* der alten Kirche überkommen. Dieses entstammt wieder dem hebräischen pardês und dieses endlich dem Persischen, wie das Zendwort pairidaeza, Gehege, zeigt.

13. Roquieren. Dieser Terminus des Schachspiels führt uns bis zu den Persern zurück, bei denen heute noch, wie bei den Arabern, den Spaniern (roque) und Italienern (rocco), unser „Turm" roch heißt. Der Vogel Roch spielt in den Märchen von Tausend und einer Nacht eine ähnliche Rolle wie in unsern deutschen Sagen der Vogel Greif. Wie, wo und wann die Figur des Riesenvogels von dem Turm verdrängt wurde, darüber lassen sich wohl Vermutungen hegen, Sicherheit fehlt aber gänzlich.

14. Schach. Auch der Name des ganzen Spieles ist persisch und hängt mit schah = König zusammen. Schach mat ist persisch-arabisch: „(Der) König ist tot."

15. Schikane kommt durch das französische chicane, portugiesische choca, arabische dschokan von dem persischen dschangan. Letzteres bedeutet einen gekrümmten Schlegel zum Ballspiel. Auch im Französischen war chicane ursprünglich le jeu du mail, welchen Sinn es heute noch im Neugriechischen hat. Schikanieren hieße also ursprünglich „schlegeln", „lenken"; noch immer spricht der französische Seemann in vollem Ernste von chicaner le vent.

16. Serail. Das persische Wort serai, das auch zu den Türken übergegangen ist, bedeutet lediglich großes Haus; daher Karawanserai = Karawanenhaus, Station. Italianisiert lautet das Wort serraglio, und davon kommt das französische sérail, womit wir jetzt meistens den Palast des Sultans bezeichnen.

17. Spahi vom persischen sipahi, Ritter, Soldat.

18. Spinat, mundartlich auch Binatsch, ist nicht aus dem lateinischen spina, Dorn, abzuleiten, sondern die Pflanze stammt mit ihrem Namen

---

[1] „Emir" existiert auch sonst im Deutschen als „Admiral"; vgl. v. Kremer, Kulturgeschichte des Orients I, 251 Anm.

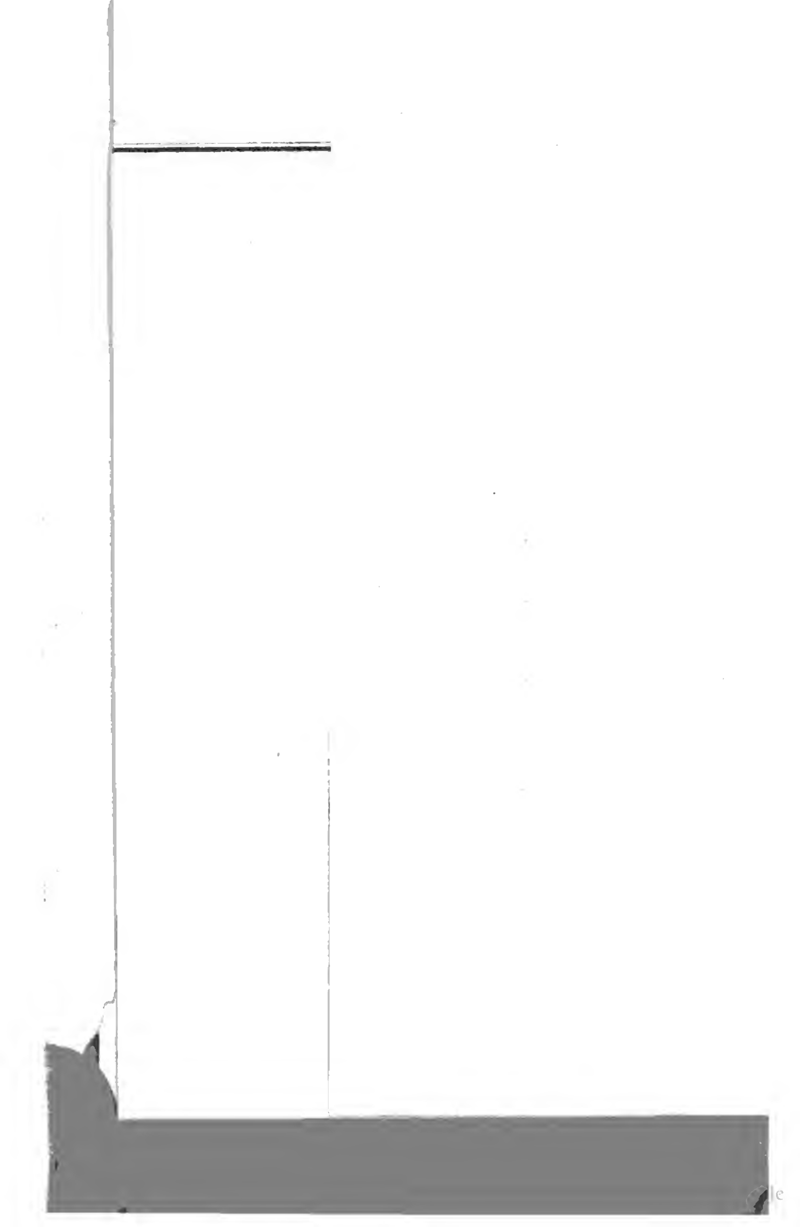
aus Persien, wo sie wild wächst und aspanach oder isfinadsch genannt wird.

19. Taft ist entstanden aus dem persischen taftah, dem Participium Passivi von taften, weben. Also ist es ursprünglich „gewobener Stoff".

20. Tasse kommt durch das französische tasse, italienische tazza, spanische taza vom arabischen tassa, welches wahrscheinlich wieder von dem persischen tast, Becher, abstammt.

21. Zucker. Die Heimat des Wortes ist, soweit wir bis jetzt sehen, Persien. Dort heißt Zucker šakar, dorther bekamen die Römer ihr saccharum. Unser Wort aber stammt nicht von den Römern, sondern wurde zum zweitenmal aus dem Orient entlehnt. Auf arabisch heißt der Zucker as-sukkar, und das wurde die Mutter vom span. azucar, ital. zucchero, deutsch Zucker.

Register.




PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY
PAIR>
32101 035645504

